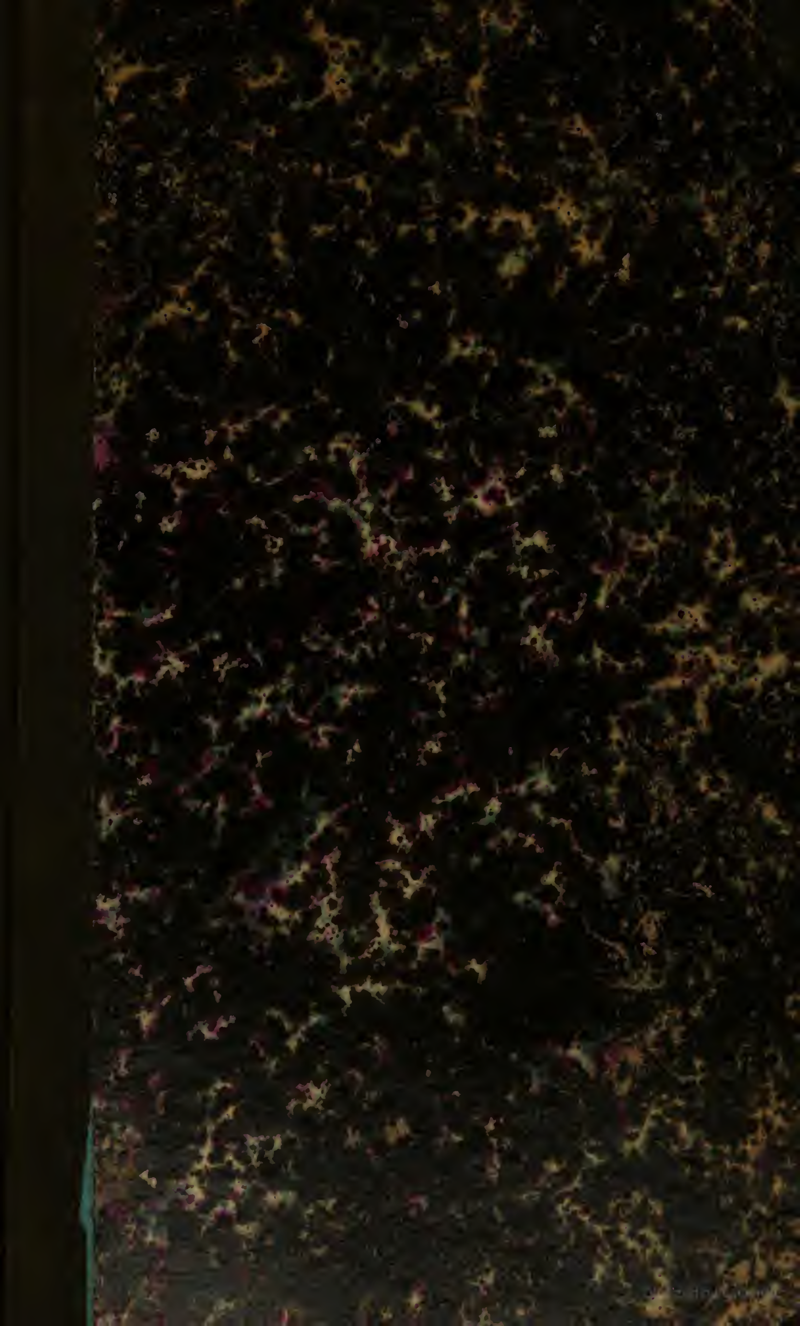






<36621469090017



der

italienischen Freistaaten

im

Mittelalter.

Von

J. C. L. Simonde Sismondi,
korrespondirenden Mitgliede des franz. Instituts rc.

Aus dem Französischen

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erste Lieferung.

Augsburg,
in der v. Jenisch und Stage'schen Buchhandlung.

1836.

Ein weiblicher Walter-Scott!

Im Verlage der **v. Jenisch & Stage**'schen Buchhandlung in Augsburg sind erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Historische Romane

der

Mistres Anna Eliza Bray.

Aus dem Englischen übertragen

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Beispiellos wohlfeile Ausgabe!

Ganz England wiederhallt von dem Ruhme der **Mrs. Anna Eliza Bray,** die in ihren historischen Romanen die Leser und Leserinnen aus allen Ständen, wie durch einen unwiderstehlichen Zauber, zur unbedingten Bewunderung hinreißt. Man könnte sie den „weiblichen Walter-Scott" nennen, ohne ihr wohlverdientes Lob zu übertreiben, da sie in allen ihren Werken jene oft gerügte Länge und Breite vermeidet, womit Walter-Scott nicht selten ermüdet, während die gefeierte Bray nach den übereinstimmenden Urtheilen der gediegensten englischen Journale, in allen ihren Werken einen blühenden kräftigen Styl, eine glühende und doch wohlbeherrschte Phantasie, mit unerschöpflichem Reichthume an Charakteren, Naturtreue, Festhalten an der geschichtlichen Wahrheit, mit geistvoller Auffassung und vollendeter Kenntniß des menschlichen Herzens, zugleich aber mit jener tadellosen Sittenreinheit in der Darstellung verbindet, welche die Dichterin und ihre Werke adelt, die selbst von züchtigen Jungfrauen unbedenklich dürfen gelesen werden. Bisher sind von dieser geistreichen Dame folgende Werke erschienen, die alles übertreffen, was in neuester Zeit im Gebiete der historischen Romane erschienen ist:

1) De Foix; oder: Französisches Leben im XIV. Jahrhundert. Ein Zeit- und Sittengemälde. 3 Theile.
2) Die Weißkappen; oder Anna von Gent. Ein niederländisches Gemälde. Drei Theile.
3) Der Protestant. Ein Nachtstück aus der Regierung der „blutigen" Königin Maria. 3 Theile.
4) Fitz of Fitz-Ford. Eine Sage aus Südengland, aus den Zeiten der Königin Elisabeth. 3 Theile.
5) Der Talba von Portugal; oder: Schicksale der Ines de Castro. Ein Bild aus der Maurenzeit. 3 Theile.

Diese herrlichen Erzeugnisse einer wahrhaft englischen Phantasie in würdiger Uebertragung auf deutschen Boden zu überpflanzen, haben wir den durch eigene Schöpfungen und gelungene Uebersetzungen englischer Klassiker rühmlich bekannten deutschen Schriftsteller und Dichter, Herrn Friedrich Wilhelm Bruckbräu, gewonnen, und von unserer Seite wird Alles Mögliche geschehen, um durch gefällige Ausstattung dieser Werke allen billigen Wünschen zu entsprechen, und durch einen

beispiellos wohlfeilen Preis

eine allgemeine Theilnahme zu erleichtern.

Geschichte

der

italienischen reistaaten

im

Mittelalter.

Von

J. C. L. Simonde Sismondi,

korrespondirenden Mitgliede des französischen Instituts rc.

Aus dem Französischen

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erster Theil.

Augsburg,

in der v. Jenisch und Stage'schen Buchhandlung.

1836.

Vorrede des Verfassers.

„Wäre es möglich, die Geschichte der italienischen Freistaaten in einen einzigen Band zusammenzudrängen?“ Diese von Dr. Lardner, dem gelehrten Herausgeber des encyclopädischen Cabinets an mich gestellte Frage, gab Veranlassung zu dem vorliegenden Werke. Es war für mich schmeichelhaft, in einer großen geschichtlichen Unternehmung mit den ausgezeichnetsten englischen Schriftstellern verbunden zu seyn; aber zu einer Zeit, wo die Rechte der Völker auf der Wage der öffentlichen Meinung wieder gewogen werden, — wo man wechselweise Unterhandlungen und Waffengewalt aufgeboten hat, den Völkern das Vermögen eines unbeschränkten Fortschreitens in der Gesittung unter ihren Gesetzen zu geben oder zu entziehen; — zu einer solchen Zeit war es nach meiner Meinung um so schmeichelhafter und schätzbarer, vor zwei mächtigen Nationen, deren glorreiches Daseyn durch nichts übertroffen wird, die Ansprüche des unglücklichen Italiens auf den Genuß derselben Freiheit darzustellen. Demnach benützte ich diese günstige Zeit, in zwei Sprachen freier Männer das Andenken an jenes Italien neu zu beleben, welchem es zuerst gelang, die größten Segnungen zu gewinnen, — das Andenken an den Antrieb und das Vorbild, so es gab, und dem alle Andern nachfolgten, — und zugleich das Andenken an jene Verbrechen seiner Unterdrücker, welche es der Vortheile beraubten, womit es das ganze übrige

Menschengeschlecht ausgesteuert hat. Es schien mir, daß meine raschere Erzählung des aus seinem Schlummer erwachenden Italiens, seiner Kämpfe, seiner Mißgeschicke und ruhmwürdigen Thaten, einen kräftigeren Eindruck hervorbringen, und in der Geschichte der Freiheit Italiens die Bewahrung der Einheit der Interessen, welche in die gleichzeitige Existenz von hundert unabhängigen Staaten eingreifen, erleichtern könnte. Durch anhaltende Studien war ich mit dieser Geschichte in allen ihren Einzelheiten vertraut. Nachdem ich sie in 16 Theilen erzählt hatte, fühlte ich nicht länger den Reiz der Neuheit dabei, wodurch unbedeutende Thatsachen oft die Schriftsteller zu dem Wahne verleiten, daß jede Bemerkung, deren Auffinden ihnen viel Mühe verursachte, verhältnißmäßig denselben Werth für den Leser haben müsse. Einzelheiten und Einschaltungen konnte ich ohne Ueberwindung aufopfern. Eben so kenne ich aus Erfahrung die Wechselfälle, welche in Italien dauernde Erfolge, und solche, die im Gegentheile, keine herbeiführten. Ich unternahm es also, nicht einen Auszug meines großen Werkes, sondern eine ganz neue Geschichte zu schreiben, worin ich, mein Augenmerk einzig auf das freie Volk der verschiedenen italienischen Staaten richtend, innerhalb eines mit Begeisterung und Interesse vereinbaren Umfanges, ihre erste Befreiung, ihren Heldenmuth und ihre Mißgeschicke zu schildern mich bestrebe. Ich habe mich auf selbst gezogene Grenzen beschränkt; der Leser möge nun beurtheilen, ob ich sie mit entsprechendem Vortheile benützt habe.

London, im Januar.

J. C. L. de Sismondi.

1.

Der Italiener Vermischung mit den nordischen Völkern. Von der Herrschaft des Odoacer bis auf Otto den Großen.

476 — 961.

Romulus Augustulus, der abendländische Kaiser, Sohn eines Patriciers, als geborner Römer fast der Einzige unter den Feldherren des fünften Jahrhunderts, wurde vor dessen Schlusse von seinen Soldaten entthront, und statt seiner Odoacer, von Geburt ein Heruler oder Scythe, mit dem Scepter der Herrschaft belehnet. Der Thronermächtiger vertauschte aus Bescheidenheit den Namen eines Kaisers des Abendlandes mit dem Titel eines Königes von Italien, und so wurde zum erstenmale die Oberherrschaft Roms von nordischen Völkern ausgeübt.

Berengar, Marquis von Ivrea, ein Mächtiger Italiens, herrschte fünf Jahrhunderte später über dieses Reich; seine Landesgenossen setzten ihm die Krone auf, und nahmen sie ihm auch wieder ab. Die Großen des Reiches trugen die Krone einem Sachsen an, Otto, dem Könige von Deutschland, von dessen äußerster Grenze sie ihn beriefen, zur freiwilligen Huldigung; doch es genügte ihnen nicht, ihn als König der Lombardei zu krönen; sie fügten auch noch die kaiserliche Würde hinzu, womit die Abendländer vor zwei Jahrhunderten Karl den Großen zu verherrlichen suchten; späterhin ruhte sie. Also erniedrigten sie durch einen wundersamen Umschwung der Verhältnisse ihr Vaterland, das einst keinen fremden Herrn erkannte, zu einem Landesbezirke des deutschen Reiches, wel-

ches durch so weite Fernen vom Sitze der Regierung getrennt war.

Diese beiden Umwälzungen, von denen die ersten den Namen Kaiserthum mit dem Namen Königthum vertauschte, und die zweite den Tausch zurücknahm, umfassen den Zeitraum der Mißgeschicke, mit welchen kämpfend die Italiener zuletzt eine Selbstständigkeit des Charakters und jene Energie wieder erringen sollten, wodurch sie der Freiheit würdig wurden, und beide Umwälzungen gleichen sich schon ziemlich in den allgemeinen Umrissen der Verhältnisse, noch mehr aber in den durch sie herbeigeführten Ereignissen.

In der erstern sehen wir Rom in der tiefsten Erniedrigung, von da an jedoch den Wiederaufschwung italienischer Tapferkeit, und der von den Cäsaren unterdrückten Kraft. Schien auch letztere Italien unter der deutschen Erbfeinde schmachvolles Joch gebeugt zu haben, so begeisterte gerade dieser Druck die Italiener mit schnellkräftiger Freiheitsliebe, und legte unmittelbar den Grundstein zu ihren Freistaaten.

Kein Lichtstrahl erhellt die Nacht der Geschichte des Augustulus, Odoacer, Berengar, und Otto des Großen, so wie im Allgemeinen jener Zeit roher Barbarei; und dennoch unterscheiden sich die Italiener des fünften bedeutend von jenen des zehnten Jahrhunderts. Während jene das Brandmal der entehrendsten Verachtung trugen, das nur immer die Tyrannei einem gebildeten Volke aufzudrücken vermag, bewährten diese wieder den im Kampfe eines rohen Volkes mit feindlicher Gegenwirkung gestählten, urkräftigen, mannhaften Charakter.

Unter den letztern Kaisern schienen die Herzen der römischen Patricier nicht mehr zu schlagen für irgend ein hervorragendes, erhabenes Emporstreben; aller Ehrgeiz war von ihnen gewichen, jeglicher Wunsch, eine Leuchte des Geistes, der Gewalt oder des Ruhmes zu seyn; der Leitung von Staatsgeschäften entwöhnt, scheuten sie sich, im Civil- oder Militärdienste zu dienen, als ob sie dadurch entehret würden. Zwar gelang es ihnen, als den Höhern im Volke, ihre Na-

men in der Geschichte zu bewahren, aber nur, wenn von ihren Schätzen oder Erduldungen die Rede war.

Wohl konnte man von den kostbaren Gefäßen erzählen, welche plündernde Barbaren aus ihren Pallästen stahlen, von den Sclavenschaaren, die sie auf den Landgütern raubten; aber ihre eigenen Personen gaben der Geschichte keinen Stoff; spurlos schlich ihr Daseyn dahin, nicht auftauchend über die Hefen des Volkes durch Eigenschaften, denkwürdige Unternehmungen, Vorzüge oder Geistesgaben; unbekannt, in schmachvoller Werthlosigkeit, trieben sie sich durch's Leben.

Der Rest der Nation, fast noch feigherziger, entschwindet beinahe dem Geschichtschreiber. Aus Barbaren zusammengesetzt waren die Kriegsheere; das Land trug nur noch Sclaven, die wieder Sclaven zeugten; Italiener sind nirgend zu finden. Man glaubt kaum, daß noch von einem großen Staate gesprochen werde, wenn man die Jahrbücher der letztern Regierungen des abendländischen Reiches durchblättert, und sieht man die Heere auf einzelne Banden heruntergebracht, die Gelder zu den geringsten Kosten unzureichend, den unbedeutendsten Angriff ohne Gegenwehr, Volk und Senat mundtodt, durch einen Offizier der Leibwache einem Fremdlinge die Gewalt geben und nehmen, weil kein einziger Mann unter allen Klassen des Volkes mit muthiger Hand sie an sich zu reißen wagte, so muß man wähnen, von dem Kraal einer winzigen Barbarenhorde zu hören, nicht von des Abendlandes Oberherrschaft, nicht von dem Volke, welches mit dem Namen Roms auch dessen Lebensbildung überkam.

Zur Zeit, da Otto der Große sein Haupt mit der Krone von Italien schmückte, beseelten wieder Ehrsucht und Machtliebe den hochfahrenden, kriegslustigen und freien Adel, der als Richter oder Feldherren über das Volk, als königliche Minister Rechtsvertreter ihres Vaterlandes, Andere als aus seiner Mitte Gewählte, nur mit Widerwillen geduldet hätte. Eben so entschlossen und thatkräftig, doch minder vermöglich, trat der niedere Adel auf. Ausgeschlossen von unmittelbarer Mitlei-

tung der Staatsgeschäfte, behaupteten sie mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit, setzten ihre Burgen in Vertheidigungsstand, machten ihre Landleute mit der Waffenführung vertraut, bestanden auf dem Rechte der Theilnahme an den Versammlungen des Landes, verweigerten die Anerkennung von Gesetzen, und lehnten die Entrichtung von Auflagen ab, die man ohne ihre vorauserholte Zustimmung einführen wollte.

Von der andern Seite bestanden die Bürger, mächtig durch ihr Zusammenleben in den Städten, auf der Bewahrung ihrer Privilegien, ihrer Gemeindeverfassungen, und jener Freiheit, die ohne Ausschluß irgend einer Volksklasse Allen gebührt; wenn sich Alle derselben durch Kraft und Tugend würdig bewähren. Das ganze Volk war von einmüthigem Eifer durchdrungen; überall erhob sich seine Energie aus dem Schlummer, und prüfte, wie viel sie vermöge, ohne Anfangs die Aufgabe lösen zu können, jegliches Unternehmen nur dem eigenen Wohle und der eigenen Vertheidigung unterzuordnen, und begründete jene Ereignisse, denen sie späterhin vollkommen gewachsen war.

Die erste Halbscheid des Mittelalters verdient vorzugsweise Beachtung ob der denkwürdigen Wiedergeburt des Charakters einer ganzen Nation; daß ein völlig erschlafftes Volk wie ein Phönix aus der Asche sich emporschwinge, ist ein in der Geschichte unerhörtes Ereigniß. Dichte Schleier bedecken aber gerade jene fünf Jahrhunderte der Umwandlung des Völkergeistes, und selbst das unermüdlichste Nachgrübeln wird sie nie ganz lüften. Aus jener Zeiten wechselnder Vermischung der drei nordischen Völker, der Gothen, Lombarden und Franken, mit den von ihnen bezwungenen Italienern, hat sich weder ein Monument, noch irgend ein genügender Geschichtschreiber auf uns vererbt; der tiefgesunkene Rest der gebildeten Welt, und die Rohheit der Barbaren waren des Schreibens unfähig. Die Namen der Könige, ihre bedeutendsten Heereszüge und oft entthronenden Umwälzungen, finden wir zwar aufbewahrt in einigen Chroniken, welche Zeitgenossen schrieben; aber vergebens suchen wir darin eine Schilderung des Volkes, oder Grundzüge

zur Beurtheilung ihrer Sitten und der Stufe ihrer Bildung. Dagegen beschäftigen wir uns nicht mit der Geschichte der Fürsten, insoferne sie nicht den Ursprung unserer Freistaaten beleuchtet. Genöthiget, dem Wunsche zu entsagen, eine genügende Geschichte jenes unenthüllten Zeitalters zu liefern, beschränken wir uns auf eine Darstellung der Vermischung der nordischen mit den südlichen Völkern, in ihren Umrissen; späterhin wollen wir einzelne, vorzugsweise, beachtenswerthe Stoffe auswählen und bearbeiten, z. B. das Entstehen, Gedeihen und Aufhören des Feudalwesens, die Geschichte der Kirche und der Stadt Rom, beginnend vom Ende des abendländischen Reiches, so wie der griechischen Städte in Süd-Italien, der Seestädte, und zuletzt aller jenen Städte mit Gemeindeverfassungen, welche sie zu freien Regierungen erhuben. Nach diesem Plane wird es uns gelingen, die ersten Jahrhunderte des Mittelalters theilweise zu erhellen, ohne auf eine quälende Weise Barbaren-Namen nach der Zeitrechnung aufzuführen, welche den Leser anwidern, der ihnen ohnehin schon in andern Werken begegnen kann.

476.

Nach der Zerstörung des abendländischen Reiches, bewegte sich alle Cultur innerhalb der Marken des Morgenlandes. Unter den Scepter der Beherrscher von Constantinopel beugten sich noch Griechenland, Thracien, ein Theil von Illyrien, Kleinasien, Syrien und Aegypten, während die nordischen Völker in das eroberte Abendland sich schon völlig getheilt hatten. In Gallien herrschten die Franken, in Britanien die Angelsachsen, in Spanien die Westgothen, in Afrika die Vandalen, in Italien Odoacer.

476—493.

Keinen Nachzug neuer Barbaren-Horden nach Italien, hat die Regierung des Odoacer veranlaßt, welche nur die Niederlassung jener auswärtigen Miethlinge, aus welchen ausschließlich seit langer Zeit das Reichsheer bestand, fester be-

gründete. Mit einem Oberhaupte aus ihrer Mitte, allein verfügend über alle Macht, rißen diese Söldlinge jede Gewalt an sich; jene begrüßten sie als König, und, ihrer Bitte entsprechend, bewilligte er ihnen, die Besitzungen zu vertheilen; den dritten Theil der Ländereien erhielten die Barbaren eigenthümlich zum Geschenke. Die Gewalt der Miethlinge und die Herrschaft des Odoacer währten blos siebzehn Jahre. Also gieng die Herrschaft der Römer in jene der Barbaren über; nach der Stimme der Völker lud Odoacer den Vorwurf der Auflösung des noch geehrten Namens des Reiches auf sich, und zwang die Italiener, als ihrem Monarchen einem jener nordischen Eroberer zu huldigen, welche sie bisher nur als Feinde oder Söldlinge betrachtet hatten.

489.

Theodorich, König der Ostgothen, unternahm vierzehn Jahre nach der Krönung des Odoacer, mit Gutheißung Zenons, des abendländischen Kaisers, einen Zug nach Italien, versuchte Odoacers Reich zu erobern, und erreichte sein Ziel nach der Einnahme von Ravenna. Am Hofe zu Constantinopel hatte Theodorich einen Theil seiner Jugendzeit zugebracht, und erhöhte die Vorzüge eines Barbaren durch das Wissen eines gebildeten Volkes.

489 — 526.

Die beiden Völker, welche er beherrschte, wollte er zum wechselseitigen Wohle verschmelzen; den Italienern übertrug er Staatsämter, den Gothen Stellen im Heere; ihm verdankte Italien eine Achtung gebietende Haltung, den andern fremden Völkern gegenüber, und den ersten Versuch, das so lange gebeugte Römervolk wieder mit Selbstvertrauen auf die eigenen Kräfte zu beseelen, wodurch einige erloschene Tugenden der Nation wieder entzündet wurden.

Wie passend auch zur Wiederbelebung der Römer die Vermischung mit nordischen Völkern sich erwies, so war gleichwohl die Rückwirkung auf die Barbaren um so unheilvoller, gleichwie, wenn zwei Flüssigkeiten von ungleichen Wärmegrade ver-

mischt werden, eine von beiden nur durch jene Hitze sich verstärken kann, welche die andere verliert. Nur vierzehn Jahre währte die Obergewalt der Gothen, deren letzte achtzehn Jahre ein Kampf auf Leben und Tod mit den Griechen in Blut tauchte, denkwürdig durch zweimalige Eroberung Italiens, zuerst durch Belisar, dann durch Narses, wobei der größte Theil jener Nation zu Grunde ging, vor welcher fünfzig Jahre früher die Griechen in Constantinopel erbebten.

489 — 553.

Nur deßwegen kann die Geschichte der Ostgothen, die im Grunde mit dem Verfalle des römischen Reiches zusammenhängt, im Einklange mit unserer Geschichte zu stehen scheinen, weil die Gothen zuerst unter den Barbarenhorden in Italien sich heimisch machten. Einem Herren gehorchend, verbündeten sie sich durch die engsten Bande, die nordische Abstammung wurde gänzlich verwischt, die Ostgothen blieben kein eigenes Volk mehr. Wahrscheinlich wäre diese Verschmelzung unter der kurzen Herrschaft der Griechen in Italien nie zu Stande gekommen. Eine sechszehnjährige, kluge Regierung nach der Eroberung, schützte den Narses nicht vor dem ehremißgönnenden Argwohne der Kaiserin in Constantinopel, die ihm heimzukehren befahl; darum übertrug der greise Cohortenführer den Vollzug seiner Rache dem Albion, Könige der Lombarden, dessen heimliche Berufung nach Italien sein Werk war.

568.

An Tapferkeit, Rechtlichkeit und kriegslustigem Geiste, übertrafen die Lombarden fast alle germanischen Stämme. Scandinavien gaben sie als ihr ursprüngliches Vaterland an, doch hauseten sie seit zwei und vierzig Jahren in Pannonien, welches sie ihren Verbündeten, den Hunnen, einräumten, als sie, durch eine bedeutende Heeresabtheilung von Sachsen verstärkt, einen Zug nach Italien unternahmen.

Die numerische Ueberlegenheit der Lombarden genügte zur Eroberung des ganzen Italiens nicht. Der frühe Tod Alboins,

nach einer kurzen Herrschaft von dritthalb Jahren, und der dadurch herbeigeführte gesetzlose Zustand, setzte ihren Eroberungen Schranken. Auch in den Lagunen Venedigs hatte schon ein freies Volk festen Fuß gefaßt, und so den Nacken aus der Schlinge des lombardischen Joches gezogen. Treu hielt Rom sich an die Kaiser, mit seinem Gebiete, damals Herzogthum genannt, unter päpstlichem Schutze. Die Lombarden vermochten nichts gegen die Griechen, welche die Statthalterschaft *) von Ravenna und Pentapolien, einen Theil des Kirchenstaates, so wie die Seestädte des südlichen Italiens vertheidigten, und inmitten der Provinzen des heutigen Neapels, beinahe völlig unabhängig von den Königen der Lombarden, behauptete sich ein Fürst dieses Volkes unter dem Namen eines Herzogs von Benevent. Von Pavia aus beherrschten Alboin und seine Nachfolger ihre Staaten, von den Alpen bis zum Angesichte Roms.

Demnach bezeichnet Italiens Eroberung durch die Lombarden den Wendepunkt des Widerauflebens der Völker. Ueberall entstanden unabhängige Fürstenthümer, Gemeindeverfassungen, Freistaaten, und neues Leben beseelte wieder jenen Boden, von dem es so lange Zeit verschwunden war. Nach der Schilderung des innern Haushaltes der Lombarden im Königreiche Pavia, im nächsten Kapitel, sollen einzeln und stets in demselben Zeitraume, das Herzogthum und der Freistaat von Rom, das Fürstenthum Benevent, die Freistaaten von Neapel, Amalfi, Gaeta und Venedig, so wie alle Völker, die damals auftauchten, zur Sprache kommen.

568 — 774.

In ungeschwächtem Glanze währte die Herrschaft der Lombarden zweihundertsechs Jahre unter ein und zwanzig Königen während dieses Zeitraumes; manche von ihnen bewährten bedeutende Geistesvorzüge, welche jene weisen Gesetze ihres Reiches beurkunden, von deren Resten wir noch einigen begegnen

*) Exarchat.

werden. Zu einer so innigen Verschmelzung der Lombarden mit den Italienern, wie der Gothen mit diesen früherhin, kam es aber nie. Mit blutigeren Opfern hatten sie ihre Niederlassung im Lande begonnen, und ein tödtlicher Haß schied nun beide Völker, der selbst die Vernichtung des Königreiches Pavia noch lange überdauerte. Liutprand, Bischof von Cremona, ein geborner Lombarde, giebt hierüber folgendes Zeugniß: „Wir Lombarden, und mit uns die Sachsen, Franken, Schwaben, Lothringer, Bayern und Burgunder, wir hegen eine so tiefe Verachtung vor dem Namen „Römer," daß wir unsere Feinde im höchsten Zorn nur „Römer" schmähen, indem wir mit diesem Namen den Inbegriff alles Entehrenden ausdrücken, Feigheit, Habsucht, Kraftlosigkeit, den Geist der Lüge, alles Lasterhafte." Die Römer mögen wohl sicher von gleichem Haße gegen ihre Tyrannen erfüllt gewesen seyn.

In dem Maße des Hinsterbens des römischen Volkes, erstarkten die Lombarden in Italien. Als entartete Schwächlinge scheuten die Römer den Ehestand, während die lebenskräftigen Lombarden, von dem Wunsche durchglüht, den erworbenen Ruhm auf Nachkommen zu vererben, die Ehe liebten. Noch nicht verarmte Italiener zogen aus einem Lande, das ihnen täglich fremdartiger erschien, in das Herzogthum Rom, die Statthalterschaft, in das griechische Calabrien, oder zu den Lagunen Venedigs, und erbaten sich von Feinden und Unterdrückern eine neue Heimath. Diese Provinzen, von den Griechen fast ganz ihrem eigenen Schicksale anheimgegeben, hatten keinen Gebieter, dem sie gehorchten; ihr geringer Umfang, die täglich drohenden Gefahren, entzündeten späterhin wieder in den Herzen aller ihrer Bewohner die erloschene Vaterlandsliebe.

Verfall der Sitten verdirbt barbarische Völker schneller als gebildete; selbst die Lombarden sanken zu Schwächlingen herab durch die Einwirkung des Clima, durch den üppigen Boden und durch frohnpflichtige Bauern, obwohl sie bis zum Erlöschen ihrer Herrschaft einer freigewählten Verfassung und weiser Gesetze sich erfreuten, durch die sie fremde Völker überrag-

ten, und ihr kriegerischer Geist einen dauernden Aufschwung verhieß, da ihre Grenzen nicht abgeschlossen waren, deren Erweiterung ihre vervielfältigten Zerwürfnisse mit feindlichen Völkerschaften, und häufig die Entscheidung durch das Schwert herbeiführten. Unter der Regierung ihrer letzten Könige, Astolf und Desiderius, konnten sich die Lombarden weder mehr mit den Franken, noch mit den Germanen messen; nur mit Italienern und Griechen kämpften sie seit langer Zeit, und machten sich ihre Art der Kriegführung eigen, obgleich sie jene besiegt hatten.

Der Untergang des Reiches der Lombarden wurde durch ihre geraume Zeit währende Feindschaft mit den Römern und Griechen veranlaßt. Durch das Recht der Eroberung fielen dem Liutprand die Statthalterschaft und Pentapolien zu, da aber auch das Herzogthum Rom von seinen Nachfolgern Astolf und Desiderius bedroht ward, stellten sich die Päpste unter den Schutz französischer Fürsten. Astolf sah sich im Jahre 755 von Pipin genöthiget, dem Papste die Statthalterschaft, und die von den Griechen eroberten Provinzen abzutreten, eigentlich ihm den Besitz derselben zu verbürgen. Adrian rief Karl den Großen zu Hülfe, der im Jahre 774 die Lombardei eroberte, Desiderius in Pavia zum Gefangenen machte, und sein Haupt mit der Krone der Lombarden schmückte.

Den Italienern galt die Eroberung der Franzosen als eine neue Ueberströmung von Barbaren; aber der Geist und die hohen Eigenschaften Karls des Großen vergüteten zum Theile wieder die verderblichen Wirkungen der völligen Unkenntniß und der zügellosen Wildheit seiner Soldaten; und brachte fast ganz Italien unter seine Herrschaft. Die Lombarden huldigten ihm als ihrem Könige; er nahm auch den Titel eines Patriciers der Statthalterschaft und des Herzogthums Rom an, welche ihn ebenfalls als ihren Herrn erkannt hatten. Zuletzt mußte sich auch Aragisus, Herzog von Benevent, huldigend seinem Scepter unterwerfen. Das neugeordnete Italien erhielt durch Karl einen von seinen Söhnen zum Herrscher, er

selbst aber am Osterfesttage 800 von den Mächtigen und dem Volke zu Rom den Titel eines Kaisers, unter donnerndem Jubelrufe.

Durch diese Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthumes, wozu Deutschland, Frankreich und Italien gehörten, machte Karl das Reich seines Sohnes im Grunde zu einer Provinz seines eigenen Reiches. Der lombardische Thron verblieb dem Herrschergeschlechte Karls des Großen von dem Jahre der ersten Eroberung 774, bis zur Entthronung Karls des Dicken, Urenkels Karls des Großen, im Jahre 888.

774—814.

In der Geschichte des Mittelalters ragt Karl der Große zweifellos als einer der ruhmwürdigsten Geister hervor. Dieser Monarch wirkte auf seine Zeitgenossen, als wäre er selbst der Sohn eines ganz andern Jahrhunderts gewesen; gleichwie man zu Zeiten außerordentliche Männer trifft, welche durch die Energie eines Halbbarbaren selbst gebildete Völker nach ihren Ansichten lenken. Der Bildung weit vorangeschritten, beherrschte damals Karl der Große Barbaren durch seinen überflügelnden Geist, durch Kenntnisse und Genie. Als Gesetzgeber und Heerführer gleich groß, besaß er auch das Talent des Erhaltens und Behauptens der Staaten, mit dem sichern Takte schlagfertigen Scharfblicks. Zu unermeßlichen Fortschritten auf der Bahn der Cultur, führte er die Völker Germaniens während der Dauer seines Lebens. Mit einem Bande umschlang er Römer und Barbaren, Sieger und Besiegte, beugte sie unter einen Scepter, und schloß mit dem Grundsteine zu einer besseren Ordnung der europäischen Verhältnisse.

Man lasse sich aber durch die staunenerregenden Eroberungen Karls des Großen ja nicht verleiten, seine Regierung für eine Segnung der Menschen zu halten. Auf ihm lastet im Angesichte der Menschheit die schwere Verantwortung der Regierung seiner Nachfolger, des neunten und zehnten Jahrhunderts, die alles Unheil der Weltgeschichte erschöpfen, der

Bürgerkriege unter den Karolingern, der schmachvollen und zerstörenden Raubzüge der Barbaren, des ausnahmlosen Versinkens und gänzlicher Auflösung, und die Heimsuchung einer Barbarei im neunten Jahrhunderte, welche an Rohheit jene des siebenten noch weit überbot?

Karl der Große erreichte fast sein Ziel der Gründung einer Universalmonarchie, vermochte aber nicht, sie, gleich den Römern, durch eine Siegesreihe von sieben Jahrhunderten haltbar zu machen, die Fesseln, womit er die unterjochten Völker, nach der Zeitfolge ihrer Bezwingung, an seine siegreiche Nation kettete, so fest schmiedend, und sie so völlig in ein Ganzes verschmelzend, daß sie nur noch einen Leib zu bilden schienen. Nur Karls Person, ein ganzes Menschenleben hindurch, nicht seiner Nation, blieben sie in Unterwürfigkeit zugethan. Den Widerstand dieser barbarischen Horden hatte er zwar gebrochen, und durch ihre Unterjochung den Aufschwung ihres Geistes, ihre volksthümliche Ordnung der Dinge, und alle ihre Mittel zur Selbstständigkeit oder Gegenwehr vernichtet; aber ihren Herzen konnte er keine Neigung für diese neue Monarchie gebieten, deren gewaltthätige Anordnungen allen Begriffen von Recht und Gerechtigkeit Hohn sprachen.

Die Thronfolge und Theilung unter den Prinzen war gleichfalls ein fruchtloses Machtgebot, noch nicht durch die Weihe von Jahrhunderten zur Autorität erhoben, sohin durch das Interesse Einzelner verdrängt, und eine Quelle der Kriege der Söhne Ludwigs des Frommen. Das Wirken der Krieger und der Diener der innern Verwaltung fand keine Stütze weder im Geiste, noch in der Liebe des Volkes zu einer Regierung, die sich nur mit der Vernichtung aller andern beschäftigte; daher lassen sich die Einfälle der Normänner und Sarazenen erklären, die Schwäche eines großen mit Soldaten überflutheten Reiches, welche den Feigsten ihrer Feinde gegenüber noch für Helden galten.

Allerdings zeigen sich uns die Nachfolger Karls des Großen talentlos; und der Gang der Ereignisse auf der Welt hätte

nie den Glauben veranlassen sollen, daß dem Eroberer von Europa, dem Gründer eines neuen Herrschergeschlechtes, nach einer vierzigjährigen ruhmvollen Regierung, ein Regent, seiner würdig, folgen werde. Wäre inzwischen dieß dennoch geschehen, hätten zwei bis drei Fürsten, wie Karl der Große, den Frankenthron bestiegen, so würde die Universalmonarchie vermuthlich unerschüttert geblieben seyn, jedoch nur mit dem Verluste aller jener Vorzüge von Europa, dessen Ruhm sie verkünden; vielleicht würde es zwar früher eine Halbbildung gewonnen haben, dann aber, wir unser heutiges China, in schmähliche Geistesschwäche versunken seyn.

In Wahrheit ist auch Karl der Große in gewissen Beziehungen der einzige Lichtpunkt. Seine Ritter sind Helden der Dichtung, nnd keinen ruhmleuchtenden Namen konnte er dulden, weder neben sich, unter den Männern seiner Zeit, noch unmittelbar nach sich, unter seinen Thronfolgern. Das Jahrhundert vor ihm hatte eben keinen Mangel an hervorragenden Männern. Alle von Karl dem Großen unterworfenen Völker, selbst die Lombarden, konnten Herrscher aufweisen, der geschichtlichen Unsterblichkeit würdig. Darin mindestens übertraf er alle Andern, daß vor ihm die halbe Welt weder einem Gebieter gehorchte, noch durch den gewaltigen Willen eines Einzigen ein Ganzes bildete.

814—888.

Im Jahre 814 starb Karl der Große, und das Erbe seiner monarchischen Schöpfung blieb nur drei und siebzig Jahre bei seinem Stamme. Nach einigen scheußlichen und verhängnißvollen Regierungen, verlor Karl der Dicke, der Letzte der Karolinger, im November 887 den Thron, und am 12. Januar 888 das Leben. Weniger Italien behandelt die Geschichte der Karolinger, als ganz Europa, und es ist uns sehr erfreulich, der Erzählung unnatürlicher Kriege der Kinder gegen ihre Väter, der Brüder gegen Brüder, einen langen Zeitraum mit Blut bezeichnend, überhoben zu seyn. Während

dieses Zeitraumes hatte Italien weniger Mißgeschicke zu ertragen, als alle andern Reiche, welche Karls Nachfolgern gehorchen mußten. Sechs und zwanzig Jahre lang beherrschte es Ludwig II., ein Fürst, ruhmwürdig durch Tugend, Geistesgaben und Schlachtenmuth. Namentlich unter seiner Herrschaft verlieh das Vorbild französischen Heldengeistes den italienischen Soldaten wieder Neigung zum Kriegsdienste, und verjüngte ihren Ruf; durch zunehmende Bevölkerung, welche auch die Städte wieder füllte, die durch frühere Verwüstungen menschenleer geworden waren, wurde der Anbau italienischer Felder mit erneuertem Leben betrieben.

Die socialen Verhältnisse sanken unter der stützelosen Regierung der Karolinger; durch Familienkriege wurden die Könige genöthiget, um die Hülfe ihrer Unterthanen vermittelst Gebiets-Abtretungen mit dem Opfer ihres königlichen Ansehens zu feilschen. Nach Außen in Vertheidigungskriege verwickelt, mit gebrochener Kraft durch innere Fehden, waren sie unvermögend, Anmaßungen nur ihnen zuständiger Rechte abzuwehren, und somit war beinahe kein einziges Schloß, keine einzige Stadt mehr zu treffen, im weiten Umkreise ihres Gebietes, worin nicht ein anderer Herr zu gebieten hatte. Die Herzoge oder Markgrafen hatten sich der Provinzen bemächtiget, die Bischöfe der Hauptstädte, und den Grafen blieben die übrigen Städte; der König war nur noch ein Schattenkönig, ohne doch jemals seine Gewalt wieder in die Hände des Volkes gelegt zu haben.

888.

In dem Maße, als die Ereignisse seit dem Thronverluste Karls des Dicken in den Bereich des Emporkommens unserer Freistaaten rücken, nehmen jene unsere größere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie befassen sich auch mehr mit dem italienischen Volke, das nun wieder unter einem italienischen Monarchen stand. Der seit drei und sechzig Jahren, vom Sturze der Karolinger bis zur Krönung Otto's des Großen, oft von

Erschütterungen begleitete Regentenwechsel, begann seinen Einfluß auf den Volksgeist zu äußern, und hegte und pflegte das Streben nach republikanischer Freiheit, das uns in kurzer Zeit in den Städten begegnen wird.

Dreißig Hauptlehen unter dem Namen von Herzogthümern, hatten die Lombarden in ihrem Reiche hergestellt, wie uns das nächste Kapitel, über das Feudalwesen, erzählen wird. Die Anzahl dieser Herzogthümer nahm unter dem Herrschergeschlechte der Karolinger bedeutend ab, doch nicht, wie man glauben dürfte, in Gemäßheit eines Gesetzes, sondern entweder durch die Belehnung eines einzigen Herrn mit mehrern Lehen, oder umgekehrt, indem mehreren Grafen ein einziges Lehen zugewiesen wurde. Daraus wird es auch begreiflich, daß, als Karl der Dicke die Krone verlor, nur fünf oder sechs von solchen Lehenträgern die Macht besaßen, als Regenten aufzutreten, oder nach der Krone zu greifen. Fast ohne alle Ausnahmen führten die großen Lehen, welche sie inne hatten, den Namen „Markgrafschaft" oder „Herzogthum." Die Franken und Germanen verstanden unter dem Worte „Mark" die Grenzen der Länder; die großen Herzogthümer, welche allein noch der Auflösung entgangen waren, zogen sich an den Grenzen hin, damit ihre Inhaber ohne Beihülfe des Monarchen, äußere Angriffe auf das Königreich abzuwehren vermochten.

Benevent war das umfangreicheste der großen Lehen in Italien, durch die Gründung des Zotus im Jahre 568 entstanden, den größten Theil der Provinzen des heutigen Neapels umfassend. Die Geschichte der Freistaaten des südlichen Italiens, mit denen die Herzoge von Benevent in endlose Fehden verwickelt waren, wird uns im vierten Kapitel Anlaß geben, von diesem Herrschergeschlechte ausführlicher zu sprechen. Benevent, Salerno und Capua, drei unabhängige Fürstenthümer, durch einen Vernichtungskrieg sich wechselseitig zerfleischend, waren im neunten Jahrhunderte aus dem Herzogthume Benevent gebildet worden; doch ihre Fürsten verzichteten auf jeden Versuch, nach der Krone von Italien zu greifen.

Eben so bescheiden war zu derselben Zeit das Benehmen des Adalbert, Grafen von Lucca und Markgrafen von Toscana, von diesem herrlichen Lande, dem die Schöpfung schon eine selbstständige freie Stellung durch die Felsenwände, welche es von dem übrigen Italien scheiden, verliehen zu haben schien. Ein Bonifaz kommt als Herzog von Toscana zur Zeit Karls des Großen, vor. Diese Provinz erfreute sich unter der Regierung seiner Nachfolger ein hundert fünfzig Jahre lang einer ungestörten Wohlfahrt, und Keiner von den mächtigen Feudalherren konnte mit dem glanzvollen Prunke ihres Hoflagers wetteifern.

Jene zwei kleinen Provinzen, einst von den Lombarden gegen die Griechen vertheidiget, und noch in unsern Tagen den Namen „Marken" führend, hatten die Markgrafen von Fermo und Camerino zu Gebietern, welche so eben aus ihren Lehen waren verdrängt worden. Anscar, Markgraf von Ivrea, beherrschte eine Provinz von Piemont, von welcher früher die Lombarden mußten die Franken abwehren. Mächtiger als alle diese Mitbewerber traten zwei Kämpfer um die Krone in die Schranken, Berengar, Markgraf von Friaul oder der Mark Trevisa, und Guido, Markgraf von Spoletto oder Ombrien. Die Länder des Erstern erstreckten sich von den Julieralpen bis an die Etsch; den Paß aus den Alpen zu verlegen, das einzige leicht zugängliche Thor nach Italien, durch welches in frühern Zügen die Scythen und Germanen gebrochen waren, schien durch seine Lage ihm geboten. Berengars Ahnen waren die alten lombardischen Herzoge von Friaul, in verwandtschaftlicher Verbindung mit der herrschenden Dynastie durch Karl den Großen nach der Eroberung von Friaul. Berengar war ein Sohn Eberhards, Herzogs von Friaul, erzeugt mit Gisele, einer Tochter Ludwigs des Frommen.

Die Marken Fermo und Camerina hatte Guido, Herzog von Spoletto, seinen Ländern einverleibt; die innern Zwiste im Herzogthume Benevent benützte sein Großvater, der eben so hieß, um den größten Theil dieser Länder zu erobern, oder,

richtiger gesagt, durch verrätherische Kunstgriffe sich ihrer zu bemächtigen. Diese Eroberung stellte Guido, einen gebornen Franken, und mit dem königlichen Hause der Karolinger verbunden, worüber jedoch ein näherer Ausweis nicht zu finden ist, in die Reihe der mächtigsten Fürsten. Ungeachtet wiederholter Gelderpressungen von der römischen Kirche, gedieh dennoch die Aussöhnung mit ihr selbst bis zu seiner Adoptirung durch Papst Etienne V. Schelsucht ob der Macht war nicht die einzige Quelle des wechselseitigen Hasses zwischen Berengar und Guido. Einige Jahre früher wurde über Guido die Reichsacht ausgesprochen, und Berengar von Karl dem Dicken beauftragt, dieselbe durch Krieg und Einziehung seiner Lehen zu vollstrecken. Jene zwei gleichmächtigen Fürsten traten, in den Tagen der Zerstückelung des Reiches Karls des Großen an mehrere Gebieter, mit ihren Ansprüchen auf die Oberherrschaft von Italien hervor, durch Beispiele angezogen, weil im gleichen Jahre Astolf, ein natürlicher Sprosse der Dynastie der Karolinger, Deutschland; Ludwig, Sohn des Boron, das Königreich Arlas; Rudolph, Conrads Sohn, das obere Burgund, und Odo, Graf von Paris, das westliche Frankreich, an sich riß.

Alle europäischen Fürsten jener Zeit hielten sich für fränkische Prinzen, wodurch sie den Theilungskriegen die Natur jener Bürgerkriege verliehen, welche von der Ehrsucht der Machthaber entzündet, aber von den Gesinnungen des Volkes nicht getheilt werden. Daraus läßt sich, selbst bei einer so mächtigen Nation, jene Schwäche erklären, die man bei einer Monarchie unter andern Verhältnissen am wenigsten voraussetzen würde, und die Auflösung aller socialen Bande, wodurch jede Stadt genöthiget wurde, die innere Verwaltung, und die Sicherstellung nach Außen selbst zu übernehmen.

888—894.

Inzwischen betrieben Berengar und Guido wechselweise die Bewerbung um die Krone bei den versammelten Ständen, oder eigentlich bei den Bischöfen Italiens, suchten, bald Sieger,

bald Besiegte, bei jedem Wechsel die Stimmen der Wähler durch neue Abtretungen zu gewinnen, und entzogen dadurch der Krone alle Privelegien, ohne auf irgend eine Partei rechnen zu können. Die Unterwürfigkeit, welche der Ueberwinder begehrte, schien den Lehensbesitzern eben so lästig als schmachvoll, daher sie stets zu den Ueberwundenen hielten.

Berengar herrschte während der sechzigjährigen Bürgerkriege sechs und dreißig Jahre lang als König von Italien, in den letzten neun Jahren seines Lebens als Kaiser. Er siegte über seine ersten Mitbewerber, die Prinzen aus dem Hause Spoletto, und noch Andere befehdete er, welche seine Unterthanen zur Auflehnung verleiteten, nämlich Ludwig von der Provance, und Rudolph von Burgund, und seine ganze Regierungszeit mußte er auf die Vertheidigung seines Thrones verwenden; darüber äußert ein Geschichtschreiber, fast ein Zeitgenosse Berengars. „Den Italienern sind immer zwei Herren willkommen, um einen aus Besorgniß vor dem andern im Schach zu halten.“

Nicht genug, daß die Bürgerkriege Italiens mit der Regierung Berengars gleichen Schritt hielten, begannen während derselben auch die unheilvollen Einfälle der Nomadenvölker aus dem Norden und Süden, der Hungarn und Sarazenen, die ein halbes Jahrhundert lang Italien, verwüsteten, und die Sitten seiner Bewohner durch Aufnöthigung einer neuen Art von Vertheidigung änderten.

Deutschlandes und Italiens Pforten hatte der unkräftige Sohn Rudolphs, des deutschen Königs, — Ludwig, — den Hungarn aufgeschlossen, einer dazumal noch heidnischen Barbarenhorde, welche gleich den Hunnen, aus den Steppen der Scythen hervorbrachen, ihren Spuren zur Verwüstung des Abendlandes folgten, die Provinzen verödeten, und die Griechen, Bulgaren und Germanen zu demüthigenden Tributen zwangen, wodurch sie ihre Verheerungen abwenden mußten. Diese rohen Barbaren erregten den Wahn von dem nahen Untergange der Welt, und die Gottesgelehrten bemühten sich mit allem Eifer, zu erforschen, ob sie wohl die in der heiligen Schrift Gog und

Magog Genannten seyen. Morden schien ihre Lieblingsbeschäftigung, und nur Verwüstung die Aufgabe ihrer Einfälle. Italien und Deutschland bis an die äußersten Grenzen durchstreifend, schleuderten sie die Brandfackel in maurenlose oder unhaltbare Städte, und Blutströme von gräuelvollen Hinschlachtungen dampften von ihren Mörderspuren auf.

Dennoch machten sie keine Eroberung von Dauer, obgleich sie fünfzig Jahre lang, selbst Europa bedrohend, wütheten. Ungedrängt schleppten den kostbaren Raub heim in die Wälder Pannoniens jene blutsatten Horden, nach dem sie durch ganz Italien bis nach Capua, und durch Deutschland bis nach St. Gallen Tod und Verderben verbreitet hatten.

Berengar zog den Hungarn, der selbst ihren Namen nicht einmal kannte, und ihren Anmarsch gegen Pavia nach der Verheerung der Mark Trevisa vernahm, bei ihrem ersten Einfalle im Jahre 900 mit einem Heere entgegen, das jenem aller Barbaren dreifach überlegen war. Hierüber bestürzt, und des Landes unkundig, nahmen die Hungarn eine Stellung hinter der Brenta, verlangten den Frieden und das Zugeständniß des freien Abzuges in ihre Heimath, gegen Abtretung ihrer Beute. Berengar aber überließ sich dem Selbstvertauen, die Barbaren für ihre Verwegenheit züchtigen, und dadurch ihr Gelüsten nach künftigen Einfällen für immer vernichten zu können. Er nöthigte sie zur Schlacht, die mit seiner völligen Niederlage endete, da er weder jene Tollkühnheit, zu welcher die Verzweiflung aufstachelt, noch die in den Reihen seines Heeres lähmend gährende Zwietracht bemessen hatte. Die siegreichen Hungarn durchströmten wieder, ohne Gegenwehr zu treffen, alle Provinzen bis in das Herz Italiens; denn der Muth der Italiener war durch Berengars Besiegung so gänzlich gebrochen, daß kein Heerführer es mehr wagte, diesen racheschnaubenden Barbaren die Spitze zu bieten.

Nicht minder gefürchtet waren schon früher auch noch andere Barbaren, an Italiens beiden äußersten Punkten, die Sarazenen. Von 827 bis 851 eroberten sie Sicilien von den

Griechen, kamen von da in das Königreich Neapel, aus dem sie seit dem Jahre 839 nicht mehr zu verdrängen waren, zogen zur Zeit, da Berengar die Zügel der Regierung ergriff, tief in das Land der Latiner, und begannen dort eine neue Ansiedelung. Von dem Garigliano aus, an dessen Gestaden sie eine Burg oder ein befestigtes Lager bauten, trugen sie ihre Schrecken durch die Terra di Lavoro und die Campagne Roms bis an die Thore dieser alten Hauptstadt der Welt.

Piemont wurde von andern Sarazenen verwüstet; ein Korsarenboot, aus Spanien herangerudert, strandete bei Frascenati, in der Nähe von Nizza; dadurch keineswegs entmuthiget, erkletterten die Moslemin, nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers Liutprand etwa zwanzig Mann, die jähen Felsen, an welche sie getrieben wurden, und verschanzten sich dort, anfangs nur mit Dornhecken; sie hielten sich in diesem Raubneste für sicher genug, um von da aus ihre Plünderungszüge nach den benachbarten Dörfern und die Ufer entlang zu unternehmen. Vorüberschiffende, seeräuberische Landsleute zogen sie durch eigene Signale an sich, und ihre Zahl wurde durch Ankömmlinge aus Spanien immer bedeutender, so, daß sie sofort furchtlos die Ebenen von Piemont durchkreuzten, die Stadt Aqui plünderten, selbst den St. Bernhard überklommen, und die Stadt St. Moriz in Wallis eroberten.

In der Art, Krieg zu führen, war kein Unterschied zwischen den Sarazenen und Hungarn. Unbekümmert um die Sicherung im Rücken, oder der freien Verbindung mit ihren Hauptlagern, oder der Zufuhr von Lebensmitteln und Pferdefutter, die sie überall ohne Mühe durch Gewalt zu ertrotzen wußten, durchschwärmten die leichten Reiter beider Heere in einzelnen Schwadronen das Land. Diesen ruhigen Kriegern gegenüber mußten die schwerberittenen Edelleute und die städtischen Fußsoldaten im größten Nachtheile stehen. Sie vermieden es stets, den Feinden im Kampfe zu begegnen, da nur Raub ihr Zweck war. Sie kannten kein anderes Vaterland, als ihre kleinen Lager, und anstatt vor dem überlegenen Feinde

zu weichen, überflügelten sie ihn blitzschnell, und verwüsteten hinter ihm die Provinzen, welche von jenem geschützt zu werden wähnten. Könige und Lehensherren blieben im ungeschmälerten Besitze ihrer Gebietstheile, verloren keine von ihren Städten; allein die Verwüstungen derselben zeugten von dem Daseyn eines Feindes, der unerreichbar am Marke ihrer Länder saugte.

Durch Raubzüge bis nach Capua, ja selbst bis Otranto, begegneten sich manchmal die Hungarn und Sarazenen; beide Horden theilten sich in die Verheerungen von Italien; jene wählten die Nordseite, diese die südliche der Tiber. Die Freiheit der Städte wurde am wesentlichsten durch die Kriege der Hungarn und Sarazenen begründet. Offen und wehrlos waren zuvor Italiens Städte, ohne Mitwirkung an der Regierung des Landes, ohne Bürgersoldaten; entwürdiget war der Bürger, da der Gedanke an ein Vaterland in ihm nicht zu erglühen vermochte. Nun aber waren sie zur eigenen Abwehre von Gewaltthätigkeiten gedrängt; weder eine Stellung im Innern des Landes, fern von der Grenze, weder ein Kriegsheer schützte sie, noch konnten sie auf den Schirm allgemeiner Anstalten zählen; völlig aufgegeben, wie sie waren, mußten sie Mauern aufwerfen, Bürgersoldaten bewaffnen, und sofort auch eine Stadtregierung einsetzen. Auch die Thätigkeit der gemeinern Einwohner wurde nun aufgeboten, und dadurch ihre Kraft in kurzer Zeit bis zur Bürgerwürde gestählet. Nur durch kriegerischen Geist übten die Barbarenhorden Einfluß auf den Charakter der Italiener, nicht durch Vermischung oder Vorbild. Die Hungarn glichen mehr den Raubthieren ihrer Wälder, als menschlichen Wesen, und schreckten durch den Ekel und Abscheu ihres Anblickes von jeder Nachahmung, wie von jeder freundschaftlichen Annäherung ab. Den bessern Unterthanen der Caliphen waren jene Sarazenen, aus einer kriegerischen Niederlassung der Mauern in Afrika, durchaus nicht gleichzustellen; ihr Vaterland hatte sie ausgespieen, um das blühende Italien zu verwüsten; nur der Krieg, oder vielmehr das Rauben, war ihr Gewerbe, und die Kultur

ihres eigenen Vaterlandes ihnen noch fremder, als den Christen, welche sie bekriegten. Ein leiser Hauch morgenländischen Geistes durchwehte die Italiener und ihre Literatur nach zwei Jahrhunderten, in Folge der Schule von Salern, der Handelsverbindungen von Pisa, Genua und Venedig mit der Levante, und der Kreuzzüge. Nur zu jenen Zeiten keimte arabische Cultur, wofür den nomadisirenden Ismaeliten aller Sinn mangelte, deren ganzes Wesen weder ein romantischer noch religiöser Aufschwung beseelte, nicht das Mindeste, was im Gemüthe der Völker in dauernder Erinnerung hätte fortleben können.

Die Herrschaft Berengars bezeichnet die Zeit einer völligen Auflößung aller socialen Verhältnisse, und deßwegen die unvermeidliche Nothwendigkeit einer allgemeinen Umbildung derselben. Und dennoch besaß dieser Monarch erhabene Eigenschaften und Vorzüge. Allerdings verschmähte er es nicht, manchmal den Frieden mit Gold einzulösen, doch nicht minder häufig warf er sein gutes Schwert in die Wage; Zeugen seines Feldherrngeistes und seiner Tapferkeit, so wie der Wildheit seiner Soldaten, sind seine Kriegszüge gegen die Hungarn und Sarazenen, wiewohl sie oft mißlangen; der Vorwurf von Hochmuth, Vergeudung und drückenden Forderungen seiner Hofhaltung, traf ihn von Seite der Vasallen, die doch alle ihre Gebieter nur Tyrannen zu schmähen pflegten, beiweitem nicht in solchem Maaße, als seine Mitbewerber. Nur Einer derselben, Ludwig von Provence, mußte von ihm eine harte Begegnung, jedoch durch Treubruch verschuldet, erdulden. Beweise eines versöhnlichen Gemüthes und eines erhabenen Vertrauens in seine Feinde, gab er nicht selten bei andern Veranlassungen, mußte jedoch späterhin einen solchen Zug hochherzigen Benehmens mit dem Tode büßen.

921.

Nach einem blutigen Bürgerkriege kehrte zum erstenmale der Friede in allen Staaten des siegreichen Berengar ein. Da

machten eine Verschwörung gegen sein Leben: Guido, ein Sohn Adalberts, Markgrafen von Toskana, noch ein Adalbert Markgraf von Ivrea, Lambert, Erzbischof von Mainz, Olderic, Pfalzgraf und Oberhofmeister des Königs, und Gilbert, ein vermögender Graf, über dessen Besitzungen die Geschichte schweigt, durchaus Männer, welche dem Monarchen für eine Menge Wohlthaten, für Ertheilung von Ansehen, Würde, Aemtern, Ländereien, oder für Vergebung verübten Unrechts zum innigsten Danke verpflichtet waren. Seine Krone trugen sie dem Könige Rudolph an, der jenseits des Jura in Burgund regierte, und entboten ihn nach Italien.

Berengar hielt die Fäden der Verschwörung in seiner Hand, und wähnte durch Wohlthaten seine Feinde zu gewinnen; noch vor Kurzem hatte er Guido, Herzog von Toskana und dessen Mutter Bertha zu Gefangenen gemacht; großmüthig gab er ihnen die Freiheit wieder. Eine Abtheilung von Berengar besoldeter Hungarn fingen Adalbert und Gilbert; jener entkam durch Anstelligkeit, dieser wurde nur durch die Gnade des Königs frei. Nun führte Berengar sein Heer gegen Rudolph, und besiegte ihn. Als Sieger vernachläßigte er die nöthige Vorsicht, wurde bald darauf überfallen, völlig geworfen, und flüchtete sich in die Stadt Verona, die ihn schon oft geschirmt hatte. Die Verschwörer ließen ihn nicht aus den Augen, und gewannen einen adelichen Veroneser, Flambert, die Ermordung des Kaisers, der überdieß Taufpathe seines Sohnes war, auf sich zu nehmen.

Noch zu rechter Zeit erfuhr es Berengar, ließ Flambert vor sich kommen, ermahnte ihn, eingedenk zu seyn, mit welcher Gewogenheit er behandelt, mit welchen Wohlthaten er beglückt werden sey, schilderte ihm die ganze Schwere seines Verbreches, und daß er dennoch aus diesem kaisermörderischen Frevel für seine Person keinen Vortheil zu hoffen habe; dann sprach er, einen goldenen Becher fassend: „Nehmet hin diesen Becher als ein Unterpfand, daß ich Eure Verirrung mit dem Schleier ewiger Vergessenheit bedeckt habe; nehmet ihn, und bewahret in Eurem Gedächtnisse, daß der Kaiser Euren Sohn

über die Taufe gehoben habe.“ Um zu beweisen, daß er in seinem Herzen keinen Argwohn hege, schlief er noch in der nämlichen Nacht nicht in seiner sichern Königsburg, sondern mitten in seinen Gärten, unbewacht. Als er Morgens die Kirche besuchen wollte, trat ihm Flambert an der Spitze von Bewaffneten in den Weg, heuchelte eine Umarmung, und durchbohrte ihm als ein muthloser Meuchelmörder das Herz mit seinem Dolche. Was ihn zu solcher Raserei des Hasses und der Undankbarkeit aufgestachelt habe, darüber giebt die Geschichte keinen Aufschluß, wohl aber, wie schnell die Rache jenen Mörder des ersten und größten aller Kaiser Italiens ereilte. Zur Rettung desselben traf zwar Milon, Graf von Verona, zu spät ein, doch zur rechten Zeit noch, um das Ungeheuer und seine Rotte mit dem Schwerte zu vertilgen.

Unbedeutend waren in diesem Jahrhunderte des Unheils, die Rückwirkungen hoher Geistesgaben und Vorzüge eines Herrschers auf die Wohlfahrt des Staates; Niemand wollte mehr Gehorsam leisten, und ihn zu erzwingen, dazu fehlten dem Fürsten die Mittel; unkräftig zur Abwehre des Feindes, erstarkten die Vasallen, wenn es gegen ihren König galt; die überall eingerissene Unordnung beschleunigte den gänzlichen Verfall aller socialen Verhältnisse, und ein Thron, welchen ein Held allein nicht zu behaupten vermochte, schien nur unter dem eisernen Drucke eines Tyrannen ohne Treu' und Glauben nicht zu wanken.

Zur Beseelung mit dem Streben nach einer freien Verfassung, war dem italienischen Volke ein Tyrann zweifellos zur Nothwendigkeit geworden. Dasselbe mußte zur Erlösung aus dem gesetzlosen Zustande unter einer schwachen, auf keine Weise fürsorgenden Regierung, nach einer mächtigen voll Energie sich sehnen, mußte Gefahren und Bedürfnisse, und den Unterschied zwischen der Herrschaft eines Tyrannen und dem gesetzlosen Zustande begreifen lernen, um zur vollkommenen Ueberzeugung zu gelangen, daß die wahre Freiheit, wornach alles Streben sich richten müsse, zwischen Tyrannen und Anarchie die goldene Mitte bilde.

926.

Nach der Krone der Lombarden, zwei Jahre nachdem Berengar durch den Mordstahl gefallen war, griff ein Mann, der durch eine unbegrenzte Tyrannei, womit er Gesetze verdrängte, denen Niemand gehorchte, die nebenbuhlerischen Vasallen seines Vorgängers, zur schmählichsten Sclaverei erniedrigte.

926—927.

Hugo hieß dieser Mann, Graf von der Provance, dem die Italiener die dem Rudolph von Burgund geraubte Krone gaben. Hugo war ein Stiefbruder der Irmengarde, Markgräfin von Ivrea, und des Lambert, Markgrafen von Toskana. Ihn konnten die Mitbewerber seiner Vorfahren nicht mehr mit Besorgniß erfüllen, die Herzoge von Spoletto und Friaul, deren letzte Sprößlinge entweder das Leben oder das Leben, und somit alle Ansprüche auf den Thron verloren hatten. Der schelsüchtige Rest des Adels, welcher Mann für Mann unter der Wucht seiner Gewalt erlag, war aus Schwäche unfähig zu jeglichem Widerstande gegen seine Ehrsucht. Hugo wurde, was ein späteres Kapitel erzählen soll, für die vereitelte Hoffnung, durch sein Ehebündniß mit der berüchtigten Marocia die Beihülfe der ihr zur selben Zeit gehorchenden Römer zu gewinnen, durch ein besseres Gelingen seiner politischen Maßregeln in der Lombardei entschädiget. Alle hervorragenden Männer in seinen Staaten behandelte er als seine Feinde; alle Großen verschonte nicht sein leisester Argwohn, taub gegen die Mahnungen der Dankbarkeit für ihren Beistand zu seiner Thronbesteigung; sein eigener Bruder mußte dieß erfahren, Lambert, Markgraf von Toskana, und sein Neffe Auscar, Sohn der Irmengarde, Markgraf von Spoletto. Selbst die Macht der Geschöpfe seiner eigenen Launen fürchtend, schwächte er sie durch Zurücknahme der ihnen überreichlich gespendeten Schätze.

Das gleiche Loos mit den Herzogen theilten die Bischöfe; nur die Verlässigsten behielten ihre Stellen, alle übrigen bischöflichen Sitze wurden an Burgunder und Provencalen verliehen,

welche darum nur unselbstständige Diener seiner Willkür waren. Die wichtigsten Kirchenämter, oder mindestens die Erträgnisse derselben, rissen seine natürlichen Kinder an sich; seine Beischläferinnen erhielten Abteien zum Geschenke, und er sammelte bedeutende Schätze durch kirchenräuberischen Handel.

Kein günstigeres Geschick war dem übrigen Adel in Aussicht gestellt, den Grafen und Vorgesetzten der Städte, durch den entwürdigenden Druck, wechem die Großen und die Geistlichen erlagen. Zwar nicht auf Reichsgrundgesetze konnte sich die Erbfolge der Lehen berufen, aber doch auf das heiligende Herkommen vieler Jahrhunderte. Die Belehnung vieler Familien unter der Herrschaft Hugo's, war durch Karl den Großen, oder durch lombardische Könige geschehen, ja sie reichte bisweilen bis in die Urzeit der lombardischen Besitzergreifung Italiens zurück. Niemand hatte bisher diese Rechte bestritten, obwohl ihnen die Formen der feierlichen Belehnung fehlten; Hugo aber, weit entfernt, sie anzuerkennen, setzte an die Stelle des Rechtes seine Willkür, und erwartete nicht den Heimfall eines Lehens durch den Tod, sondern zog es dem Lebenden ein, um einem Andern zu verleihen.

Nur die Klagen des Volkes, als Ausnahme von allen übrigen Ständen, sind durch die Geschichte nicht auf unsere Tage gekommen, keineswegs aber in Folge milderer Behandlung von Seite des Tyrannen, sondern weil es die Geschichtschreiber nicht der Mühe werth wähnten, die unbeachteten Drangsale der untern Klassen der Nation auch der Nachwelt zu verkünden. Sie berichten bloß, daß Hugo die Sarazenen, nachdem die von ihnen vertheidigte Festung Fraxinetto in seine Hände gefallen war, anstatt den Boden seines Reiches von ihnen zu säubern, als Vorhut gegen die Deutschen an die Pässe stellte, in die Mark Trevisa, und zur Verbürgung ihrer kriegerischen Treue ihre Raub- und Mordzüge ungestraft duldete.

Die Freiheit der Italiener verbürgte kein Mittelstand zwischen König und Volk zur Zeit der gesetzlosen Herrschaft des Berengar und seiner Vorfahren. Die Unterthanen standen völ-

lig abgelöset von dem Throne da, von welchem jegliche Gewalt ausging. Die Freiheit der Lombarden wurde durch die Ohnmacht der Verfassung begünstiget, nicht durch die Lebenskraft derselben. Die stufenweise Schwächung der Vasallen, und die Vergeudung der einträglichsten Kirchenpfründen an Geschöpfe seiner Willkür, waren glückliche Maßregeln eines Tyrannen, wodurch er die Nation in den Staub warf, das Schwert in der Scheide.

Zu selbstkräftigem Aufschwunge fehlte es ihr nicht an Charakter, sondern das Hinderniß lag in den formellen Gebrechen der Staatseinrichtung. Zum Sturze des Tyrannen mußte äußere Anregung und Hülfe unumgänglich mitwirken; Deutschland gewährte sie; die Vortheile der Völker und Beherrscher beider Reiche trafen zum ersten Male zusammen, und diese wechselseitige Begegnung hub auf den Thron der Lombarden einen König aus dem Sachsenlande.

Einer nur, inmitten aller Lehensträger Italiens, lebte noch im ungestörten Genuße des väterlichen Erbes, und jener Achtung, die nicht aus der Huld eines Gebieters, sondern aus seinem Stammhause, und aus den treuergebenen Herzen seiner Unterthanen hervorgegangen war: Berengar, Markgraf von Ivrea, von mütterlicher Seite ein Enkel des Kaisers, dessen Namen er führte. Berengars Stiefmutter, Irmengard, eine Schwester Hugo's, hatte diesem zu seiner Thronerhebung hülfreiche Dienste geleistet, und aus einer Anwandlung von Dankgefühl, ließ Hugo, dem der jugendliche Markgraf vorerst noch keine Besorgniß erregte, als Herrn von Ivrea unbedroht leben, brütete aber rasch sein Verderben, als er gewahrte, daß ihn seine Unterthanen als ihren künftigen Erlöser ersehnten. Bereits hatte er befohlen, mit seiner Gemahlin ihn zu verhaften, und des Lichtes der Augen zu berauben, als Berengar, in Folge geheimer Warnung, mit seiner der Entbindung nahen Gemahlin durch die Schluchten des St. Bernhard flüchtete, welche der Tyran durch die Eismassen eines strengen Winters verrammelt glaubte.

An Macht und Hochherzigkeit unter allen Fürsten, welche die Trümmer des Reiches Karls des Großen besaßen, nahm Otto der Große den ersten Rang ein, der zur selben Zeit Deutsch-

land beherrschte, in dessen Stamme Geist und Tugend sich zu vererben schienen. Schon im Jahre 912 auf dem deutschen Reichstage fiel die Wahl zum Könige von Deutschland auf seinen Ahnherrn, Otto, Herzog von Sachsen, in gerechter Würdigung seiner Verdienste; bescheiden lehnte er diese Auszeichnung ab, welche acht Jahre darnach, dem einmüthigen Wunsche der Franken, Bayern, Thüringer und Sachsen entsprechend, Heinrich I., genannt der Vogler, annahm, und durch eine Menge glänzender Siege über die Dänen, Slaven und Hungarn verherrlichte. Vom Glücke begünstiget hatte Otto der Große, der seit dem Jahre 937 herrschte, die Heiden bekriegt, und sein siegreiches Schwert vertrieb sie aus dem Abendlande, dem alten Schauplatze ihrer Verwüstungen. Dem Markgrafen von Ivrea gestattete er, an seinem Hofe zu verweilen, sich mit unzufriedenen Italienern zu umgeben, und alle Anstalten zur Entthronung Hugo's zu treffen, ohne daß ihm Otto geradezu Hülfe leistete.

948.

Wirklich war auch dieser Umsturz der Dinge lediglich das Werk italienischer Waffen. Sein kleines Heer führte Berengar durch die Mark Travisa in die Lombardei, besetzte ohne Schwierigkeit alle Pässe, und zog durch die Thore aller Festungen, die ihm die Patrioten aufschlossen. Je weiter er vorwärts drang, desto zahlreicher wurden seine Schlachthaufen, und Hugo konnte es nicht wagen, sich mit ihnen zu messen. Mit schiedsrichterlicher Bestimmung hinsichtlich des vorigen und gegenwärtigen Monarchen, versammelte der Markgraf von Ivrea die Stände des Reiches zu Mailand. Diese entnahmen hieraus die Anerkennung ihrer Oberherrlichkeit, und suchten, zur künftigen Bewahrung derselben, ein Gleichgewicht der Macht zwischen den beiden Bewerbern um die Krone herzustellen. Lothar, einen Sohn des Hugo, ernannten sie zum Könige, und Berengar zum Oberaufseher der Verwaltung des Reiches. Diese Theilung konnte aber nicht von Dauer seyn; sie blieb ja weit

hinter Berengars ehrsüchtigen Erwartungen zurück, und da Lothar den Völkern nicht ein Gegenstand des Abscheues war, wie sein Vater, überdieß seine Gemahlin Adelaide von der ganzen Nation wie eine Heilige verehrt wurde, so konnte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Liebe der Italiener zu Lothar in demselben Grade werde emporflammen, wie der Stern Berengars erbleichen müssen. Auf diesem ruht der Verdacht der Vergiftung des jungen Königes, als habe er dadurch dem Wechsel der Volksgunst vorbeugen wollen. Späterhin warb er um Adelaidens Hand für seinen Sohn und scheute keine Art drohender Begegnung zur Erpressung des Jawortes, jedoch erfolglos.

Jene Tage waren vorüber, da seine Macht sich auf Verbrechen stützen konnte; durch ihn selbst waren die Italiener mit dem Troste vertraut geworden, daß für die Missethaten der lombardischen Könige jenseits der Alpen noch ein Rächer lebe. Berengars Krönung war den Völkern ein [un]würdiger Anblick, die höhere Geistlichkeit von Adelaidens Gottseligkeit gänzlich eingenommen; die Großen des Reiches besorgten, daß ein König ohne Mitbewerber leicht in einen Tyrannen sich verwandeln könne. Gleichen Sinnes baten daher Alle Otto den Großen, Italien von dem nämlichen Könige zu erlösen, der für den Befreier dieses Reiches habe gelten wollen.

951.

Im Jahre 951 erschien denn auch Otto der Große in Italien und befreite die Königin Adelaide, die aus ihrer Haft in einer Burg am Gardersee in die Festung von Canossa geflohen war. Otto nahm sie, die späterhin unter die Zahl der Heiligen versetzt wurde, zur Gemahlin, kam ohne weiteres Hinderniß bis Pavia, und schmückte dort sein Haupt mit der lombardischen Königskrone. Deutschlands innere Fehden und Angriffe von Außen bewogen ihn schon nach wenigen Monaten zur Heimkehr; Berengar suchte nun durch einen Friedensschluß mit dem übermächtigen Nebenbuhler für seine eigene Sicherheit zu sorgen. Er zog zu einem Reichstage nach Augsburg

mit seinem Sohne Adalbert, welcher gleichmäßig mit dem Vater den Titel eines Königs der Lombarden trug, stellte seine Krone zu Otto's Verfügung, als seinen Lehnsherrn ihn anerkennend, trat mit der Mark Travisa den Schlüssel von Italien an einen deutschen Herzog ab, und herrschte noch einige Zeit über die Lombardei, geschützt vom Könige der Sachsen.

Während Otto Deutschland wieder den Frieden gab, und die Hungarn am Lech dergestalt auf das Haupt schlug, daß diese Barbaren fürder nicht mehr wagten, ihre Raubzüge auf Deutschland oder Italien auszudehnen, baten die italienischen Stände Otto in allen Zerwürfnissen mit ihrem Könige, das Schiedsrichteramt zu übernehmen. Sie trugen ihm theils wirkliche, theils vermeintliche Beschwerden vor, und da ihrem Hülferufe der Papst sich anschloß, so zog Otto, von dessen Söhnen einer schon früher zu ihrem Beistande aufgebrochen war, im Jahre 961 zum zweitenmale auf die Eroberung von Italien aus.

Ohne auf einen Feind zu stoßen griff er zu Pavia wieder nach der lombardischen Krone, und Johann XII. setzte ihm zu Rom die Kaiserkrone auf sein Haupt. Die langandauernde Berennung der Festung St. Leo in der Grafschaft Montefeltra brachte Berengar und dessen Gemahlin als Gefangene in seine Gewalt; er befahl, sie nach Bamberg zu bringen, wo sie in der Verbannung ihr Leben endeten. Ihr Sohn Adalbert mußte eine Freistätte bei den Griechen suchen, und somit hatte er Italien mit dem deutschen Reiche vereiniget.

Zu keiner Zeit übte eine Regierungs-Veränderung auf den Geist, die Verfassung und Gestaltung der späteren Geschicke eines Volkes eine so nachhaltige Rückwirkung, als auf die Italiener die Verschmelzung Deutschlands und der Lombardei unter einem Herrscher. Würden die geschichtlichen Aufzeichnungen des zehnten und eilften Jahrhunderts zu einer Chronik der Städte, von diesem Zeitabschnitte angefangen, genügen, so wäre es nöthig gewesen, sie mit der Regierung der Ottonen einzuleiten; denn aus der liberalen Staatsklugheit dieser Für-

sten sind die Gemeindeverfassungen der Städte, und die ersten Blüthen des Freistaaten-Geistes hervorgegangen. Fern vom Hofe erstarkte ihre Unabhängigkeit, und als das Haus der Ottonen ausgestorben war, wurden sie in den Fehden der Thronbewerber mit der Handhabung der Waffen vertraut, und des Rechtes theilhaftig, unter ihren eigenen Bannern zu kämpfen. Theilnahmlose Geschichtschreiber, die uns hier die Bahn brechen, nöthigen uns jedoch, von der Aufhellung einer ziemlich unbekannten Zeit abzustehen, und wir müssen uns in den folgenden Kapiteln nur darauf beschränken, die Wirkungen der Erschütterungen der Monarchie auf die Staatsverfassung und Volkssitten zu schildern. Dann wenden wir uns den einzelnen Lichtblicken einiger Freistaaten zu, die in den Tagen unserer Geschichte ihre Ketten zerrissen, und erst mit dem zwölften Jahrhunderte beginnen wir ihren Aufflug zur Sonne der Freiheit klarer und ausführlicher zu beleuchten.

2.

Lehensverfassung. Reichsverfassung der Lombarden. Abänderungen dieser Reichsverfassung von 961 bis 1039 unter dem Scepter der Ottonen, Heinrichs II. und Conrads des Saliers.

In den Herzen der Italiener wurden wieder hohe Achtung vor der Würde des Menschen, Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Freiheit, durch die Verschmelzung mit den nordischen Völkern entzündet, welche sie mit einem neuen Systeme des Regierens und mit neuen Ansichten von den Rechten der Menschen bekannt machten. Die Römer und Griechen schätzten die Rechte des Vaterlandes über Alles; die Barbaren legten mehr Werth auf den Vorzug des Einzelnen, Keinem unterwürfig zu seyn. Die Wiege für die Freiheit der Ersten war in den Städten, wo sie, auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, sehr bald zu der wahren Erkenntniß gelangten, daß sie nur ein Ganzes bildeten, darum zu gemeinsamen Vortheilen sich vereinigen

müßten. Die Andern, freigebornen Söhne der Wälder, an den Brüsten der Natur großgesäuget, und lediglich auf sich selbst hingewiesen, erwarteten von dem geselligen Verbande, dem sie aus freier Wahl sich anschlossen, höhere Kraft ohne mindere Freiheit. Diese nordischen Ansichten reichen bis zum Verfalle unserer Freistaaten. Die stufenweise Ausscheidung der Bürger und Stände im Staate mit ungleichartiger Freiheit, die Vereine gegen den Druck der Willkühr, und namentlich das Recht, den Handlungen der Regierungsgewalt Maaß und Ziel zu bestimmen, entwickelten sich aus jenem, durch das Lehenwesen hervorgerufenen, und ohne nähere Prüfung so oft schon verschrieenen Systeme der Unabhängigkeit.

Unter den Bürgern aller nördlichen Völker war eine große Ungleichheit zu gewahren, schon bevor sie als Gesetz galt, unabwendbar aus ihren Eroberungen hervorgegangen und durch die Natur des Besitzstandes unter ihnen zur Nothwendigkeit erhoben. Bei der Beschaffenheit ihrer Verfassung schmälerte jedoch diese Ungleichheit den Bürgern keineswegs den Genuß der möglichsten Freiheit, die sie dagegen jedem nicht als Bürger Anerkannten durch willkührliche, eben wieder durch jene Natur des Besitzstandes herbeigeführte Benützung ihrer Siege entzogen.

Bei einer Nation, die eben erst die Hälfte ihrer Barbarei abgestreift hat, ist Gleichheit oder Ungleichheit der verschiedenen Klassen von Bürgern eine wohl zu würdigende Folge der ersten Theilung von Grund und Boden. Ein Volk auf dieser Stufe beschäftiget sich nicht mit Handel, sammelt keine Kapitalien, und weiß nichts vom Betreiben eines Gewerbes. Nur die Erde, und was diese hervorbringt, gelten ihm als Schätze. In einem Lande ohne Handel und Reichthümer, lebt der Mensch nur vom Boden, und wird immer demjenigen unterwürfig bleiben, von dem er Brod bekömmt; stets wird er den Willen desjenigen vollziehen, in dessen Macht es liegt, ihm den Unterhalt und die Lebensbedürfnisse zu gewähren oder zu verweigern.

Es ereignet sich wohl je zuweilen, daß ein Volk ohne Eroberung oder gewaltsame Umwälzung im Innern, jenen Grad

von Halbkultur erreicht, wo der Ackerbau in Absonderung von Künsten und Handel gedeiht; dieß ist dann zweifellos eine Folge der uranfänglichen, gleichmäßigen Vertheilung seines Grundes und Bodens unter die Bürger, oder mindestens der Anordnung, daß der Grundbesitz auf die Möglichkeit der Bearbeitung durch die Hände seiner Familie beschränkt wurde. Es lag nichts daran, daß die Pachtungen einen größern oder kleinern Umfang hatten; doch erstreckte sich dieß nicht auf ganze Provinzen.

Die Ungleichheit Einzelner stieg nie bis zur Nothwendigkeit ihrer Unterwerfung unter einen Andern; während die Bürger recht wohl einsahen, daß eine Gleichheit des Vermögens nicht bestehen könne, blieben sie doch ihrer ursprünglichen Gleichheit an Rechten eingedenk, und bewahrten so Alle ihre Freiheit. Unter diesem Gesichtspunkte berichtet uns die Geschichte von den Staaten des alten Griechenlands und Italiens, deren freie Verfassungen daher bis in die ersten Zeiten zurückreichen. Die Kolonien von Nordamerika erinnern in unsern Tagen durch ihre Vertheilungen von Grund und Boden noch einigermaßen an jene anfänglichen Bestimmungen der Verhältnisse von Völkern, die sich mit Ackerbau beschäftigen. Zwar streben die Pflanzer daselbst nach einem bei weitem größern Umfange ihrer Pachtungen, als die unsrigen; doch sieht man diese stets in Uebereinstimmung mit der Bebauungsfähigkeit ihrer Familien.

So auch wird bei ihnen noch fortwährend ein gewisses Gleichgewicht von Grund und Boden, wie sich Harrington *) ausdrückt, beobachtet, ein Gleichgewicht, welches zum Schirme der Freiheit von Amerika noch immer mitwirkt. Allerdings würde diese Freiheit zuletzt auch ohne die Beihülfe dieses Gleichgewichtes sich entwickelt haben, weil den Amerikanern, um Reichen und Armen ein selbstständiges, freies Daseyn

*) James Harrington, ein republikanischer Engländer aus den Tagen Karls I. und Cromwells, der unter dem Titel „Oceana" eines der scharfsinnigsten Werke über Staatsverfassung herausgegeben hat.

zu bereiten, alle Mittel zu Gebote stehen, Geldreichthum, Handel und Künste.

Eine Eroberung kann jedoch einem derartigen Gleichgewichte des Güterbesitzes gänzlich ein Ende machen, und ob das Ackerbau treibende Volk durch ein eben solches oder durch ein Hirtenvolk unterjocht wird, darnach richten sich auch die ungleichen Wirkungen der Eroberung. Unübersehbar, wie die Ebenen der Tartarei selbst, vergrößern sich die Heerden einer Nomadenfamilie Asiens, deren Oberhaupt oft so viele tausend Kühe, Schafe und Pferde zählt, als er Tausende von seinen eigenen Mitbürgern besolden kann, und weiter reicht sein ehrgeiziges Streben nicht. Die patriarchalische Würde bei den Tartaren ist von ihnen, ungeachtet ihrer großen Freiheit, so sehr geehrt, daß das Haupt einer Familie ohne Mühe den Oberbefehl über das Kriegsheer an sich bringen kann. Mehr als einmal gelang solchen Heerführern mit ihren Hirten und Hausgenossen die Eroberung Asiens; und immer bürdeten sie den eroberten Gebieten eine Willkürherrschaft auf, die ihnen selbst doch immer fremd blieb. Der Chan, der Alles, was sein Heer besitzt, für sein Eigenthum zu halten pflegt, leitet hieraus auch einen Rechtsanspruch auf die Ländereien der bezwungenen Provinzen ab. Seine Kinder und Sclaven müssen Wart und Pflege seiner Heerden und den Anbau von erobertem Grund und Boden besorgen, wobei er seine Kräfte nie für unzureichend halten wird.

In allen willkürlich beherrschten Staaten Asiens gilt der Glaube, daß dem Herrscher das ganze Land eigenthümlich angehöre; ihn, oder die Vollstrecker seines Willens, hindert nichts, den Aufenthalt der Pflanzer zu ändern, oder sie völlig zu entfernen. Diese erkennen im vollen Umfange die Abhängigkeit von einem Gebieter, welcher über ihren Nahrungsstand verfügt, und die stärkste Grundsäule der Willkürherrschaft eines Monarchen ist das anerkannte Recht desselben, über den Grund und Boden seines Reiches freieigenthümlich schalten zu können.

Aber auch Halbbarbaren, die sich gleichfalls mit Feldbau

beschäftigen, können ein Ackerbau treibendes Volk unterjochen; ist dieses durch verderbliche Knechtschaft entmannt, sind jene dagegen Söhne der Freiheit, so bedarf es zum Siege weniger Männer, als die Bezwungenen zählen. Das Recht der Eroberung nach Willkür ausdehnend, erklären dann die Sieger Grund und Boden des unterjochten Volkes für ihr Eigenthum und erniedrigen die frühern Besitzer zu einfachen Pächtern. Dieses Mittel, aus ihrem Grundbesitze den möglichst größten Vortheil zu ziehen, ermuthigt sie, ihr Eigenthum rücksichtlos zu vergrößern, eben so leicht, wie einzelne Gebietstheile, reißen sie ganze Länderstrecken an sich, und ihr habsüchtiges Wuchern nach Reichthum gedeiht zuletzt zur Allgewalt.

Auf diese Weise geschah die Theilung aller Provinzen des römischen Reiches unter die nordischen Barbaren, während die frühern Besitzer, gleich verkäuflichen Sclavenheerden, dem Geschicke ihrer Ländereien anheimfielen. Eben so haben in Zeiten, mit welchen wir noch vertrauter sind, die spanischen Eroberer von Peru und Mexiko ganze Provinzen weggenommen, und es ganz in der Ordnung gefunden, ein Pachtgut von dreißig Stunden als ihr Eigenthum zu betrachten, sobald es von einigen tausend sclavischen Landleuten bewirthschaftet wurde.

Die Künste des Luxus waren den nordischen Völkern fremd, welche sich in Italien ansiedelten, und mußten ihnen bald in den Gebieten weichen, worin sie herrschten. Der Verkehr gab dem Besitzer der Erträgnisse einer ganzen Provinz keine Gelegenheit mehr, für den Unterhalt von Tausenden Kleinodien einzulösen, woran kein Mensch Theil nahm. Kindische Prunksucht galt noch nicht für unerläßlich, und der Eigennutz nicht für eine Würze des Lebens; und die Eroberer, welche jetzt mit dem Namen „Edelleute“ sich schmückten, warfen nicht den Preis eines ganzen Pachtgutes für schimmernde Gewänder, Spitzen oder kostbare Stoffe weg. Ihr außerordentliches Vermögen benützten sie auch, so zu sagen, auf eine außerordentliche Weise. Aus den Lebensbedürfnissen des Menschen bestand ihr Reichthum in Getreid, Wein und Vieh, und wurde auch nur

zum Unterhalte von Menschen und Vieh hingegeben, die ihnen unterwürfig waren. Macht nur war die Quelle ihrer Reichthümer, allein diese kehrten somit wieder zur Quelle zurück. So dauernde Säulen trugen im Mittelalter den Bau adeliger Gewalt.

Die freien, urkräftigen Lombarden führten zur Zeit ihrer Eroberung Italiens auf eigene Faust Krieg, nicht zum Vortheile eines Gebieters, und zerstückten Grund und Boden, den sie mit ihrem Schwerte gewannen, in einzelne Lehen zur Belohnung ihrer Mitkämpfer. Sie lernten dabei den Nutzen zuchtgewöhnter Krieger erkennen, und bei ihrer Umwandlung in ein neues Volk blieben dem Heere die bereits bewährten Einrichtungen. Ihre Heerführer nannten sie Herzoge oder Feldherren, und stellten unter ihre Leitung die Städteverwaltung mit dem oberlehnsherrlichen Rechte über die Besitzungen im Umkreise. Den Titel „Soldaten" behielten sie für sich selbst, und zugleich jeder einen Antheil am städtischen Gebiete und den dazu gehörigen Burgen und Dorfschaften.

In der That hatte nur der Adel Grundbesitz. Fast ein Sclave war der Bauer, ihr Fröhner, dem sie den eigenen väterlichen Boden raubten, und der ein Drittheil dessen, was er im Schweiße seines Angesichts erwarb, an sie abgeben mußte. Demnach stützten sich auf einen Schein von Eigenthum, auf ein vermeintliches Recht über Land und Provinzen, dem die Wirklichkeit widersprach, die Herzoge, durch die Aufrechthaltung einer Art socialen Verbandes bedingte Gewalt und Würde. Dieses System verbürgte die Sicherheit des Herzogs und des Adels, indem es Vasalen und Lehnsherrn zu Gehorsam verpflichtete; auch stützte sich die Macht der Herzoge auf jene des kleinern Adels Jahrhunderte lang. Schaut man vergleichend am Baue der Lehnsverfassung empor, so sollte man einen eben so gewichtigen Einfluß des Königs auf die Herzoge, als dieser auf den Adel vermuthen.

Allein galt schon das Recht des Eigenthumes mächtiger Lehnsherren über ganze Gebiete für einen todten Buchstaben

des Gesetzes, so gehörte das Eigenthumsrecht des Monarchen über das gesammte Reich vollends in das Land der Träume, und weil die Natur und der Bestand der Gewalt eng mit dem Grundbesitze zusammenhieng, so erscheint der Einfluß der Edlen auf ihre Abhängigen unbegrenzt, jener der Herzoge mehr nur dem Namen nach, und haltlos das Ansehen der Könige.

Die lombardischen Beherrscher Italiens erkannten bereits im Jahre 576 bei dem Tode Clephis II. die Entbehrlichkeit eines Oberhauptes und das Volk theilte diese Ansicht. Zu jener Zeit gab es dreißig Herzoge, die als Vertreter aller freien Männer galten, welche ihren Bannern in den Krieg folgten. Vertrauend überließ man ihnen die Verwaltung des Landes, und zehn Jahre lang täuschten sie durch den Schein eines Freistaates. Als dieser Zeitraum dem Erlöschen nahe kam, überzeugten sich die Edlen von der Nothwendigkeit, zur Sicherung ihrer eigenen Freiheit, diesen neu erwählten Führern ein Oberhaupt zu geben, und so benützten sie einen gefährlichen Krieg gegen die Franken und Griechen, sich wieder unter den königlichen Scepter zu beugen.

Ein größeres Maaß von Unabhängigkeit genoßen die Lombarden, als von Freiheit; denn diese war nicht durch die Verfassung gewährleistet, jene aber stützten sich auf ihren Grundbesitz, auf die kriegerische Gewalt ihrer Vasallen, und auf die Ohnmacht der Könige. In der That finden wir einige Gesetze bei ihnen, welche der Tyrannei ein weites Feld zu öffnen scheinen. „Wer," sagt Rothar, „mit Vorwissen des Königes, einen andern zu tödten sucht, oder ihn, aus Auftrag des Königs wirklich um's Leben bringt, verfällt weder für sich in Strafe, noch kann dieserwegen gegen ihn oder seine Erben auf irgend eine Art klagbar eingeschritten werden; denn mit dem Glauben daß des Königs Herz von der Hand Gottes geleitet werde, ist die Verantwortlichkeit eines Menschen unvereinbar, der auf königlichen Befehl gemordet hat."

Wären diese Gesetze nicht gewesen, so würden die Richter nicht nur dem Volke, sondern auch den Angehörigen der Schul-

digen hinsichtlich jener Erkenntnisse verantwortlich geblieben seyn, welche sie im Geiste der Gerechtigkeit erlassen hätten. Das Leben der Unterthanen wurde gegen die Willkür der Tyrannen, die sich auf ein solches Gesetz beriefen, nur durch den Geist des Volkes, durch die Unabhängigkeit des Adels, und durch die Unkraft des Monarchen gesichert.

Eine entschiedene Anerkennung der Volksrechte, der Privilegien des Adels, oder eine zweifellose Begrenzung der königlichen Macht, zeigt sich nirgends in diesen Verfassungen oder in einer Sammlung von Gesetzen barbarischer Völker; dieß alles geschah außer dem Bereiche der Gesetze. Andererseits aber finden wir den Vorzug eines freien Volkes, Strafen, die schon auf jede Uebertretung festgesetzt waren, mit einer Klarheit, worüber wir heut zu Tage lachen möchten, welche jedoch vor allen Willkür-Urtheilen der Richter bewahrte. So auch war durch das Gesetz Ungehorsam gegen den Herzog oder König mit einer bestimmten Strafe belegt; demnach konnte Jeder schon im Voraus Art und Maaß der Strafe jeglicher Uebertretung der Gesetze wissen.

Der eigene Herd verbürgte bei dieser Anordnung ganz besonders die Sicherheit eines jeden Edlen. Die Freiheit des Volkes war weniger aus den Gesetzen selbst, als aus der Art und Weise ihrer Verkündung zu ersehen. Der Monarch beginnt sie mit den Worten: „Ich, Luitprand, christkatholischer König des lombardischen Volkes, welches Gott liebt, mit Zustimmung aller meiner Richter von Austrien und Neustrien, von Toskanas Grenzen, in Gemeinschaft mit meinen übrigen treuen Lombarden, und in Beiseyn des ganzen Volkes, habe Nachstehendes als löblich und heilig, und der Liebe und der Furcht Gottes völlig gemäß erachtet."

In der Wahlmonarchie der Lombarden wurden nur drei bis vier Söhne von achtzehn Königen vor Lothar Thronfolger ihrer Väter. Zwar behielt der Stamm der Karolinger, bis zu dessen Erlöschen, die Krone nach Karl dem Großen; allein das Volk behauptete wieder seine Rechte seit Karl dem Dicken und

zog auch das Wahlrecht wieder an sich, indem es bald nacheinander mit der Wahl von Königen beschäftiget war. Unter der Benennung „Placita seu Malli Regni“ trat die Nationalversammlung in der lombardischen Hauptstadt Pavia, nicht selten auch in Mailand, und späterhin auf der freien Ebene von Romaglia, unfern von Piacenza, in Wirksamkeit. Der neue Thronbewerber, gleichviel, ob er seine Verdienste nach gewonnenen Siegen aufzählte, oder die Einladung der Großen für sich hatte, pflegte immer diese Versammlung zu berufen, bestehend aus den Prälaten, Herzogen, Grafen, Bevollmächtigten des Königs, Richtern des heiligen Palastes und jenen des Kaisers, Schöppen, Gerichtschreibern und Notarien, Rechtsgelehrten und allen Freien, welche Sitz bei den Placitis hatten, jedoch ohne entscheidende Stimme.

Durch lauten Zuruf vergab diese Versammlung die Krone oder vielmehr genehmigte deren Verleihung. Die Rechte dieser Versammlung waren im zehnten Jahrhunderte schon sehr gelichtet; sie hatte nur noch anzuerkennen, was von oben herab angeordnet wurde, oder den besiegten Monarchen des Thrones verlustig zu erklären, seinen Nachfolger zu verpflichten, die Kirche im Genuße ihrer Privilegien zu schirmen, und so nebenbei sich von ihm Achtung gemeinsamer Rechte, Ausübung der Gerechtigkeit, Beistand für die Armen und Abhülfe gegen Quälereien der Soldaten verheißen zu lassen. Die Wähler und Entthroner der Könige, die Lehnsherren, strebten mehr darnach, ihre Provinzen unabhängig zu machen, als die Rechte der Versammlung, welcher sie doch als Mitglieder angehörten, zu wahren.

Die Wahlakte schloß in der Regel mit nachstehenden Worten:

„Gleichwie es dem durchlauchtigsten Monarchen N. beliebt hat, uns feierlich zu verheißen, die nachfolgenden Bedingungen auf denen unser Heil beruht, zu erfüllen, und mit Gottes Beistande zu seinem und unserm Besten zu handeln, so hat es uns gefallen, demselben als unsern König, Herrn und Beschirmer über uns zu erheben, wobei wir uns verpflichten, unter seiner

königlichen Regierung zu seiner und des Reiches Erhaltung nach allen unsern Kräften mitzuwirken.“

Nach der Meinung des Volkes wurde erst durch die Krönung mit der eisernen Krone zu Monza die Uebertragung der höchsten Gewalt an den neuen Monarchen schlüßlich bekräftiget. So ward Otto der Große gekrönt, und das feierliche Hochamt von Walpert, Erzbischof von Mailand, unter Beistand vieler Bischöfe, gehalten. Während des erhabenen Gottesdienstes legte der König alle königlichen Kleinodien auf den Altar des heiligen Ambrosius: die Lanze, mit einem Nagel aus dem Kreuze des Erlösers im Schafte; das königliche Schwert, die Streitart, den Gürtel und den Kaisermantel, und half zur Messe, als Unterkaplan gekleidet, indem die hohe Geistlichkeit das ambrosianische Hochamt hielt. Der Erzbischof verherrlichte Otto nach dem Schlusse der Messe in einer Rede an die Herzoge und Markgrafen, salbte ihn, gab ihm die Kleider wieder, und setzte zuletzt auf sein Haupt die lombardische Krone.

Die Versammlung der Mallus Regni, welche das Recht hatte, den Gebieter zu wählen, mußte sich zugleich als höchstes Rechtstribunal des Reiches, in Zwischenräumen, und mindestens zweimal im Jahre, im Sommer und im Herbste, versammeln. Seinem Namen Placita entstammen die Worte plaidoyer und plaider. Bei derselben mußten alle Freien, des Königs unmittelbare Vasallen, erscheinen. Ohne Zweifel konnten jene, die vom Hofe zu entfernt lebten, eine mit so vielen Ausgaben verbundene Reise unterlassen, mußten aber dagegen bei den Placitis in den Provinzen sich einfinden, bei denen der Graf des heiligen Palastes im Namen seines Herrn den Vorsitz hatte. Dieser Graf war der erste Justizbeamte der Monarchie; in seiner Befugniß lag es, wo immer im Reiche eine Versammlung der Stände zu veranlassen, anstatt des abwesenden Königs den Vorsitz zu führen und nach der Abfertigung der Landesgeschäfte in seinem Namen zu richten. Noch andere Versammlungen, den Placitis des Königreiches ähnlich,

fanden in den Provinzen statt, und alle Freien, Vasallen eines großen Lehnsherrn, mußten daran Theil nehmen.

Daß den Beschlüssen der Präsidenten früher gepflogene Verhandlungen zum Grunde lagen, geht aus den noch vorhanden Urkunden jener Versammlungen nirgends hervor. Die Akten der Notarien können uns zwar über die Form des berathschlagenden Verfahrens der Reichsstände keinen Aufschluß geben; denn, nicht einmal ihres sprachfremden Lateins mächtig, vermieden sie jede ausführlichere Darstellung; allein so viel scheint gewiß zu seyn, daß es in diesen Versammlungen nur den mächtigen Lehnsherrn gestattet war, berathende Stimmen abzugeben, und daß die durch wissenschaftliche Bildung auf die Gesetzgebung vor allen Andern einflußreichsten Männer, die Rechtsgelehrten und Schöppen, lediglich als persönliche Rathgeber an ihrer Seite Platz nahmen. Der Rest des Volkes schien mehr zur Beobachtung einer Förmlichkeit anwesend zu seyn, auch um die Partheien und Zeugen auf dem kürzesten Wege zu vereinigen, und im Falle des Bedürfens aus der Mitte des Volkes Rechtsverständige als entscheidende Schiedsrichter wählen zu können, je nach was immer für einem Landesgesetze irgend eine Parthei den Ausspruch verlangte.

Die nordischen Völker erfreuten sich des dauernden Genusses eines der edelsten Vorrechte, nämlich, daß es der freien Wahl eines jeden Bürgers anheimgestellt war, ob er unter den Gesetzen seiner Väter leben wollte, oder unter einem andern, welches seinen eigenen Ansichten von Recht und Freiheit am meisten zusagte. Bei den Lombarden hatten sechs Gesetzgebungen gleiche Gültigkeit; die römische, lombardische, salische ripuarische, deutsche und bayerische, und jeder Streithandel begann mit der Berufung der Parthei auf jenes Gesetz, nach welchem es die Entscheidung verlangte.

Dieses Recht ging mit dem römischen Herzogthume auch in die Monarchie der Karolinger über. Kaiser Lothar befiehlt: „Es ist unser Wille, daß man das römische Volk nach dem Gesetze frage, unter dem es zu leben wünsche. So möge

dann Jeder unter dem Gesetze seiner freien Wahl leben; dieser unser Wille soll zur Wissenschaft der Richter, der Herzoge und des Volkes durch öffentliche Verkündung gebracht werden.

Ein neuer Zweig des hohen Adels, der Grafenstand, blühte aus verschiedenen herzoglichen Stämmen auf, die unter den Karolingern ausgestorben waren. Unter sämmtlichen Edlen ohne alle Zwischenstufe vom Könige abhängig, erhielten sie von diesem die Verwaltung der Städte. Bisweilen war diese Würde, vom Vater auf den Sohn übergehend, in der Familie erblich, jedoch immer nur auf eine ungewisse Weise, so, daß die Grafen die Verleihung eines solchen Amtes nur als eine Spende fürstlicher Huld betrachten konnten. Erst Conrad der Salier hat die Vererbung aller Lehen vom Vater auf den Sohn feierlich ausgesprochen.

In der Belehnungs-Urkunde erklärt der König: „In Anerkennung der Gerechtigkeitsliebe des N. N. übertrage er ihm die Verwaltung der Stadt, die schon seine Vorfahren führten, unter der Verbindlichkeit unerschütterlicher Treue gegen die Krone, allen Bewohnern seines Gebietes, welchem Volke sie auch immer angehören mögen, nach ihren Gesetzen und Gewohnheiten Recht zu sprechen, Wittwen und Waisen unter seinen Schutz zu nehmen, gegen Verbrecher einzuschreiten, und die gesetzlichen Steuern für den Staatsschatz zu erheben.“ Die Grafen hatten auch die bedeutende Verbindlichkeit, worüber dieses Dokument schweigt, im Kriege die Anführer der Milizen zu seyn. Nicht selten fügte es sich, daß der Graf auch Bischof der Stadt war, wobei die kriegerische mit der geistlichen Würde im grellen Gegensatze stand.

Durch die Wahl des Grafen, auf seinem besondern Mallus, wurden Bürger Mitglieder des Gerichts, denen die Besorgung der magistratischen Geschäfte in den Städten oblag, jedoch war hiezu die Bestätigung von Seite ihrer Mitbürger nöthig.

Diese Gerichts-Mitglieder waren im Gefolge des Grafen bei seinen Reisen auf die allgemeine Placita des Reiches, bei

welchen sonach die Interessen jeder Stadt durch ihren Statthalter und ihre eigenen magistratischen Beamten vertreten waren. Eine ausgedehntere Vertretung war nicht nothwendig, da anstatt der Stimmenzählung das Volk über die Anträge des regierenden Herrn nur in Massa abstimmte. Die Freien, im Besitze der ursprünglich unter sie vertheilten eroberten Ländereien, blieben, während bei dem höhern Adel die erwähnten Aenderungen eintraten, fünfhundert Jahre lang unabhängig, und bildeten eine Rangklasse im Volke. Mit der Bevölkerung des Landes und der Zahl ihrer Vasallen scheinen auch ihre Macht und ihr Ansehen wieder zugenommen zu haben. Anstatt nur mehr ganz einfach „Soldaten" heißen zu wollen, legten sie sich von nun an allerlei Titel bei: Hauptleute, Landgrafen, Herren oder Edelleute, von denen Jeder mit dem Eigenthume des Grund und Bodens eines Dorfes zugleich die Bewohner desselben als sein Eigenthum betrachtete.

Auf seinem Landgute trieb es ein solcher Herr wie ein Duodezfürst; in seiner Burg hielt er sich lieber auf, als in Städten, wo das Zusammentreffen mit Personen seines Ranges ihn zum Wetteifern zwang, und den Hof mied er, um dem lästigen Gefühle der Abhängigkeit von Höherstehenden auszuweichen. Den Edelleuten wurde das Hausen auf ihren Burgen immer angenehmer, als sie dieselben im neunten und zehnten Jahrhunderte zu festen Wehren gegen die Raubzüge der Hunnen und Sarazenen umschufen, und sie nun darin ihre Unabhängigkeit mit Sicherheit genießen konnten. Die vermöglichsten Bewohner der Städte wanderten aus diesen aus und bald sah man überall Burgen sich erheben. Die Burgherrn, mit kampfgeübten Söldnern hinter den festen Mauern ihrer Burgen, kümmerten sich nicht mehr um Grafen und Schöppen, deren Einfluß aufhörte. Die Edlen rißen Ländereien von den Städten los, zu deren Eigenthum und Nahrungsstand sie gehörten, deren tödtlicher Haß gegen jene dadurch einen blutigen Kampf entzündete, als die Städte für ihre Freiheit in die Schranken traten.

Die Lehnsverfassung hatte den edlen Burgherren durch die Benennung: „Dienstleute" das Doppelgepräge der Abhängigkeit verliehen. In der That waren sie auch Eigne der Grafen oder der Herzoge und Dienstleute der Könige. Im geselligen Verkehre mit ihren Leibeigenen, den Bauern, sehnten sie sich nicht darnach, in höherm Umgange durch geistige Bildung zu glänzen, oder durch äußere Pracht über Geschöpfe hervorzuragen, die eine so tiefe Kluft von ihrer Höhe schied. Ihre größte Lust, ihr einziger Aufwand, waren Jagd und Waffen, und hre ganze Erziehung beschränkte sich auf den Unterricht der Bändigung wilder Pferde, auf die zierliche Handhabung von Schild und Lanze und auf das kräftige Tragen erdrückender Rüstungen. Von gebildetem Sprechen oder Rechtschreiben war keine Rede.

Die Sprache des Volkes begann sich durch Eigenthümlichkeit von der lateinischen zu sondern, welche ausschließend als Schriftsprache galt. Wir finden noch sehr viele Verträge der Edlen, in einem so verhunzten Latein von den Notarien aufgesetzt, daß beinahe jede Spur der Ursprache darin verwischt ist. Statt der Namensunterschrift pflegten Käufer, Verkäufer und Zeugen, im Durchschnitte fast immer Edle, die nicht schreiben konnten, am Schlusse der Urkunden meistens Kreuze zu machen, welche der Notar als Namensvertretung der Partheien beglaubigte.

Unbekannt mit Künsten und Wissenschaften, genügte ihnen der Schutz der festen Burgen gegen Angriffe, ohne daran zu denken, den Lebensgenuß durch innere Ausschmückung und Bequemlichkeiten zu erhöhen. Den Verwüstungen der Feinde und Jahrhunderte wiederstehend, sind manche dieser altergrauen schauerlichen Burgen auf unsere Zeiten gekommen. Wie Nester kleben sie an einzelnen Felszinnen in den unwegsamsten Gegenden, oder bewahren die Thore eines Engpasses und verwittern nun zu Trümmern, von unserer Denkweise als Kerker betrachtet. Kleiderprunk war ihnen eben so fremd als Aufwand für Wohnlichkeit und Geräth. Kostbare Gewänder sah

man jezuweilen am Hofe der Kaiser oder der Markgrafen von Toskana, auf ihren Burgen aber glichen die Edlen so ziemlich ihren Bauern.

Wenig Aufschluß haben wir über die Lebensverhältnisse der Landleute und ihre Abhängigkeit von den Herren, obwohl die Gesetze der Franken, Lombarden und Deutschen sehr viel darüber enthalten und auch Erörterungen veranlaßten, worin Ducanges und Muratori widerstreitende Ansichten aufgestellt haben. Das damalige Bestehen verschiedener Klassen von Leibeigenen wissen wir zwar zweifellos aus den verschiedenen Benennungen in Gesetzen und alten Urkunden, aber vergebens suchen wir oft erschöpfende Begriffe damit zu verbinden.

Die Arimanni bildeten die erste Klasse der Bauern, von freier und ehrenhafter Geburt, wirkliche oder ehemalige Besitzer eines Theiles eines vererblichen Freigutes, zugleich Pächter der Ländereien eines Herrn, ein Verhältniß, das sich mit der Ehre wohl vertrug. Unter den nichtadeligen Landbewohnern waren nur die Arimanni verbunden, die Placita der Grafen zu besuchen.

Die Männer der Masnada oder die Begleiter der Herren, eignen sich in die zweite Klasse. Die Edlen gaben ihnen ein Stück Landes als Kriegssold; außer der Steuer, die sie in Frucht oder Geld leisten mußten, war ihnen auch noch auferlegt, unter die Banner ihrer Herren zu treten, so oft diese in eine Fehde verwickelt wurden.

In die dritte Klasse, den Freigelassenen der Römer in mancher Beziehung ähnlich, gehören die Aldier, Sclaven von Geburt, denen ihre Herren die Freiheit halb schenkten und die ihre gänzliche Leibeigenschaft durch festgesetzte Verbindlichkeit oder persönlichen Dienst abgelöset hatten. Sie bebauten die Ländereien ihrer Herren, genoßen aber persönliche Freiheit.

Die Leibeigenen, die niedrigsten und zugleich zahlreichsten unter den Landbewohnern, füllten die letzte Klasse aus. Ihre Lage war örtlich verschieden; die hörigen Leute unter ihnen ernährten sich von den Früchten ihres Fleißes, die der

Boden trug, den sie pflügten, und gaben ihren Gebietern das Verbleibende nach einem Maßstabe, den altes Herkommen geheiliget hatte; die unbedingt Leibeigenen wurden von ihren Herren ernährt, nach deren Anordnung und zu deren Vortheil sie arbeiten mußten.

Wie drückend auch ihr Loos als Sclaven seyn mochte, so war es doch minder beklagenswerth, als die Lage der römischen Sclaven in den Tagen des beginnenden Verfalles des Freistaates. Die Leibeigenen sind durch manche lombardische Gesetze gegen ungerechte oder zu drückende Behandlung von Seite ihrer Herren geschützt; die Entehrung des Weibes eines Leibeigenen durch seinen Herrn, verschafft dem Leibeigenen die Freiheit; die Kirche ist eine gesetzliche Freistätte für Sclaven, auf deren Vergehen die geeigneten Strafen gesetzt sind, deren Verhängung nicht dem willkürlichen Gutdünken überlassen ist. Schon der eigene Vortheil des Herrn mußte ihn bestimmen, die Liebe und Treue seiner Leibeigenen durch ein wohlwollendes Benehmen zu gewinnen, da im Falle einer Fehde seine eigene Sicherheit von ihrem Widerstande gegen die Feinde abhing. Italien wurde menschenleer unter den Kaisern durch die römischen Sclaven auf dem Lande; auf eben demselben Gebiete brachte die Leibeigenschaft der Bevölkerung keinen Nachtheil, als der Adel im Besitze der Lehen war.

Jeder Vasall mußte sich nach den lombardischen Gesetzen mit Pferd, Waffen und Lebensmittel, wofür er die Kosten selbst zu bestreiten hatte, der Kriegsschaar seines Herrn anschließen, und dem Heerbanne, nach einer Verordnung Karls des Großen, jeder Soldat, mit den nöthigen Waffen, mit dem Kleiderbedarfe auf ein Jahr und mit Lebensmitteln bis zum nächsten Frühlinge versehen. Die Soldaten fanden es aber bald bequemer in den Ländereien und Gebieten ihres Zuges alles Erforderliche aufzutreiben, was sie unter der Benennung „Futter" nach und nach als eine Schuldigkeit begehrten, die jedoch der Friede von Constanz näher bestimmte. Mit der Erlegung von sechzig Schilling (36 Unzen in Silber), oder im Falle der Zahlungs-

unfähigkeit mit Leibeigenschaft, wurde jeder Freie bestraft, der sich dem Heerbanne nicht anschließen wollte.

Selten war das Heer vollzählig, obwohl alle Freien dem Heerbanne folgen mußten, und das Gesetz bei dem Aufgebote unter mehreern Söhnen einer Familie immer nur Einen und zwar den am Wenigsten Diensttauglichen, der Kriegspflichtigkeit entließ. Entweder fehlte es am geordneten Vollzuge des Gesetzes, oder die Zahl der Freien war unbedeutend im Verhälnisse zu den Sclaven und Nichtfreien, die nicht kriegsdienstpflichtig waren, oder zu jenen freien Familien, deren zwei oder drei mit einander ein Pferd unterhielten; möglich, daß auch die Fußsoldaten der Städte, obgleich ein Bestandtheil des Heeres, gar nicht in Ansatz kamen.

Im Grunde gebührte nur dem Ritter der Name Soldat, dem schwer Gepanzerten mit Helm, Harnisch, eisernen Schienen und breitem Schilde, dessen Vertheidigungs-Waffen Lanze, Schwert, Dolch und Streitaxt waren. Am Schlachttage schwang sich der Ritter auf seinen Streithengst, nachdem er seinem Knappen das leichte Roß überlassen hatte, dessen er sich auf dem Zuge bediente. Mit Lanze, Schild und Bogen nebst zwei vorräthigen Sehnen und zwölf Pfeilen, waren nach einer Vorschrift Karls des Großen die Fußsoldaten bewaffnet.

Fast jeder Streithandel mußte nach den Gesetzen der Lombarden, Franken und Deutschen durch ein Gottesgericht geschlichtet werden, und der Zweikampf umfaßte alle Förmlichkeiten des Rechtsweges. Diese gerichtsförmlichen Zweikämpfe gingen dann gewöhnlich in wechselseitige Befehdungen der Edlen über, die fast nie ein Ende nahmen. Wiedervergeltung bei Ehrenkränkungen zwischen ihnen erhob das Gesetz selbst zum Rechte, und nannte diese Bekriegungen Faida (Fehde), und ließ sie so lange ungestört fortdauern, bis die Ablösung der Ehrenkränkung durch Entrichtung eines festgesetzten Geldbetrages geschah, welcher Widrigeld (Wiedergeld, Lösungsgeld) hieß, und mit dem Aufhören der Fehde erlegt werden mußte; im Weigerungsfalle einer der beiden Partheien, entweder das Wieder-

4*

geld zu bezahlen oder anzunehmen, dauerte der Streit fort und die wechselseitige Befehdung beider Familien.

Zwischen den Edlen mußten bei so vielen Uneinigkeiten fortwährend feindselige Wirren bestehen; die Entscheidung durch's Schwert war auch den Meisten unter ihnen lieber als jede andere; sie hielten die Heranbildung ihrer Vasallen zu Soldaten für wesentlich, um sie dadurch für sich zu gewinnen, während sie ihren nicht kriegsdienstpflichtigen Eignen nach und nach die Freiheit gaben und sie der Klasse der Männer der Masnade oder der Arimanni einverleibten.

Die Lehnsverfassung entsprang aus einem Gemenge von Barbarei und Freiheit, Unterwürfigkeit und Unabhängigkeit, nährte auf eine eigene Weise im Gemüthe jedes Einzelnen das Gefühl persönlicher Selbstschätzung, und fachte den Funken jenes thatkräftigen Geistes in ihm an, welcher die gemeinsame Tugend erzeugt und beseelet. Bei dem Hinblicke auf die Sclaverei des Landvolkes, auf diese allerdings grelle Schattenseite der Lehnsverfassung, muß man gleichwohl die Zeit des Ursprunges berücksichtigen, in welcher Verfassung und Sitten aller gebildeten Völker die geschichtliche Grundlage einer ungemessenen Sclaverei bildeten, ferner, daß die römischen ackerbautreibenden Sclaven ihr Verbleiben bei Grund und Boden für ein günstiges Loos halten mußten, und daß die Lehnspflichtigkeit der untern Volksklassen ihr Uebergangspunkt aus alter Sclaverei zur freien Bewegung unserer Tage war.

Wie locker auch die Lehnsverfassung den geselligen Verein zusammenhielt, so bewährte er doch hinreichende Kraft, vom Gemeingeiste der kleinen Völkerschaften, die dazu gehörten, begünstiget, und mit diesem von gleicher Dauer. Lombarden, Bayern, Salische und Ripuarische Franken waren zur Zeit ihrer Freiheit durch gleiche Abstammung, Nationalnamen und die Allen heilige Ehre, dann durch Gesetze mit einander verbunden, die größtentheils im Herzen Deutschlands mit ihrem gemeinsamen Zurufe entstanden, und von den Kriegern als ihr edelstes Kleinod erkannt waren. Den ersten Anlaß zu ihrem Verfalle

gab das ehrsüchtige Streben Karls des Großen, alle diese Völker in seine Weltmonarchie zu verschmelzen; in einer solchen aber entschwinden aus dem Herzen des Menschen Vaterlandsliebe und Nationalgefühl. Im glänzenden Siegestaumel der Eroberungen ihres Kaisers mochten wohl die Soldaten, die darin ihr eigenes Lob sahen, eine kurze Zeit auf die Erinnerung verzichten, daß gerade jene Siege eben so viele Niederlagen ihrer Erwartungen und ihres Heiles seyen, doch unter der schmachvollen Regierung der Söhne Karls des Großen fiel des Volkes Wahn wie Schuppen von seinen Augen, und klar wurde es allen zugleich, daß ihnen das abendländische Reich kein Vaterland biete, und jene, welche noch diesem Traume sich überließen, wurden durch die Gefühle der Entrüstung daraus aufgeschreckt, wenn sie den Schimpf der tiefsten Erniedrigung dieses Reiches und dessen Gefährdung durch Sarazenen, Ungarn, Araber, Slaven, Normannen und Dänen gewahrten.

Wenn der Gemeingeist bei gesitteten und ausgearteten Völkern erlischt, so ist dieß ein allgemeines Absterben, und die Menschen versinken in den Schlamm jener tiefen Erniedrigung, die wir bei Römern und Griechen unter ihren letzten Kaisern finden. Ist aber ein Volk noch unverdorben und lebensprühend nach allen Richtungen hin, dann schwingt sich aus der Asche des erloschenen Gemeingeistes die Thatkraft des einzelnen Mannes empor, die noch auf den Ruinen des Staates in der Hoheit ihrer Menschenwürde triumphirt. Im Herzen des Reiches Karls des Großen, zu Fraxinetto, legten zwanzig verwegene Sarazenen Angesichts muthiger Barone und eines ganzen kampflustigen Volkes, eine Kolonie an; der erloschene Gemeingeist, die innern Zerwürfnisse aller Volksklassen, die wechselseitigen grimmigen Befehdungen der Burgherren, Schelsucht und Argwohn, wodurch Dorf von Dorf getrennt wurde, vereitelten jeden Verein zum Widerstande. Nicht über seine eingefriedigte Scholle hinaus wagte sich der Landmann; der Verwüstung oder feindlicher Raubsucht fielen die Feldfrüchte anheim, und Wegelagerer gefährdeten die Sicherheit der Landstraßen.

Alle Volksklassen sehnten sich im zehnten Jahrhunderte nach einer Auflösung der Bande, von denen sie zusammen gehalten wurden. Herrschte ein ehrsüchtiger Fürst, so hatten die Markgrafen zu klagen, daß die Reichslehen wie bürgerliche Bedienstungen an Lieblinge vergeudet wurden; einer der Beschützung unfähigen Regierung wünschten die Städte los zu werden, welche auf eigene Kosten sich befestigen und Milizen aufstellen mußten, um die Einfälle der Barbaren abzuwehren; voll Widerwillen gegen einen mit großen Auslagen verbundenen Krieg, empfingen die Edelleute mit Abneigung die Sendlinge des Königs, von denen sie zu Schlachten ohne Ruhm, und zu Berathungen ohne Freiheit geladen wurden; unter dem Joche ihrer Herren, und heimgesucht von den Quälereien unaufhörlicher Fehden, sagten sich auch die Bauern von einem Vaterlande los, von dem sie nicht als Bürger erkannt wurden. In diesem gesetzlosen Zustande wurden einzelne Vereine zur Selbstvertheidigung geschlossen; inmitten des Volkes entstanden freie politische Innungen, deren Gedeihen den socialen Verband um so schneller auflösen half, als er in Folge ihres Entstehens nicht mehr nothwendig erschien.

Bewegt sich die Gesellschaft im gewohnten Geleise, und fühlt auch das drückende Gewicht der Herrschermacht Jeder, über den es sich erstreckt, so scheuet er doch auch die Ausgeburten eines gesetzlosen Zustandes; er sieht die Leiden voraus, womit die Willkür ihm seine hülflose und beklagenswerthe Lage noch verschlimmern würde, gäbe es nicht eine ordnende schirmende Gewalt mitten im feindlichen Widerstreite unzähliger Forderungen, die durch Fehden Entscheidung suchen, kräftig genug, die kühnsten Versuche Einzelner zu vereiteln. Doch diese Scheu ist den Häuptlingen und Theilnehmern von mehreren für sich bestehenden Vereinen in einem Staate fremd. Der König von Italien war in den Augen der Herzoge von Friaul und Spoletto nur ein Tyrann, der das Erbe ihrer Kinder rechtlos an sich riß, ihr Einkommen kleiner machte und ihren Einfluß hemmte; ein scheelsüchtiger Gegner, die Nachbarn gegen

sie aufstachelnd, wenn seine eigene Macht nicht hinreichte, sie zu zermalmen, und, in keiner Beziehung ihr Freund oder Beschützer, alle Mittel der Schlauheit und Gewalt zu ihrem Verderben aufbietend.

Nicht mit jener innern Bangigkeit, womit man gewöhnlich einen unlieben gewaltsamen Wechsel der Verhältnisse fürchtet, weil Niemand seine Wirkungen voraussagen kann, wurde der Pair des Reiches erfüllt, wenn er an den Umsturz des Thrones dachte, im Gegentheile konnte er die ganze Größe des eigenen Nutzens davon mit aller Sicherheit bemessen. Er wußte, was er vermöge; genau kannte er die Macht seiner Nachbaren, die ihm keine Furcht einflößte und war von der Ueberzeugung des Gelingens durchdrungen, sich jener Privilegien zu bemächtigen, die er der Krone entriß, und mit den Stücken des zerschmetterten Thrones seinen Reichthum zu vermehren; eine Umwälzung dieser Art schweifte nicht in die Wirren eines gesetzlosen Zustandes hinüber, sondern vergrößerte nur seine Sicherheit und Unabhängigkeit, sein Ansehen und seine Gewalt.

Die Vortheile der Unterthanen dieser Pairs waren den ihrigen nicht entfremdet; zu keiner Zeit hatten sie bei den Monarchen Schutz gefunden gegen die Plackereien der Herzoge und Markgrafen, und verlor jezuweilen ein Großer seine Stelle, so war dieß nie der Fall in Folge einer Genugthuung für die Klagen des gequälten Volkes, und ist der Unterthan lediglich der Gnade seines Herrn anheimgegeben, so wird er einen Erbherrn vorziehen, dem es nicht eine gleichgültige Sache ist, ob sein Eigenthum in einem guten oder schlechten Zustande auf seine Nachkommen sich vererbte.

Die obwohl veränderliche und unsichere Macht eines Herrn, der seine Besitzung nicht vererben konnte, bewegte sich aus diesem Grunde doch in keinen engern Schranken, und nicht selten wurde ihm sein Posten genommen, nur um einen Andern unterzubringen, den seine Armuth zur Habgier spornte. Zugleich war es solchen Unterthanen minder schwierig, der Ge-

walt eines kleinen, als eines mächtigen Fürsten, einen Damm zu setzen und die Uebergriffe eines Mannes zu zügeln, der nur über ihren Beistand verfügen konnte, als die Plackereien eines Regenten, der nach dem schlauen Systeme der Tyrannei eine Provinz durch die Hülfe der andern unterdrückt.

Nach Erwägung dieser innern Zustände der Nation dürfte es auffallen, warum die Italiener nicht lieber durch Entthronung Berengars II. das Ende des Königthumes begannen, anstatt einem neuen Oberherrn zu huldigen, dem aus Deutschland geholten Otto; allein das Interesse von zwei Ständen überwog noch ihre Unzufriedenheit und machte ihnen die Fortdauer des Thrones wünschenswerth. In Zeiten der Bedrängnisse konnten die Städte nirgend Schutz suchen, als bei den Königen, und die Benützung der eigenen Kräfte zur Selbstvertheidigung hatten sie inmitten der Wirren eines gesetzlosen Zustandes noch nicht bemessen gelernt. Die klügsten Denker unter ihren Mitbürgern mußten wohl ein stufenweises Losschälen vom Reiche dem unvorbereiteten Uebergange zu einer Unabhängigkeit vorziehen, zu deren Behauptung ihre Macht nicht hinreichte.

Nicht mindere Gefahren für sich selbst befürchteten die Edlen, oder der Adel zweiter Klasse, für den Fall einer gänzlichen Abschaffung des Königthums, durch Bloßstellung den benachbarten Großen des Reiches gegenüber, und fanden es mit ihrer Würde vereinbarer, gewohnten Herren unterthänig zu seyn, als Adeligen, mit denen sie auf der gleichen Stufe des Ranges zu stehen glaubten.

961 — 966.

Dadurch, daß die Kaiserkrone an die Deutschen kam, erhielt jeder Stand der Nation so viel Unabhängigkeit, als zu seiner Bestimmung und zu seinen Kräften paßte, die Umgestaltung der bestandenen socialen Verhältnisse geschah ohne gewaltsame Mittel, und viele kleine Völkerschaften erhoben sich im Herzen des Staates, die ihre Freiheit errangen, sobald sie

sich kräftig genug fühlten, auf den Schutz der Monarchen verzichten zu können. Siege nach Außen verherrlichen die Regierung Otto's des Großen, und im Innern die Gabe einer dem fortschreitenden Geiste des Jahrhunderts und den gerechten Anforderungen des Volkes entsprechenden Verfassung.

Auf den Nachruhm des Großen hat Otto höhern Anspruch, als Karl der Große; denn er gründet sich auf die Segnungen seiner Regierung, welchen die ihm unterworfenen Völker ihr besseres Geschick verdankten. Nur ein ehrsüchtiger Eroberer war Karl, der zu Gunsten seines eigenen Reiches mit dem Gemeingeiste der von ihm unterjochten Völker jede Kraftentwicklung im Keime erstickte. Nicht minder zahlreich waren Otto's Siege, allein er erfocht sie über Feinde der Gesittung, über Horden, deren Raubzüge das Reich verwüsteten. Otto's Staatsklugheit wollte nicht die Grenzen des Reiches hinausrücken, sondern eine Macht gründen, welche zum Schutze seiner Unterthanen genügte, und nach der Rückkehr des Friedens verschaffte er seinen Völkern eine solche Stellung, daß sie dereinst seiner Hülfe nicht mehr bedürfen sollten. Als Otto der Große Berengars Reich erobert hatte, verlieh er den Italienern eine Verfassung, die ihm zur Bewahrung seines Ansehens die passendste dünkte, da ihn die Regierung seiner deutschen Staaten oft aus dem Lande führte. Das Reich der Willkühr wankte noch auf schwachen Füßen, bevor man das heillose Mittel stehender Heere und die Neuerung aufgespürt hatte, daß freie Männer fähig seyen, gegen armselige Löhnung ihren Willen und ihre Arme zu vermiethen. Der höhere Einfluß eines großen Mannes, so lange seine Anwesenheit dauerte, beherrschte zwar Alles durch seinen Willen, namentlich, wenn jener Einfluß auf Dankbarkeit und Pflichtliebe sich gründete; nach seiner Entfernung aber kam gleich wieder der persönliche Eigennutz in Thätigkeit, und die untere Volksklasse wußte ihren Gehorsam ängstlich nach dem Nutzen zu bemessen, den sie von der Staatseinrichtung zu hoffen hatte.

Von dem bedeutenden Heere, womit Otto nach Italien

gezogen war, hatte jeder Anführer, nach Art des Heerbannes, nur die Verbindlichkeit, in Gemäßheit seiner Baronie eine gewisse Zeit hindurch Dienste zu leisten, und eben so lange durfte der Ritter das Gefolge seines Lehnsherrn nicht verlassen. Die Besetzung Italiens mit einem Heere unter irgend einem mächtigen Herrn wäre nicht ausführbar gewesen, ohne ihm und seinen Vasallen Grund und Boden anzuweisen; hätte Otto dieß mit dem Raube der Ländereien der Einwohner einer ganzen Provinz thun und damit Ausländer belehnen wollen, so würde dieses gewaltthätige Verfahren ihm Todfeinde gemacht und ihm nur unverlässige Vasallen verschafft haben. Ließ er es bei der Einsetzung von Statthaltern über diese Provinzen bewenden, so war diesen Statthaltern, da ihre vollziehende Gewalt nur von ihren Untergebenen ausging, lediglich die Bahn geöffnet, durch Liebe zu herrschen, und im Falle ihre Anordnungen mit den Vortheilen der Vasallen übereinstimmten, durch Strenge sich Gehorsam zu verschaffen. Wollte er jedoch den italienischen Baronen sein Vertrauen schenken, so mußte er in noch höherem Grade als seine Vorfahren ihrer Willkür Preis gegeben bleiben.

Als einen gewaltigen, ruhmgekrönten Herrscher bewährte sich Otto. Während seiner vierjährigen Eroberung des lombardischen Reiches war es ihm als Feldherr eines sieggewohnten Heeres gelungen, kräftig den Scepter wieder zu fassen, die anstürmenden Barbaren überall zu schlagen, wo sie sich zeigten, und die Aufstände seiner Unterthanen, ja selbst seines eigenen Sohnes, zu unterdrücken; er war der Abgott seiner Soldaten, und auch die Geistlichkeit, obgleich er seine Waffen gegen sie getragen, die Entsetzung von zwei Päpsten vollzogen, und der ganzen Kirche die Schwingen beschnitten hatte, konnte ihm ihre Achtung nicht versagen. Ein standhafter Charakter und Beharrlichkeit eines unbeugsamen, nur großartigen Entwürfen geweihten Willens, verliehen seiner Macht eine geistige Kraft. Allein mit allen diesen Mitteln würde er nie eine unbeschränkte Herrschaft so fest gegründet haben, daß nicht seine

Heimkehr über die Alpen das Signal zu ihrem Umsturze geworden wäre. Selbst dieß auch nur zu versuchen, verschmähte dieser kluge und wahrhaft große Fürst, und benützte vielmehr seine Macht zur Begründung der Freiheit.

In den Städten herrschten noch immer eigene Grafen, nicht selten zugleich ihre geistlichen Hirten, gewöhnlich geborne Italiener, und darum keine Anhänger des Kaisers. Ohne ihnen ihre Stellen zu entziehen, oder ihre Vorrechte zu schmälern empfahl er blos die Beschränkung dieser und die Ausdehnung ihrer eigenen Freiheiten, den Bürgern. Weder der Graf noch der König konnte über Soldaten verfügen, und so mußte sich jener Einzelne, gegenüber allen mit Handhabung der Waffen vertrauten Bewohnern der Stadt, wollte er seinen Willen durchsetzen, dazu bequemen, entweder die Zuneigung der Bürger durch Entsagung mancher bisherigen Vorrechte sich zu verdienen, oder den Beistand der Macht des Königs nachzusuchen, welcher der Unterstützung seiner Anmassungen ohnehin abhold war.

Mit Einwilligung des Kaisers führten die gleichsam auf ihre eigene Kraft hingewiesenen Städte eine Gemeindeverfassung ein. Unter der Regierung Otto des Großen und seiner Nachfolger gewannen diese Verfassungen Boden, ohne Mühe oder thätiges Sträuben dagegen, und ohne in förmlichen Urkunden anerkannt zu seyn; so auch ist, wie alt sie seyen, nur durch die Berufungen der Städte auf die Zeitdauer ihrer Wirksamkeit dargethan, wozu sie oft durch Bedrohung ihrer Vorrechte sich genöthiget sahen.

So lange der Stamm Otto des Großen blühte, huldigten die neuen Stadtobrigkeiten der dankbaren Erinnerung an ihren Wohlthäter durch unwandelbare Treue, und erst dann machten sie sich mit dem Gedanken vertraut, das deutsche Joch gänzlich abzuschütteln, als das Hinscheiden des letzten kinderlosen Otto zufällig alle Bande lösete, wodurch sie mit dem sächsischen Hause zusammenhingen.

Doch nicht blos die Städte waren von dem Vertrauen Otto's des Großen mit der Reichsverwesung für die Dauer

seiner Abwesenheit beauftragt; auch Deutsche und andere Männer von bewährter Treue, erhielten von ihm die größten Lehen; so z. B. sein Bruder Heinrich, Herzog von Bayern, die Markgrafschaft Verona und Friaul und das Herzogthum Kärnthen, um sich ein Thor Italiens für alle Fälle offen zu halten. Ein Edler, Namens Oberto, wurde für die Mithülfe gegen Berengar mit der huldreich für ihn neu geschaffenen Markgrafschaft Este belohnt; mit einer andern, zu welcher die Kirchsprengel von Modena und Reggio kamen, Alberto Azzo, Urgroßvater der Gräfin Mathilde, für die der Kaiserin Adelheid in der Feste Canossa vergönnte Freistätte. Auch Montferrat verwandelte er in eine Markgrafschaft zu Gunsten seines Eidams Almaran.

Doch die Verdrängung der alten italienischen Besitzer durch Ausländer, war für die Städte Italiens vortheilhaft. Das Ansehen dieser Ankömmlinge zeigte sich nur zweifelhaft und haltlos; ihre Rechte wurden von den eifersüchtigen Vasallen gefährdet, anstatt beschützt und von ihren Nachbaren ohne Hülfe gelassen, verloren sie von Tag zu Tag eines ihrer Privilegien nach dem andern. Aus Sorge für ihre Sicherheit begaben sie sich auch bald aus den Städten auf ihre Burgen und sanken in Kurzem mit ihrer Macht auf die Stufe der einfachen Edlen hinab, welche sie doch an Ansehen so hoch zu überragen wähnten.

Ueber die Fehden zwischen Otto dem Großen und der Kirche wird das nächste Kapitel berichten, und späterhin über den lang dauernden Krieg dieses Kaisers und seines Sohnes mit den Griechen, wegen der Herrschaft über Calabrien, und mit dem Herzogthume Benevent. — 961 — 973. Auf diese wenigen Ereignisse unter der Regierung des Otto in Italien, beschränken sich die noch vorliegenden Mittheilungen der Geschichtschreiber. Seine Heimkehr nach Deutschland erfolgte — 965 — nach Eroberung des lombardischen Reiches. Die zweite Reise nach Italien unternahm er im nächsten Jahre, und schlug sein Hoflager bis 972 bald zu Ravenna, bald zu Pavia, Rom

und Capua auf; zum zweitenmale kehrte er späterhin nach Deutschland zurück, wo er bei Magdeburg den 7. Mai 973 von der Bahn seines Daseyns und Wirkens schied.

973 — 983.

Der Nachfolger Otto's war dessen zweiter Sohn, gleichfalls ein Otto, dessen Kaiserkrönung er 967 vollziehen ließ. Erst nach Beendigung eines von Heinrich dem Zänker, Herzoge von Bayern, gegen Otto II. entzündeten Bürgerkrieges, der diesen bis 980 in Deutschland beschäftigte, konnte er nach Italien ziehen, wo er im Jahre 983 starb. Ausführlicher werden wir über die Fehden Otto's, dessen Regierung durch nichts Ruhmwürdiges sich auszeichnet, mit den Seefreistaaten und den Republiken Großgriechenlands, in deren Geschichte sprechen.

983 — 1002.

Nach dem Tode Otto's II. kam dessen Sohn von noch zartem Alter unter die Vormundschaft der kaiserlichen Wittwe Theophanie, der Kaiserin-Mutter Adelheid, und des Bischofs von Cöln. Während seiner Minderjährigkeit benützten diesen Sohn die Partheien in den deutschen Bürgerkriegen zum Vorwande, die erst 995 ein Ende nahmen, als sein Oheim starb, Heinrich der Zänker, Herzog von Bayern. Mit Otto III., der späterhin nach Italien zog und dort im J. 1002 im Lenze seines Lebens verschied, erlosch nach einer vierzigjährigen Regierung, über Italien und Deutschland zugleich, der sächsische Herrscherstamm.

Die Fürsten des sächsischen Hauses hatten fünf und zwanzig Jahre dieser Regierungsdauer außerhalb Italiens verlebt, dem während dieser langen Abwesenheit in einiger Beziehung eine allgemeine Oberherrschaft fehlte. Kein peinliches Gesetz wurde ohne den Kaiser erlassen, keine Nationalversammlung einberufen, kein Staatskrieg beschlossen, keine Aushebung von Soldaten zum öffentlichen Dienste angeordnet, keine Abgabe an den Monarchen erhoben.

Um jedoch die Machtvollkommenheit des Volkes nicht in Unthätigkeit zu lassen, übten sie die Provinzen aus. Befehle gingen aus von den Oberlehnsherren und Prälaten, die Städte erließen Gemeindeordnungen, und ihre Einwohner ernannten Consulen und Prätoren; die Lehensleute gaben den Dörfern Herrschaftsrichter; was ein Ganzes bildete, machte wieder vom Rechte der Selbstvertheidigung Gebrauch, und jeder Bürger war Soldat. Schier nach Gutdünken wurden von Magistraten, die aus der Wahl ihres Gleichen hervorgingen, die Gemeindeumlagen zur Bestreitung der Bedürfnisse festgesetzt, und einem Sicherheitsrathe die Verwaltung der städtischen Gefälle anvertraut.

Was sich bei dem Namen „Vaterland" im Herzen des Volkes reget, ist ein Gefühl des Dankes für die Sicherheit der Person und des Eigenthums, der gewohnten Neigung für Gesetze und Sitten, und des Stolzes auf den gemeinsamen Ruhm. Der Staat war jedoch so sehr zerstückt, daß jeder Bürger nur von der Sicherheit wußte, welche die Obrigkeit der Stadt ihm gewährte, nur von den Gesetzen und Sitten, so wie von dem Waffenruhme seiner Stadt; demnach konnte es nicht anders kommen, als daß der unhaltbare Begriff von einem Reiche, dessen Glied er sey, und welches ihm völlig fremd, oder nur durch persönlich erlittene Bedrückungen bekannt war, in sich zerfallen, und dem Glauben des Bürgers weichen mußte, daß nur in seiner Stadt sein Vaterland, ja wohl sein ganzes Vaterland liege.

Dadurch wurde in den Gemüthern der Menschen eine wundersame, früher unerhörte Umwälzung erzeugt; denn, obgleich Heil und Freiheit kleine Völker beglücken, während große herkömmlich von Willkürherrschaft, ungerechten Handlungen, ehrsüchtigen Machtstreichen, muthwilligen Kriegen, und friedelosen Zuständen gepeiniget werden, so gab es doch zu keiner Zeit ein Volk, und zweifellos wird auch in der Geschichte keines wieder erscheinen, freiwillig verzichtend auf die Auszeichnungen einer großen Nation, auf einen hellleuchten-

den, gemeinsamen Namen, auf Umfang und gebietende Gewalt, um gerade in der Trennung des socialen Verbandes die einigende Freiheit zu finden.

Jede Umwälzung im Reiche erschütterte die Lehensververfassung durch einen neuen Stoß, und lockerte immer mehr des Ganzen gegliedertes Gefüge. Die Schuld der Dankbarkeit der Städte gegen die Familie Otto's des Großen, erlosch mit dem Tode Otto's III., und der durch die Wahl seines Nachfolgers veranlaßte Bürgerkrieg, gab ihnen Gelegenheit, ihre Kraft zu versuchen, und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie fortan im Stande seyen, sich selbst zu schützen.

1002.

Kaum war die Kunde vom Tode Otto's III. erschollen, als sich mit dem Schwerte in der Hand der Markgraf von Thüringen, der Herzog von Deutschland, und Heinrich III., Herzog von Bayern, Sohn Heinrichs des Zänkers, um die erledigte Krone bewarben. Bald war der innere Krieg zu Ende; der Herzog von Bayern, ein Enkel des Bruders Otto's des Großen, trug die Krone davon, und wurde gekrönt zu Mainz als König von Deutschland unter dem Namen Heinrich II. Für die Italiener war er Heinrich I., weil sie Heinrich den Vogler in der Reihe ihrer Könige nicht aufführen; dennoch wollen wir, um das Verwirrende von zwei ungleichen Zeitrechnungen zu vermeiden, diesen König, und alle Heinriche, die ihm folgen, mit derselben Zahl versehen, wie die Deutschen.

Inzwischen wurde Arduin, Markgraf von Ivrea, zu Pavia von einer dahin berufenen italienischen Ständeversammlung, zum Könige der Lombarden gewählt. Der zwischen der italienischen Nation und dem sächsischen Hause früher bestandene Vertrag hatte durch sein Ende seine Wirksamkeit verloren; wechselseitig unabhängig waren die beiden Königreiche, Deutschland und Italien, und durch kein Gesetz der Regierung eines gemeinsamen Königes unterwürfig. Die Erwählung eines lom-

barbischen Königes schien jedoch den Deutschen ein Akt des Aufruhrs, daher sie eine Schilderhebung zur Wiedereroberung Italiens beschlossen, und in eifersüchtig=feindseliger Stimmung die Italiener stets als Feinde oder Empörer betrachteten, die man durch ein Schreckenssystem ganz unterjochen müsse. Die Freiheit der Städte blühte einst empor unter dem Schutze der Ottonen, unter dem Drucke der argwöhnischen Heinriche aber, schärfte sie sich zu einer feindseligen Waffe gegen diese.

Die Mailänder waren gegen Arduin schon aus Unwille, daß er zu Pavia gewählt wurde; denn jede der beiden Städte, Pavia und Mailand, wollte die erste seyn im lombardischen Reiche, und beiden genügte ihre innere Kraft und Unabhängigkeit zu scheelsüchtigem Wetteifer. Ein weiterer Feind Arduins war der Bischof von Mailand, Arnulph, in Folge eines eigenthümlichen Beschwerdegrundes. Von Constantinopel, wo er sich als Botschafter Otto's III. befand, erst nach dem Schluße der Ständeversammlung zu Pavia heimgekehrt, bestritt er die gesetzliche Gültigkeit der Wahl eines Königs, an welcher der vornehmste Fürst der Kirche nicht Theil genommen hatte. Nach Roncaglia beschied er eine neue Wahlversammlung, welche Heinrich von Deutschland als lombardischen König begrüßte; dieser, dem der Bischof und die Stadt Hülfe zusicherten, hielt durch die Mark Verona seinen Einzug in Italien, doch war er zuvor noch auf die feste Begründung seiner Herrschaft im Norden bedacht; die Soldaten Arduins liefen auseinander, und ihm selbst blieben nur seine Festungen in der Mark Jvrea als Freistätte; ungehindert erreichte der siegreiche Heinrich Pavia, wo ihm der Bischof von Mailand die Krone Italiens aufs Haupt setzte.

Die Ausschweifungen der Soldaten Heinrichs an dessen Krönungstage, zwangen die Bewohner Pavias wiederholt, für seinen Mitbewerber Parthei zu nehmen. Die weinberauschten Deutschen trieben die Beschimpfungen der Bürger so weit, daß diese zur Nothwehr schreiten, und mit bewaffneter Gewalt die Uebergriffe der kriegszuchtlosen Schaaren zurückweisen mußten.

Die Hofschranzen Heinrichs betitelten diesen Widerstand ein Wetterleuchten des Pöbelzorns, eine Entladung zuchtentwöhnten Knechtshochmuthes, der nur durch Gewaltmittel zu bändigen sey. Doch der Umfang des Aufstandes, und das Drohende desselben, überstieg weit ihre Einbildung. Die Leibwache Heinrichs konnte ihn, der in seinem eigenen Palaste belagert wurde, nur mit großer Anstrengung schützen.

Sein außer den Mauern lagerndes Kriegsheer, dem die verrammelten Straßen den Zugang wehrten, griff zu dem einzigen Mittel der Befreiung ihres Monarchen und der Dämpfung des Aufstandes der zornentbrannten Pavianer, die Stadt den Flammen zu überliefern, die rasch nach allen Seiten hin wütheten, und eine grauenvolle Leuchte der Metzeleien waren. In Blut und Trümmer brach in kurzer Zeit die prunkreiche Hauptstadt der Lombarden zusammen; Heinrich eilte mit seinem Kriegsheere unverzüglich davon. Neu aus der Asche erhoben die Pavianer ihre Stadt wieder, doch mit der Weihe der aufgebauten Wälle verbanden sie den Racheeid gegen die Deutschen, verkündeten neuerdings Arduin als ihren König, und gaben das heilige Versprechen, Waffen, und Hab und Gut, der Wiederherstellung seines Thrones zu opfern.

1004.

Deutschland sich zu bewahren, hielt Heinrich für klüger, als einen Kampf um die zweifelhafte Gewalt in der Lombardei, und erst nach Verlauf von sechs Jahren eröffnete er einen neuen Feldzug nach Italien. Sein Gegner Arduin hatte außer Talent und Tapferkeit nichts, weder Soldaten noch Sold dafür. Zur königlichen Huldigung waren schnell bereit: Verceil, Novarra, Pavia, und vermuthlich die meisten Städte Piemonts, allein alle unvermögend, den Unterhalt der Truppen zu bestreiten, wohl auch abgeneigt, den König in ihrer Mitte zu sehen, fürchtend, dadurch seinen zügellosen Soldaten und dem Drucke der Willkür zum Spielball zu werden. Arduin

warf sich demnach in die befestigten Orte seiner alten Mark, und das Volk hörte von seinem Könige nur durch Schenkungen an Klöster, die einzigen Rückerinnerungen an sein Königthum, welche sich auf unsere Zeiten erhalten haben.

Die Ansprüche der beiden Mitbewerber schienen die Städte allein ausfechten zu wollen. Die Milizen Mailands griffen oft die benachbarten Vasallen Arduins an; durch Streifzüge gegen die Mailänder vergalten dieß die Bürger von Pavia, alle lernten die Waffen handhaben; keinen andern vaterländischen Boden kennend, als den von den Wällen ihrer Stadt umgürteten, fröhnten sie zügelloser Eifersucht gegen ihre Grenznachbaren, und kämpften im Namen der Könige, den sie zum Vorwande nannten, mehr für ihre eigene, als für die königliche Sache.

In den Jahren **1013** und **1014** zog Heinrich durch Italien, wurde zu Rom vom Papste Benedict VIII. zum Kaiser gekrönt, und nirgend findet sich eine Anzeige von einem Zusammentreffen mit Arduins Kriegern während dieses Marsches. Schon war Heinrich wieder in Deutschland, als der König der Lombarden von einer gefährlichen Krankheit genesen, den königlichen Purpur mit einer Mönchskappe vertauschte, um sich im Kloster Frukterin bis an sein Ende einem beschaulichen Leben zu weihen.

Abermals wollten die Italiener das deutsche Joch abwerfen, als Heinrich II. im Jahre **1024** starb, und da sie in ihrer Mitte keinen Herrscher nach ihrem Wunsche fanden, boten sie dem Könige Robert von Frankreich und dem Herzoge Wilhelm von Aquitanien die Krone der Lombardei an. Diese verständigen Fürsten lehnten aber die Bürde dieses Geschenkes ab, wohl bemessend die Unmacht der italienischen Monarchie, so wie den zum Unheile ihrer alten Unterthanen gefahrvollen und theuern Kaufpreis für diese Auszeichnung. Der Unterhändler in diesen Angelegenheiten, der Erzbischof von Mailand, unternahm eine Reise nach Deutschland, zum Versuche eines Friedensschlusses für seine Landsleute mit Conrad dem

Salier, Herzoge von Franken, dem von einem deutschen Reichstage erwählten Könige. Die letzten Gesetze der endenden Lehensverfassung tragen die Unterschrift seines Namens.

Die Ansprüche Conrad's II. auf die Krone stützten ihre rechtliche Begründung wohl wesentlich auf seine Abstammung von mütterlicher Seite von Otto dem Großen. Ohne Kinder zu hinterlassen, starb sein Vorfahrer, Heinrich II., der zu den übrigen Tugenden, welche ihn und seine Gemahlin Cunigunde der Heiligsprechung würdig machten, die gewissenhafte Erfüllung des Wechselgelübdes lebenslänglicher Keuschheit im Ehestande gesellte.

1026.

Als Deutschland wieder des Friedens sich erfreute, beschloß Conrad einen Heereszug nach Italien, und ließ, was eben zur Sitte geworden war, voraus durch Gesandte allen Städten seine nahe Ankunft melden, neuerdings den Eid der Treue entgegennehmen, und überdieß die Abgaben von ihnen erheben, die lediglich zu diesem Zwecke bestimmt waren. Im verderbten Latein jener Zeit hießen diese Abgaben Foderum, parata und Mansionaticum. Die erste bezeichnete die festgesetzte Lieferung von Lebensmitteln zum Bedarfe des Königs und seines Hoflagers; nicht selten wurde sie vertragsmäßig mit Geld abgelöset. Die Straßen und Brücken in gutem Zustande zu erhalten, welche der König passirte, diente die zweite, und zur Bestreitung der Quartierkosten für den König und das Heer während des Marsches die dritte.

Nun zog Conrad in die Ebene von Roncaglia, welche sich an die Gestade des Po schließt, unfern von Piacenza, dem herkömmlichen Sammelplatze der italienischen Stände zum Empfange des Kaisers. Wie durch einen Zauberschlag schien eine Stadt aus der Erde zu steigen, von einer Mauer umgürtet; nach dem Richtscheit angelegte freie Plätze und Straßen hielten die Zelte des Kaisers, der Barone und des Heeres wechselseitig in schicklichem Abstande. Aus ganz Italien drängten

sich Kaufleute auf dieses Gefilde, eröffneten Buden außerhalb der Mauern, und brachten somit durch einen prunkvollen Markt ein reges Leben in die Vorstädte, und in die neue Stadt.

In der Mitte des Lagers ragte das Zelt des Königs empor; vor dessen Eingange auf einer Lanze ein weithin funkelnder Schild befestiget war, zu dessen Bewachung je nach der Reihe, alle Lehensherren ein Herold aufrief. Die erste hiezu bestimmte Nacht wurde zugleich zu einer Art von Heerschau benützt, und den Nichterschienenen zog der König, weil sie ihm nicht auf seinem Zuge gefolgt waren, wegen Verletzung der Lehenspflichten, zur Strafe ihre Lehen ein. Gleichsam um nur zu zeigen, daß ihm das Recht der richterlichen Gewalt zustehe, schlichtete der König in den ersten Tagen der Versammlung bürgerliche Streithändel, gab an den folgenden den Gesandten der Städte Audienz, ordnete ihre Beziehungen zur Monarchie, und legte ihre Zwiste bei; die Schlußtage der Versammlung widmete der König den Angelegenheiten der Barone und allen Lehensverhältnissen.

Die Geschichtschreiber schildern diese Versammlung von 1026 unter Conrad dem Salier als einen wichtigen Wendepunkt in der Lehnsgesetzgebung. Der erste Artikel der Lehnsverfassung, im fünften Buche der Lehen enthalten, wurde dazumal, nach ihrer Meinung, zum Gesetze erhoben. Conrad der Salier ertheilte die Vererbung aller Kriegssoldlehen von Vater auf Sohn gesetzliche Kraft, und nöthigte dadurch die Lehnsherren zur Verzichtung auf ihr bisher noch immer willkürlich ausgeübtes Recht des Wiedereinziehens ihrer Lehen, außer bei Lehnsfreveln, oder in Folge oberlehensherrlicher Entscheidung. Nach einem Zuge durch ganz Italien, den er zu erneuerter Bestärkung des kaiserlichen Ansehens durch öffentliche Mallus und hochwichtige Rechtssprüche benützte, kehrte Conrad mit seinem Heere nach Deutschland zurück.

Kaum war der König aus dem Lande, als neue Zerwürfnisse die Blößen der Lehensverfassung aufdeckten, denen abzuhelfen er fruchtlos versucht hatte. — 1029 — 1036. — Al-

lerdings erfreuten sich die lombardischen Städte schon wesentlicher Freiheiten; auch die Mächtigen, und namentlich die Prälaten, waren dem kaiserlichen Joche entschlüpft, und benahmen sich schier wie gebieterlose Herren; allein dagegen wurde die Lage der Edlen, Hauptleute und Dienstleute, welche den Ritterstand bildeten, von Tag zu Tag mißlicher, ohne die mindeste Hoffnung eines Antheiles an den Vortheilen, welche die Andern sich zu verschaffen wußten.

Zum letzten Male erschien die Nation bei der Versammlung, oder dem Mallus von Roncaglia wie aus einem Guße, und selbst da kamen die Edeln nicht als Bevollmächtigte, ohne Privilegien, und ganz außer Stand gesetzt, sich gegen den Druck der Lehensherren oder gegen städtische Uebergriffe zu beschweren. Mit der Versammlung lösete sich auch der Staat wieder auf; die Burgherren bezogen wieder ihre Burgen, um dort selbst für ihre Vertheidigung und für die Behauptung ihres guten Rechtes durch eigene und Vasallenwaffen zu sorgen. Man wußte gar nicht mehr, woran man war; die Felder blieben unbebaut; lauter Wirkungen solcher blutigen Zwiste.

Unter Conrads Regierung wurden die mit diesen Fehden der Edlen verbundenen Plünderungen, durch die Weissagungen einiger frommen Menschen mehr vertagt als aufgehoben. Diese gaben vor, und glaubten vielleicht selbst, die himmlische Offenbarung empfangen zu haben, daß nach dem Gebote Gottes jeder Mensch, welchem Glauben er auch immerhin angehören möge, vier Tage in der Woche hindurch, von der ersten Stunde des Dienstags bis zur ersten Stunde des Freitags, die Waffen müsse ruhen lassen. Während der Dauer dieser vier Tage solle allen Menschen, was sie auch immer begangen haben möchten, die Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten frei stehen, und die Strafe Gottes hier und jenseits denjenigen erreichen, der sich durch gewaltsame Angriffe auf Staats- oder persönliche Feinde, eines Gottesfriedensbruches schuldig machen würde. Die Bischöfe von Lyon und Arles predigten die-

sen Frieden im Jahre 1033, der zur nämlichen Zeit auch nach Italien kam.

1027 — 1036.

In kurzer Zeit verwandelten sich die Fehden der einzelnen Edlen in einen weitverzweigten Krieg, den diese den Prälaten, ihren Oberlehnsherren, und den Bürgern in den Städten einhellig verkündeten. Mit mißgünstigen Gefühlen gewahrten die Dienstleute, wie Männer ihres Gleichen als Fürsten, und tiefer gestellte als Freibürger oder Republikaner landeshoheitliche Rechte ausübten. Namentlich beschwerten sie sich über die hochfahrende Anmaßung des Bischofes Heribert von Mailand, der mit Nichtbeachtung der Verfassung Conrads den ihm mißfälligen Vasallen ihre Lehen nahm. Die Kunde eines durch diesen Erzbischof einem aus ihrer Mitte zugefügten Unrechts, veranlaßte eine gleichzeitige Schilderhebung aller Edlen, Vasallen des mailändischen Stuhles, welcher sich rasch alle lombardischen Edlen anschlossen. Aufgereizt durch den Druck einiger Edlen, und im Wahne, sich selbst mit den Prunkstrahlen der Prälaten sonnen zu können, zogen die Bürger diesem bewaffnet zu Hülfe. In Mailands Straßen trafen sie zuerst feindlich zusammen — 1035 —; standhafte Tapferkeit wendete die Niederlage der Edlen nicht ab, und nicht ihre Vertreibung aus der Stadt.

1035 — 1039.

Helfende Zuzüge strömten aber schaarenweise unter ihre Banner, als sie nun im offenen Felde erschienen; auf Mailand eifersüchtig, trat auch die Stadt Lodi auf ihre Seite, und die Mailänder sammt ihrem Erzbischofe erlitten in der Schlacht von Campo Malo von den Edlen eine völlige Niederlage. Diese Zerwürfnisse bewogen Conrad zur Rückkehr nach Italien. Eifrig beschäftigte er sich mit ihrer Schlichtung auf einem Reichstage zu Pavia; er befahl die Verhaftung des Erzbischofs Heribert, desgleichen der Bischöfe von Verceil, Cremona und Piacenza, und unterstützte mit der ganzen Macht

seines Ansehens die Forderungen der Dienstleute; erfolglos blieben jedoch alle seine Bemühungen als Friedensstifter; die eingekerkerten Prälaten flüchteten sich aus den bewachten Verließen in ihre Städte, welche für sie zu den Waffen griffen. Der vergebens nacheilende Conrad wurde von Mailand weggedrängt, und mußte selbst die Belagerung dieser Stadt aufheben.

Ein neuer Kampf entspann sich bald, um die Wirren dieses Bürgerkrieges noch mehr zu vergrößern. Die aufrühreriſchen Edlen geboten auch wieder über Vasallen, deren Lehen als Kriegssold galten, und welche dazumal Dienstleute hießen, so wie auch über Leibeigene, die vom Grund und Boden untrennbar waren. Zur Zeit der allgemeinen Bewaffnung für Freiheit, vermeinten jene beiden Klassen von Leuten auf dieselben Rechte sich stützen zu können, und begehrten von ihren Gebietern Freiheit mit den Waffen in der Hand.

In jenem Zeitraume bekriegten sich wechselseitig alle Stände im Staate. Allein gerade diese Ausgeburten eines gesetzlosen Zustandes begründeten einen ersprießlichen Frieden für die Gesammtheit; mit größerer Klarheit wurden die Rechte der einzelnen Stände geordnet, Conrads Bestimmungen über die Erblichkeit der Lehen überall zum Vollzuge gebracht, die meisten Leibeigenen erhielten i re Freiheit, und die schmählichen Bedingungen des Lehenverbandes Erleichterung oder völlige Abstellung. Von der Sehnsucht nach einem Vaterlande durchdrungen, fügten sich die Edelleute in die Bewerbung um das Bürgerrecht in den benachbarten Städten, oder, wie man sich damals auszudrücken pflegte: sie empfahlen sich und ihre Lehen dem Schutze der Städte. Dieser Friedensschluß mag wohl im Jahre 1039, und zur selben Zeit geschehen seyn, da unfern von Mailand die Heere schlagfertig einander beobachteten, und nach der Kunde vom Hinscheiden Conrads des Saliers, unverzüglich zur freiwilligen Einstellung aller Feindseligkeit sich entschlossen.

3.

Kirche und Freistaat von Rom in der ersten Halbscheide des Mittelalters. — Zwiste der Päpste mit den Kaisern. — Regierung Heinrichs III., Heinrichs IV. und Heinrichs V. von 1039 bis 1122. Friedensschluss zu Worms.

Den kaiserlichen Purpur trugen drei Fürsten aus dem Herrschergeschlechte der Franken, der Sohn, der Enkel und Urenkel Conrads des Saliers, vom Hinscheiden dieses Monarchen bis zu den Tagen, wo unsere Freistaaten durch die errungene Unabhängigkeit unserer Beachtung würdiger erscheinen. Doch ehe wir eine Skizze der Regierung dieser drei Heinriche zu entwerfen versuchen, von denen die römische Kirche den ersten als ihren Schirmvogt erkannte, und den zweiten und dritten feindlich behandelte, dürfte es hier am rechten Orte seyn, den Zustand dieser Kirche in der ersten Halbscheide des Mittelalters nachzutragen, hiemit eine Würdigung der Stadt Rom zu verweben, deren Oberherrlichkeit Heinrich IV. und V. den Päpsten streitig machten, und das unbemerkte Heranbilden eines neuen römischen Freistaates zu derselben Zeit nachzuweisen, dessen Macht bisweilen die Päpste zur Unterwerfung zwang, obgleich sie die Beherrscher der ganzen übrigen Christenheit waren.

Warum die Lombarden nie in den Besitz der Stadt, zur Zeit der Eroberung von ganz Italien durch Alboin kamen, scheint räthselhaft zu seyn. Unbewehrt nach allen Richtungen hin war Roms Stellung, während die Seestädte auf griechischen Beistand von Constantinopel aus rechnen konnten, Ravenna, Venedig und Comachio durch ihre Sumpfgürtel, Neapel aber, Gaeta, Amalfi und die Städte Calabriens durch ihre Berge vertheidigt wurden. Jene alte Hauptstadt der Welt war von den Lombarden in den Herzogthümern Toskana, Spoletto und Benevent umkreiset, und die Zahl ihrer Einwohner durch verschiedene Bedrängnisse so sehr gelichtet, daß diese die gemauerte, ungeheuere Brustwehre, durch welche

seit Aurelian das Marsfeld mit der alten Stadt zusammenhieng, nicht zu vertheidigen vermochten. Entweder aus Furcht, ihre Kräfte zu zersplittern, oder weil sie ihr Heer nicht bloßstellen wollten, zogen die griechischen Kaiser es vor, statt eine Besatzung nach Rom zu legen, mit der Verwaltung der Stadt einen Präfekten zu beauftragen, dann einige Zeit darauf einen Herzog und Vasallen des Statthalters von Ravenna. Während der zweihundertjährigen Herrschaft der Lombarden scheuten sich die griechischen Geschichtschreiber, Rom auch nur zu nennen, vermuthlich aus einem Gefühle von Schaam über das rücksichtlose Aufgeben Italiens von Seite ihrer Gebieter.

Rom fiel nie in die Hände der Lombarden; aus andern Gebieten Italiens flüchteten sich Schutz Suchende dahin, und brachten die Einwohnerzahl bald auf jene Höhe, welche zur selbstkräftigen Vertheidigung gegen die Angriffe der Nachfolger Alboins hinreichte. Die Päpste erließen Aufrufe an die Römer, eingedenk zu seyn der Treue gegen ihre Oberherren zu Konstantinopel, und ihr Vaterland zu vertheidigen. Gleichmäßig von der Geistlichkeit, dem Senate und dem römischen Volke wurde die Wahl der Päpste vollzogen, doch war zu ihrer Bestätigung die ausdrückliche Beistimmung des morgenländischen Kaisers nothwendig. Zu Constantinopel und Ravenna hatten sie zwei Gesandte oder Nuntien aufgestellt, welche jene Oberherren über ihre Unterwürfigkeit beruhigen, und zugleich alles Erforderliche für die Vertheidigung Roms und der Kirchenverwaltung verfügen mußten.

Die Vernachläßigung der Römer durch die Kaiser, brachte jene dem Interesse der Päpste immer näher, welche dazumal gewöhnlich Söhne der Stadt Rom und durch so hohe Tugenden ausgezeichnet waren, daß wir die meisten Namen derselben unter den Heiligen leuchten sehen. Die Vertheidigung Roms nahm einen religiösen Charakter an, indem die Lombarden theils Arianer, theils noch Heiden waren; zum Schirme der Kirchen und Klöster gegen die entheiligenden Eingriffe der Barbaren, gaben die Päpste jene geistlichen Schätze und Ge-

schenke der Gläubigen des Abendlandes hin, worüber sie verfügen konnten; darum erhob sich der Bau der päpstlichen Obergewalt über die Stadt Rom auf den verehrungswürdigsten Grundlagen: Tugend und Wohlthätigkeit.

Die Geschichte hat selten so dicht verschleierte Abschnitte aufzuweisen, als die Erlebnisse Roms und der italienischen Provinzen unter der Herrschaft der Griechen bis zur Zeit Karls des Großen; in der That hat auch weder ein Römer noch ein Grieche darüber geschrieben, und nur die Lebensbeschreibungen der Päpste, ein Werk des neunten Jahrhunderts, aus welchen die Gläubigen mehr Herzerhebendes als die Freunde der Geschichte Erläuterndes schöpfen können, machen uns mit Rom bekannt.

Doch gerade dieser Zeitraum wird durch eine Umwälzung bezeichnet, welche das Geschick von Rom und dem ganzen Abendlande entschied. Die sogenannte Glaubensreinigung durch die Verirrungen der Bilderstürmer veranlaßte, daß die lateinischen Unterthanen der Herrschaft ihrer griechischen Monarchen sich entzogen, und wurde von den Päpsten als eine Gelegenheit benützt, nicht länger mehr nur die Großwürdeträger kaiserlicher Macht in Rom zu bleiben, sondern die Unabhängigkeit der Stadt und die kirchliche Obergewalt herbeizuführen.

Die ursprungliche Wahrheit und Weisheit der christlichen Religion hatte im Laufe der ersten zwei Jahrhunderte seit ihrer Stiftung Manches verloren, und zeigte die Spuren der Rückwirkung völliger Entwürdigung ihrer Bekenner als Volk, des Versiegens aller öffentlichen Tugenden, und der Irrthümer menschlichen Geistes und Geschmackes. Grübelnde Philosophen und ein unwissendes Volk, halfen gleichmäßig diese Religion verderben, in welcher der Götzendienst, dessen Zerstörung ihr Triumph war, zu neuem Leben emporwucherte.

Die angebliche Auffindung einiger Bildnisse von Christus und Maria, welche ein Künstler des Himmels sollte geschaffen haben, indem man keinen irdischen hiezu für fähig hielt, begründete die denkwürdigste Veränderung des Christenthumes.

Bald thaten auch diese selbst schon wundervollen Bilder, die auch daher ihren Namen hatten, („ohne Menschenhände verfertigte“) anderwärts Wunder. Sie besiegten Staats- und Kirchenfeinde, verjagten die Perser von den Wällen Edessas, heilten Kranke, und bald hieß es, daß sie allmächtig wie Gott seyen. Diese Wunderkraft wurde vom Volkswahne bald auch auf andere Bilder übertragen, obgleich diese nicht, wie jene, vom Himmel stammten, und durch diese Ausdehnung die christliche Religion, die man schon in mancher Beziehung der Wiederbegünstigung der Vielgötterei beschuldigte, in gänzliche Abgötterei verkehrt. Göttliche Eigenschaften legte man der leblosen Masse der Bilder und Gemälde bei, und weihte ihnen eine größere Verehrung, als dieß je von Heiden geschehen war, ihrer selbst wegen, nicht der heiligen Personen willen, die sie versinnlichten.

Ein ruhmsüchtiger Eroberer brachte etwa zur selben Zeit einem barbarischen Volke eine neue Gottglaubenslehre. Ausschließend stützet sich unter allen Religionen der muhamedanische Glaube völlig auf die Einheit und Geistigkeit Gottes, und immer verabscheuten die Muselmänner eben so sehr die Verehrung eines Erschaffenen, die nur dem Schöpfer gebühren, als die Versinnlichung Gottes im Bilde, den doch weder ein menschlicher Sinn, noch ein menschlicher Verstand zu begreifen fähig sey. Die Christen wurden von den Muselmännern Götzendiener geschmäht, und mit denselben Waffen von Beweismitteln und spottender Verhöhnung angegriffen, womit einst die alten Schutzredner des Christenthumes gegen die Heiden gerüstet waren. Um so erniedrigender waren für die Rechtgläubigen diese Zurechtweisungen, da ihr Benehmen ihrem Glaubensbekenntnisse geradezu widersprach, und das Wort Götzendiener ihnen zu einer Zeit, wo sie diesen Vorwurf selbst am Meisten verschuldeten, noch verhaßt war.

Um den Christen die Binde von den Augen zu reißen, ließen es die Muselmänner nicht bei Worten bewenden, sondern schlugen sie und das wunderwirkende Labarum in die

Flucht, stürmten Edessa, nicht gehindert durch das triumphirende Gnadenbild, vernichteten und verwarfen die Bilder und Reliquien nebst dem damit geschmückten Altare, und zeigten somit klar die kläglichste Hülflosigkeit dieser angeblich göttlichen Nachträger der Heiligen, Engel, dieser Halbgötter der Katholiken und ihrer Bilder.

Der Volksglaube wankte schon hie und da in Folge dieser widrigen Ereignisse, als ein unabhängiger Stamm kriegerischer Bergbewohner in Kleinasien, mit christenthumähnlicher Religion, einen seiner Führer auf den Thron brachte. (717 bis 741) Während seiner Herrschaft verfolgte Leon der Isaurier, oder der Bilderstürmer, mit äußerstem Grimme den neuen Aberglauben, die Abgötterei und die Ausbreitung der Möncherei. Sein Thron wurde selbst durch Widerstand im Orient bedroht; doch fand Leon, ein Fürst von großen Talenten und festem Charakter, sehr viele Gleichgläubige in seinem Volke.

Die Verehrung der Bilder war allgemeiner im Abendlande, welches weniger von den Kaisern abhing. Leons Befehle wurden von den Römern nicht beachtet, und Gregor II., dazumal Papst, gab ihnen die Vollmacht, die Entrichtung des herkömmlichen Tributs an den Kaiser zu verweigern, als alle seine Versuche scheiterten, die Bilderstürmer wieder dem rechten Glauben der Kirche zu gewinnen. Ravenna und alle Städte der Statthalterschaft, schlossen gleichzeitig dem Lombardenkönige Luitprand die Thore auf, wodurch die Herrschaft des Orients in Italien nur noch auf die Seestädte in Großgriechenland beschränkt wurde.

Bei mehreren Gelegenheiten bewies Gregor II. alle Sorgfalt für seine Heerde; sie verdankte dem Rufe seiner Heiligkeit, wegen der ihn Luitprand so hoch schätzte, und seiner Verwendung der Kirchengelder zum Unterhalte der Soldaten, Sicherheit gegen die Raubzüge der Lombarden. Während Gregor das Joch der Herrschaft Leons des Isauriers abschüttelte, bezüchtigte er den Herzog von Rom, Marino, und den Statthalter von Ravenna, Paul, eines Mordanschlags gegen ihn,

aus Auftrag ihres Gebieters, und entzog ihnen allen Einfluß, ohne sie aus Rom zu verbannen. Der Schein eines Freistaates kam so durch seine Mitwirkung und mit Bewilligung des lombardischen Königs um das Jahr 726 zu Stande, und erhielt sich still und ohne Aufsehen von der Regierung Leons des Isauriers bis zu jener Zeit, da das Reich der Lombarden zu Grunde ging, und Karl der Große die Krone auf sein Haupt setzte.

Durch die innere Einrichtung eines unabhängigen Staates, zeichnete sich der römische Freistaat namentlich von 731 bis 741 aus, als Gregor III. auf dem päpstlichen Throne saß. Zur Verurtheilung der Iconolasten waren zur selben Zeit der Adel, die Consuln und das Volk in einem Concilium beisammen, während die Römer ihre Wälle wieder herstellten, Centumcellae oder Civita Vechia in Vertheidigungsstand setzten, in ein Bündniß mit den Herzogen von Benevent und Spoletto gegen den Lombardenkönig Luitbrand traten, und zuletzt mit ihm selbst Frieden schlossen im Namen des römischen Herzogthums.

Eine nähere Schilderung der innern Einrichtung dieses Freistaates ist sehr schwierig, indem der Papst und die Römer, um den Grimm des Kaisers nicht herauszufordern, klare Aufschlüsse vermieden, und Worte und Thaten auf die Wage legten. Sie lieh ihnen überdieß Beistand zur Wiedereroberung der Statthalterschaft von Ravenna, und als jener Patricier, der zu ihrem Befehlshaber ernannt wurde, nach Sicilien war verbannt worden, empfingen sie späterhin andere Bevollmächtigte aus Constantinopel, die sie zum Schutze gegen die Lombarden aufforderten. Ihr weiteres Gesuch an Constantin Copronymus, um Hülfstruppen, blieb unerfüllt. Dagegen begnügte sich der Kaiser mit einer Scheinmacht, um stillschweigend der Vertheidigung einer Stadt überhoben zu bleiben, die hinsichtlich ihrer Lage so schwer zu behaupten war. Als Oberhaupt der Kirche und Vater der Gläubigen, genoß der Papst die innigste Verehrung sowohl

bei seinen Mitbürgern als bei den Feinden des Staates, und nicht selten verdankte er bei seinem heiligen Lebenswandel und seinem erhabenen Geiste die Erreichung eines Zweckes, welche er von seinem Range nicht hätte erwarten dürfen.

In der Schule ihrer Nachbaren, der Lombarden, hatten zuletzt die römischen Edlen gelernt, wie man die Anerkennung der Unabhängigkeit durchsetzen müsse, und sie kümmerten sich weder um die Obergewalt des Kaisers, noch des Papstes, noch ihres eigenen Senates. So weit das römische Herzogthum reichte, gehörte es ihnen als Burgherrn, und in der Hauptstadt benahmen sie sich wie Fürsten, welche wähnen, daß sie keinen Gesetzen zu gehorchen brauchen. Die Zahl ihrer Vasallen und Begleiter bestimmte die Größe ihrer Macht. Inmitten sich feindlich begegnender Rechte und Forderungen erschien der Papst, der Oberhirt der Kirche, der Patriarch des Abendlandes, unter dessen Verschlusse die himmlischen Güter lagen, die er gegen irdische zu spenden geneigt war, als der einzige Beschützer des Volkes und Schiedsrichter in Uneinigkeiten der Großen. Zur Vergrößerung seiner Macht trug sehr viel bei die stets steigende Unwissenheit, und namentlich galt er für einen irdischen Halbgott den neubekehrten, von seiner Person weit entlegenen barbarischen Völkern. Er allein als Halt und Einigung der ganzen Christenheit, vermochte die milden Spenden ferner Völker, deren Namen kaum bekannt waren, in den römischen Schatz zu leiten. Die Päpste wußten durch ihr Benehmen die allgemeine Achtung, und durch Wohlthaten die Dankbarkeit zu gewinnen. Wohl mochten sie von den Schwächen des Aberglaubens nicht frei seyn; doch galten diese bei dem Volke, welches gleichmäßig darin befangen war, für Tugenden. Von Prunksucht und Machtübergriffen noch nicht verderbt, zeichneten sie sich aus durch einfache und strenge Sitten.

Der erste Papst, welcher bei den Franken Schutz für die römische Kirche und den Freistaat suchte, war Gregor III., er bat Karl Martell, Oberhofmeister, um Beistand gegen Luit-

prand. Bei jeder Bedrohung der Stadt Rom durch die Lombarden, machten es die folgenden Päpste eben so. Es hat sich, außer den Briefen der Päpste, noch ein Schreiben des heiligen Petrus selbst erhalten, welches Stephan II. an Pipin, Karl, Karlomann und die Universität der Franken sendete, um die christliche Kirche und das römische Volk ihrem besondern Schutze zu empfehlen.

Dankbar erwiesen dagegen die Päpste den fränkischen Königen für diesen Schutz wieder andere Gefälligkeiten. Zacharias bewilligte die Uebertragung der fränkischen Krone von Childerich auf Pipin, welchen Stephan II. 754 zu Paris krönte; dieser ernannte späterhin im Namen der Kirche, der Herzoge, der Volkstribunen und des römischen Heeres, Pipin und seine beiden Söhne zu römischen Patriciern, sendete ihnen auch unter diesem Namen ein Schreiben, um sie zur Vertheidigung einer Stadt, die sie zu Vorgesetzten gewählt hatte, gegen Astolf zu bewegen.

Eigentlich war der Papst eben so wenig zur Ernennung eines Patriciers der Römer, als zur Uebertragung der fränkischen Krone von einem Stamme auf den andern berechtiget. Der Patricier war ein Beamter, der seine Berufung von den griechischen Kaisern erhielt; ein solcher befand sich in Sicilien, ein anderer mehrfältig zu Rom, und zwar als magistratische Person an der Spitze der Regierung. Der Wille des römischen Volkes konnte vielleicht für eine bessere Grundlage des Patriciatsrechts Pipins gelten, und die Einwilligung des fränkischen Volkes sein Recht auf die Königskrone zweifelloser darthun; das Verfahren des Papstes läßt sich inzwischen durch den gefährlichen Zustand seiner Heerde entschuldigen, die ihm einen Beschützer unabwendbar nöthig machte. Zugeständnisse dieser Art hatten jedoch eine nachtheilige Rückwirkung auf die persönliche Rechtlichkeit der Päpste, indem sie durchaus unbefugt den Karolingern Rechte übertrugen, und von diesen Grundbesitzungen und Schätze entgegennahmen, welche nicht das Eigenthum der Karolinger waren. Der lombardische Kö-

nig Astolf wurde von Pepin genöthiget, die Statthalterschaft und Pentapolis zurückzustellen, nicht an den griechischen Kaiser als rechtmäßigen Besitzer, der diese Provinzen durch Gesandte zurückforderte, sondern an den heiligen Peter, an die römische Kirche, nämlich an die Stellvertreter derselben, an den Papst und die Republik. Mit diesem Worte wollte der Geschichtschreiber Stephan II. die Regierung von Rom und die Provinzen bezeichnen, welche ihre Unabhängigkeit bewahrten, als sie der Herrschaft der griechischen Kaiser sich entwunden hatten; der Schluß seiner Lobrede auf diesen Papst lautet wie folgt: „Mit dem Beistande Gottes habe er die Grenzen der Republik und des als geistliche Heerde unter seinem Schirme stehenden souverainen Volkes einen weitern Umfang verschafft."

Zum ersten Male war die Kirche mit weltlicher Herrschaft verbunden; da jedoch die Urkunde dieser Pipin'schen Schenkung fehlet, so sind uns auch nähere Aufschlüsse über die Bedingungen dieser Abtretung nicht bekannt; aber so viel ist in der Geschichte zu finden, daß dieses Geschenk niemals in der That in Empfang genommen wurde. Astolf gab zwar die Niederlegung der Urkunde dieser Schenkung nebst den Schüsseln der Städte auf dem Altare des heiligen Petrus zu, und selbst Geißeln kamen mit den Gesandten Pipins nach Rom; allein niemals übte die Kirche oberherrschaftliche Rechte über diese Provinzen aus, und es liegen noch viele Beschwerdebriefe der Päpste darüber vor, daß die Kirche und die römische Republik durch eine förmliche Uebergabe niemals in Besitz dieser verheissenen Städte gesetzt wurden, weder unter Astolfs Regierung, noch unter seinem Nachfolger Desiderius, welche vielmehr nach vollzogener Abtretung sich derselben ohne weiters wieder bemächtigten.

Als Desiderius diesen Städten späterhin, auf erneuertes Andringen der Kirche, die Freiheit gab, wurde die Verwaltung derselben nicht dem Papste, sondern den Erzbischöfen von Ravenna, als Stellvertretern der Statthalter, übertragen, und Karl der Große ertheilte zwar nach Eroberung des lombardi-

schen Reiches 774, — in Folge einer Aufmunterung des Papstes Adrian, — dieser Urkunde der väterlichen Schenkung seine Bestätigung, allein er unterließ den Vollzug derselben, und Adrian mußte gleichwohl den neuen Monarchen bei seinem Seelenheile zur Erfüllung seiner zum Besten der Kirche und der Republik Rom gegebenen Versprechungen auffordern.

Obgleich Pipins, Karls des Großen und Ludwigs des Frommen Spenden von Hoheitsrechten an den heiligen Stuhl lediglich in wortprangenden Urkunden, an deren Vollzug sie niemals ernstlich dachten, geschrieben standen, so erhielt derselbe doch von diesen Fürsten andere Beweise hochherziger Freigebigkeit. Sie überließen ihm einen theilweisen Nutzgenuß der Statthalterschaft und von Pentapolis, nämlich die Erzeugnisse von Grund und Boden, indessen der römische Freistaat, die Patricier und der abendländische Kaiser, die Oberherrschaft über diese Provinzen, wie bisher, behielten. Mit diesem Nutzgenuße war die Unterwürfigkeit von vielen Vasallen verbunden, wodurch der Papst, schon seit langer Zeit für den ersten Bürger Roms gehalten, nun auch das Ansehen, als dessen erster und mächtigster Baron gewann.

Locket irgend eine Würde durch Reichthum und Macht, so wird sie von jedem Ehrsüchtigen ersehnt, und nach kurzer Zeit errungen. Als Bewerber um den heiligen Stuhl traten alsogleich nach Pipins ersten Schenkungen Personen auf, sehr unähnlich den frühern würdigen Päpsten, und von da an werden die Jahrbücher der Kirchengeschichte durch schauderhafte Frevelthaten des Oberhauptes der Christenheit befleckt. Der Geschichtschreiber der Kirche zu Ravenna klaget zwei Brüder als raubsüchtig und grausam an, Stephan II. und Paul I., welche sich von 752 bis 766 auf dem Stuhle des heiligen Petrus ablöseten. Mit den Waffen in der Hand bestieg nach dem Hinscheiden Pauls ein Gegenpapst den heiligen Stuhl; der rechtmäßige Papst Stephan III. war Mitmörder von einigen der ersten Prälaten seiner Kirche, und zur zügellosen Roh-

heit der Edlen ihres Jahrhunderts, die ihr zur zweiten Natur wurde, sank die ganze Geistlichkeit hinunter.

Die innere Mahnung des Gewissens verstummet in jeder Brust, überwältiget durch wilde Leidenschaften, die alle Dämme durchbrechen, wenn in den Tagen der Barbarei Unwissenheit den blinden Glauben noch mehr verfinstert. Weggeworfen wurden im neunten und zehnten Jahrhunderte die Ehrennamen der „Großen“ an Männer, die ihr ganzes Leben hindurch mit Mord, Verrath und Meineid ein Gewerbe trieben und nach den entsetzlichsten Gräuelthaten durch eine vollkommene Buße die Gottesfurcht und Reue der Sünder zur Schau stellten. Ein neues Mittel zur völligen Reinigung von ihren Sünden und zur Auslöschung der Erinnerung an ihre Frevelthaten, verschaffte die ehrsüchtige Geistlichkeit den gewaltigen Verbrechern durch Verbürgung des Seelenheiles für die Spender von Schenkungen an die Kirche. Die Päpste verdankten ihre Macht solchen Schenkungen Pipins und Karls des Großen, die ihre Freigebigkeit nicht bloß auf den heiligen Stuhl beschränkten, sondern damit auch, beinahe nach gleichem Maßstabe, den Erzbischof von Ravenna erfreuten, daß er sogar mit den Päpsten wetteifern konnte, desgleichen den Erzbischof von Mailand; vorzugsweise aber wurden die Klöster von ihnen bedacht. Auf gleiche Weise verfuhren ihre Nachfolger auf dem Throne Italiens; wie die Herrscher machte es auch der hohe Adel, von gleicher Nothwendigkeit getrieben, ein sündhaftes Leben durch die Erben abbüßen zu lassen; darum übersteigt auch die Zahl der noch vorhandenen Urkunden von Schenkungen an Kirchen vor dem zehnten Jahrhundert bei weitem jene aller übrigen geschlossenen Verträge.

Bei seiner Ankunft in Italien fand Otto der Große die weltlichen Oberlehen theils erloschen, theils zerstückt, dagegen die reichesten Städte und volkreichsten Provinzen im Besitze der Geistlichkeit. Dazumal galten für die vornehmsten und mächtigsten geistlichen Fürsten: der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, die Bischöfe von Pia-

cenza, Lodi, Asti, Bergamo, Novara und Turin, der Abt von Monte-Cassino, des Herzogthums Benevent erster Lehnsherr, noch bis auf unsere Tage der erste Baron des Königreiches Neapel genannt, und in der Sarbina der Abt von Tarfa. Außerdem hatte die Mehrzahl der Bischöfe in Gemäßheit urkundlicher Briefe, ausgestellt von Königen oder Oberlehensherren, auch die Gerichtsbarkeit der Städte übernommen, worin sie residirten, und jeder Bischof, jedes Mönch- oder Frauenkloster, übte zugleich Hoheitsrechte über irgend ein Dorf oder Gebiet aus.

Mit dieser irdischen Herrschaft waren Verpflichtungen verbunden, welche die Diener der Kirche weit ab von dem Pfade führten, auf dem sie in Folge ihres ursprünglichen Berufes wandeln sollten. Als Graf einer Stadt war ein Bischof oder Abt zugleich Richter und Heerführer, im Frieden Verwalter der bürgerlichen Angelegenheiten, im Kriege Vertheidiger der Stadt. Schon weit früher, als die Geistlichen den kriegerischen Muth fühlten, Heere in Person gegen den Feind zu führen, hielten sie es ihrer Eigenschaft als Befehlshaber befestigter Orte gemäß, das Geschick der Belagerungen zu tragen; späterhin gewöhnten sie sich daran, persönlich in den Krieg zu ziehen. Bei dem Aufgebote des Heerbannes gegen Benevent, 866, wurden sie von Kaiser Ludwig II. förmlich dazu beauftragt, und 915 führte Johann X. in Person die gesammten Streitkräfte gegen die Sarazenen.

Von demselben Eifer für die Religion beseelet, welcher die Schatzkammern der Geistlichkeit gefüllt hatte, besetzten die Könige aus dem Hause der Karolinger die Aemter der Staatsverwaltung mit Geistlichen, des frommen Glaubens, jenen dadurch eine Art von Heiligung zuzuwenden. Selten erhielt ein Weltlicher das Kanzleramt, eines der vornehmsten Kronämter; in den Cabinetten der Fürsten waren Bischöfe und Aebte beschäftiget, wie auf den Reichstagen der Nation. Unter der Regierung Pipins, und zum Theil noch unter jener Lothars, wurde Italien eigentlich von Adelard, Abt von Corbia, und

von dessen Bruder, dem Mönche Wala, beherrscht. Diesen folgten gleichfalls wieder Geistliche im Cabinette, welche sogar der Mitwirkung in den unnatürlichen Kriegen der Söhne Ludwigs des Frommen beschuldiget wurden.

Einfluß auf den Regenten, Ansehen und Reichthum, haben zu allen Zeiten ihren Besitzern Verderben gebracht, dem auch die Geistlichkeit anheim fallen mußte, indem dazumal der grasseste Unglaube das Wesen der christlichen Religion gänzlich entstellt hatte, die Diener derselben, ungeprüft zusammen gewürfelt, von den Gebrechen ihrer Zeit überwältiget wurden, die Großen um die Auszeichnung buhlten, im Dienste der Kirche einen ihrer Söhne unterzubringen, um sein Glück in diesem Berufe zu ihrem eigenen Vortheile auszubeuten, und ihn wie jeden andern jungen Ritter erzogen, anstatt Erziehung und Unterricht dem Stande seiner Bestimmung schon voraus anzupassen, übrigens mit der unsinnigen Art der Vergeudung von Schätzen an die Kirche, die räuberische Habsucht ihrer nachträglichen Ausplünderung völlig übereinstimmte.

Nicht der Erste war König Hugo, welcher der Kirche gewaltsam ihre Reichthümer entriß, um sie an seine Späher und natürlichen Kinder wegzuwerfen. Nicht minder wurden manche Fürsten des Thrones beraubt, und mächtigen Herren, um sie aus dem Wege zu schaffen, die Tonsur aufgedrungen, und unter solchen Umständen konnte man von der Geistlichkeit, bei diesen wilden ungeregelten Stoffen seines Bestandes, nicht jene höhern Vorzüge erwarten, die man von ihrem Berufe unzertrennlich zu denken gewohnt ist. Recht- und haltlos sind aber jene Folgerungen, die man aus den Wirren des neunten und zehnten Jahrhunderts gegen die Religion selbst aufstellen wollte, da zur Sichtung und Reinigung der damaligen Kirche von ihren unsaubern Stoffen, in der That selbst die Macht eines Wunders nicht hinreichend gewesen wäre.

Von den Päpsten, welche Zeitgenossen der Karolingischen Kaiser waren, hat sich noch eine im Allgemeinen für sie günstige, von einem Hofbibliothekar des römischen Hofes geschrie-

bene Geschichte, bis auf unsere Tage erhalten. Erst das zehnte Jahrhundert berichtet Scandale. Bevor wir jedoch von der Schändung des heiligen Stuhles durch einige zügellose Jünglinge sprechen, huldigen wir der Billigkeit, indem wir uns zuerst mit der Dauer der ehrenvollen Regierung des Papstes Leo IV. beschäftigen.

Wohl erkennend die Schwäche des kolossalen Staaten-Vereines Karls des Großen, unternahmen die Sarazenen, beinahe unmittelbar nach seinem Hinscheiden, die Verheerung der Seeküsten von Italien. Papst Gregor IV. hatte schon im Jahre 833 die Befestigung der Stadt Ostia gegen ihre Raubzüge angeordnet, die jedoch kein Ende nahmen. Sie verwüsteten die Küstenstädte und zwangen die Bewohner von Civita Vechia sich in die Wälder zu flüchten; verwegenen Muthes belagerten sie im Jahre 847 sogar die Stadt Rom, und plünderten die Basiliken des heiligen Petrus im Vatikan, und des heiligen Paulus außer den Mauern. Die Römer wählten, als zur selben Zeit Papst Sergius II. das Zeitliche segnete, Leo IV., einen römischen Priester von hohem Rufe, zum Papste, von der Nothwendigkeit eines Oberhauptes unter so kritischen Verhältnissen überzeugt, und setzten ihn, unbekümmert um die Bestättigung des Kaisers, mit allen herkömmlichen Feierlichkeiten auf den heiligen Stuhl.

Den inzwischen erfolgten Rückzug der Sarazenen benützte Leo, um künftige feindliche Besuche desto besser abwehren zu können, zum Wiederaufbaue der Mauern Roms, zur Umgürtung der Stadt mit Wällen und des dazumal noch außerhalb Roms gelegenen Vatikans mit einer Mauer und gab dem neuen Stadtviertel den Namen Citta Lernina. Civita-Vecchia, von den Sarazenen zerstört, erhob er wieder aus seinen Trümmern, und erfocht unter Beistand der drei Freistaaten Neapel, Amalfi und Gaeta, welche schon ihre Freiheit unter dem Schutze der Griechen genoßen, einen Seesieg über die Sarazenen, deren Flotte sich mit Verlust zurückziehen mußte.

Die Lebensbeschreiber Leo's IV. haben außer jenen Denk-

malen seines ruhmvollen Wirkens auch noch einige seiner Wunderthaten aufbewahrt, unter welchen namentlich eines die Erinnerung an seine Regierung mit einer höhern Glorie umleuchtet habe, als die seinen Namen verewigende Erbauung der Stadt. Leo machte nämlich durch die Kraft seines Gebetes einem gräßlichen Brande auf der Stelle ein Ende, welcher die zwischen der Citta Leonina und dem Viertel Transtevere liegende Sachsenburg in seinen Flammenmantel hüllte. Raphael hat dieses Ereigniß in einem Gemälde, in der vierten Stanza des Vatikans, allgemein unter dem Namen des Burgbrandes bekannt, verunsterblichet.

Unsicher und angefeindet war, in der Zwischenzeit der Entthronung des letzten Monarchen aus dem Stamme der Karolinger bis auf Otto den Großen, die Macht der Fürsten, welche den Kaisertitel vom flüchtigen Augenblicke geborgt hatten. Nie war jedoch die Stadt Rom ein Bestandtheil des Königreichs Italien, sondern immer unmittelbar vom Kaiser abhängig; dieses Verhältniß hörte nur in der Zwischenzeit des Reiches auf, wo sie frei, oder vielmehr eine Beute der unruhvollen Oligarchie ihrer Edlen wurde. Dem Glücklichen unter ihnen, der den päpstlichen Stuhl zu behaupten vermochte, verliehen die Schätze der Kirche eine unwiderstehliche Uebermacht, und so zu sagen die Würde eines Oberherrn des Freistaates.

Allerdings sollte die Wahl von der Geistlichkeit und dem Volke gemeinsam vollzogen werden. Allein ein kriegerischer Geist beseelte beinahe die gesammte Geistlichkeit, und gaben einmal die Großen ihre Beistimmung, so wähnte man um den Willen des Volkes sich nicht mehr bekümmern zu dürfen; übrigens konnte man von diesem Adel, so wie er geartet war, mit größerer Zuversicht vermuthen, daß seine Mitglieder in der Wahl des muthigsten, versuchtesten und wohl auch des galantesten der ehrsüchtigen jungen Ringer um die dreifache päpstliche Krone, als eines durch heiligen Lebenswandel verehrungswür-

digen, aber mit Ränken nicht vertrauten Priesters würden übereinstimmen.

Unwandelbar, inmitten dieses widrigen Treibens, waren die geistigen und körperlichen Vorzüge der römischen Frauen geblieben; darum auch ihre Herrschaft; ja unter keiner Regierung genossen Frauen jemals einen so bedeutenden Einfluß, wie im eigenen Vaterlande die römischen Frauen des zehnten Jahrhunderts. Es war, als habe die Schönheit sich aller Rechte des Reiches bemächtiget. Sechzig Jahre lang verfügten zwei Patricierinnen berühmten Andenkens, Theodora und ihre Tochter Marozia, nach Gutdünken über jene päpstliche Krone, welche ihren Feinden zu entreißen, einige Jahre darnach, die Heinriche als Anführer deutscher Kriegsheere vergebens bemüht waren.

Einem adeligen Hause entsprossen, war Theodora Besitzerin von bedeutenden Schätzen und mehreren sehr festen Burgen. Die Triumphbogen der alten Römer und die Grabmale von ewiger Dauer, von den Edlen zu wehrhaften Plätzen gemacht, hatten ihre Soldaten zur Besatzung; namentlich zogen ihre sehr vielen adeligen Liebhaber den Siegeswagen der hohen Gebieterin, die fast zwingend einschritt, um das Ende eines schmachvollen Krieges herbeizuführen, da zwei Partheien in Rom um die päpstliche Krone wechselseitig die Hände in Blut tauchten. Ein Nachfolger des Formosus, Stephan VI., ließ im Jahre 896 den Leichnam seines Vorfahren aus der Ruhestätte herausreißen, und in Anwesenheit eines Conciliums ein Todengericht über ihn halten, das gleichmäßig Lachen und Schauder erregt, und nach förmlich gebrochenem Stabe zuletzt verstümmelt in die Tiber schleudern. Von da an sieht man Päpste, in deren Ernennung die beiden Partheien sich theilten, und welche regelmäßig die Verfügungen ihrer Vorgänger aufhoben. Zur Gegenparthei des Papstes Formosus gesellte sich Theodora, und ihre Tochter Marozia war die Beischläferin vom Feinde dieses Papstes, von Sergius III. gewesen. Als es aber den trügerischen und buhlerischen Kunstgriffen Theodorens

gelungen war, die Vornehmen der Kirche zu umgarnen, da fing eine mildere Gesittung, wenn auch keine tugendhafte, am römischen Hofe zu walten an.

Theodora bewirkte es, daß Johann, ein junger Geistlicher, den sie mit südlicher Glut liebte, zuerst Bischof von Bologna, und dann Erzbischof von Ravenna wurde. Untröstlich darüber, getrennt von ihrem Geliebten leben zu müssen, gelang es ihren fein gesponnenen Intriguen, womit sie die Geistlichkeit und den römischen Adel in ihr Interesse zog, daß sie jenen unter dem Namen Johann X. zum Papste wählten. Cardinal Baronius, Verfasser der Jahrbücher der Kirche, fand die Gefühle der Liebe oder Dankbarkeit dieses Papstes für Theodora anstößig, während Johann X. doch frei blieb von der Anschuldigung, ein Giftmischer, Mörder, Verräther, oder irgend ein anderer Verbrecher gewesen zu seyn, welche späterhin nicht selten den päpstlichen Thron geschändet haben.

Furchtlos und gerecht leitete Johann X. die Verhältnisse der Kirche, und erwies seinen Mitbürgern eine große Wohlthat, indem es ihm gelang, eine Verbindung zwischen den Fürsten, die sich wegen ihrer Besitzungen in Italien eifersüchtig befehdeten, zu Stande zu bringen, welchem selbst die Kaiser des Abend- und Morgenlandes sich anschlossen. An der Spitze ihrer Kriegsheere zog er persönlich gegen die Sarazenen, welche die Gestade des Garigliano besetzten, und pflückte in diesem Feldzuge die Lorbeeren eines ruhmwürdigen Helden, ein Name, der seinem ganzen Wesen mehr, als der Name eines Vaters der Gläubigen, anpassend war.

Schon hatte Theodora die Frühlingsblüthen des Lebens abgestreift, als sie das erste Mal in ein vertrautes Verhältniß mit Johann X. trat und früher schon, 906, ihrer Tochter, der berüchtigten Marozia, den Markgrafen von Camerino, Alberic, zum Gemahle gegeben, welcher dem Hause seiner Gemahlin durch den Besitz einer Oberlehnsherrschaft unfern von Rom einen erhöhten Glanz verlieh.

Wahrscheinlich erlösete Theodora durch ihren Tod Johann X.

von den lästigen Banden ihrer Einmischung; denn von da an schweigt die Geschichte von ihr. Marozia's erster Gemahl, Alberic, von einem Geschichtsschreiber, der fast sein Zeitgenosse war, römischer Consul genannt, fiel in einem Aufstande unter Mörderhänden, und denselben Einfluß, wie früher ihre Mutter, übte nun die Wittwe über die römischen Großen aus; den Papst allein, der Mutter vormaligen Liebling, konnte sie nicht in ihr Netz ziehen, darum war sie aber auch von Haß gegen Johann X. erfüllt. Durch einen Handstreich nahm Marozia Adrians Grabmal, die Engelsburg unserer Tage, einen überaus festen Thurm, die stattlichste unter allen Ruinen des alten Roms, schon in früherer Zeit in eine wehrhafte Burg umgeschaffen. Nicht weit von Pons Elius, am andern Ufer der Tiber emporragend, hatte sie die Verbindung des Vatikans mit dem Marsfelde, den höher liegenden Theil des Stromes, und den Zuzug zur Stadt, in der Richtung von Toskana und vom ganzen nördlichen Italien her, in ihrer Gewalt.

Für den Schlüssel Roms galt somit diese Burg schon im Mittelalter, wie noch zu unserer Zeit. In Adrians Grabmale verschanzt, trug sich Marozia dem Herzoge Guido von Toskana zur Gemahlin an; nach vollzogener Trauung führten sie in Rom zusammenwirkend eine Willkürherrschaft; auf ihr Geheiß fiel ein Bruder und Vertrauter Johann X. durch Mörderhände; den Papst warfen sie in einen Kerker, aus dem ihn gar bald der Tod befreite, und dann ließen sie nacheinander zwei Geschöpfe ihrer Launen den päpstlichen Stuhl besteigen.

Zum zweiten Male wurde Marozia Wittwe, im Jahre 931, in Rom noch immer so einflußreich, daß es ihr gelang, die dreifache päpstliche Krone auf das Haupt ihres zweiten Sohnes, eines Jünglinges, der noch nicht ein und zwanzig Jahre zählte, als dessen Vater die böse Welt den Papst Sergius bezeichnete, unter dem Namen Johann XI. zu setzen.

Von diesem Papste wissen die Jahrbuchschreiber der Kirche sehr viel Schlimmes zu berichten, obwohl er im Laufe seiner fünfjährigen Regierung, lediglich auf kirchliche Verrichtungen

hingewiesen, ohne daß man ihm auch nur die mindeste Ausübung seiner päpstlichen Macht gestattete, gar keine Gelegenheit fand, sich eines Verbrechens oder selbst nur einer leichten Uebertretung schuldig zu machen.

932.

Den Gebrauch dieser päpstlichen Gewalt hatte Marozia nicht aus ihrer Hand gelassen, und der König der Provence, Hugo, welcher dazumal bemüht war, seiner Herrschaft über die Lombarden mehr Gewicht zu geben, hielt seine Vermählung mit einer Dame nicht für entwürdigend, die ihre Gewalt nur ihrer Liederlichkeit zu verdanken hatte. In der That trat sie zum dritten Male in den Ehestand mit Hugo, ihres zweiten Gemahles Guido halbbürtigen Bruder; allein die Ehrsucht des Gemahles sah durch dieses eheliche Bündniß ihre Hoffnungen nicht erfüllt.

Schon in den Flittertagen der Ehe vergaß sich Hugo am Ende eines Gastmahles so weit, daß er einem Sohne aus der ersten Ehe der Marozia, dem Markgrafen von Camerino, der Alberic hieß, wie sein Vater, einen Schlag in das Antlitz versetzte, weil er bei dem Anbieten des Waschbeckens durch eine unbehülfliche Wendung Hugos Hände mit Wasser bespritzte. Um sich wegen dieser erlittenen Beschimpfung zu rächen, und zugleich das Joch dieses Barbaren abzuwerfen, stachelte der zornentbrannte Alberic seine Landsleute auf, die Waffen zu ergreifen. Vereint mit ihnen jagte er den Hugo in die Flucht; die Thore von Rom schloßen sich für immer hinter diesem Fürsten, und Marozia sah in einem Kloster dem Ende ihrer Tage entgegen.

Auf diese Weise machten sich die Römer mit einem Schlage von den Bedrückungen los, die sie von Weibern, Päpsten und Königen erduldet hatten; sie träumten von den wiedererungenen Freiheit des alten Roms, und der Anblick eines Consuls als Oberhaupt verleitete sie, mit dem Namen „Republik“ zu prunken; Alberic führte nämlich, je nachdem es ihm ge-

fiel, bald diesen Namen, bald den eines Patriciers. Deßwegen blieb Alberic doch Gebieter; allein er verstand es, seinen Vortheil mit dem ihrigen zu verschmelzen, und sorgte dafür, daß sie zur Bewahrung der Freiheit ihres Vaterlandes stets schlagfertig blieben, und nach der Lage zu schließen, worin er sie traf, konnte keine andere Regierung, als die seinige, ihrem Ruhme günstiger seyn.

Unbestritten bewahrte er sein Ansehen noch zwei und zwanzig Jahre lang, und vererbte nach seinem Tode Roms Oberherrschaft auf seinen siebzehnjährigen Sohn Octavian. Mehre Päpste hatten ihm während seines Lebens ihre Erhebung auf den heiligen Stuhl zu verdanken, und standen darum auch völlig unter seinem Einflusse. Als nun der letzte unter diesen, zwei Jahre nach Alberics Hinscheiden, ihm in das Grab folgte, erachtete Octavian, selbst ein Priester, die Verbindung der geistlichen Macht mit der weltlichen, für eine wesentliche Verstärkung seiner eigenen. Unter dem Namen Johann XII. bestieg er nun selbst den päpstlichen Stuhl, und Otto erhielt die Kaiserkrone aus seinen Händen.

Auffallend ist es zwar, daß im zehnten Jahrhundert, in jenem Jahrhunderte, wo Unwissenheit und Aberglauben am meisten verbreitet waren, der Verfall der römischen Macht so rasch und so völlig geschah, und daß überdieß gerade die Schenkung Karls des Großen an den päpstlichen Stuhl, die Veranlassung und zugleich die Zeit des Untergangs der Priesterherrschaft bezeichnet. Allein diese Schenkung machte die Päpste zu Landesherrn, oder mindestens zu großen Lehensträgern, und an den Wurzeln ihrer Gewalt nagten unbemerkt dieselben Feinde, welche die Gewalt aller Monarchen und Großen des Reiches zum Wanken brachten.

Die Kunst der absoluten Beherrschung einer Stadt, ohne innerhalb ihrer Mauern zu schalten, war damals noch ein ungelöstes Räthsel der Vorzeit; deßwegen bewahrten auch noch alle Städte ihre Unabhängigkeit. Daß der Papst mitunter für die Städte Aemiliens und der Pentapolis als Schirm-

vogt auftrat, deren Wiedervereinigung mit dem Freistaate ihm gelang, ist zwar aus einigen Stellen der Geschichte zu ersehen, doch sucht man vergebens die Beurkundung einer entschiedenen Oberherrlichkeit der Päpste über jene Städte; der Reichthum des Papstes bestand sohin nicht aus diesen Städten, sondern aus Grundbesitzungen, Lehen und Herrschaftsgütern, welche die Freigebigkeit der Karolinger bezeugten.

Vortheile aus diesen Grundbesitzungen zu ziehen, hatten die Päpste selbst sie in Lehen mit Kriegsdienstpflichtigkeit verwandelt. Der hochfahrende, kriegslustige und freisinnige Geist des bewaffneten Adels, den sie auf ihren Krongütern errichteten, beugte sich nicht so willfährig unter ihre Macht, als der fügsamere Charakter der frühern Vasallen, die, nicht dem Adel angehörend, denselben Boden pflügten, doch nicht die Kraft hatten, sich im Besitze desselben zu erhalten.

Die eigenthümliche Art von Lehnsgewalt der Päpste, durch ihre Besitzungen herangebildet, war gegen den Schluß des neunten Jahrhunderts auf ihrer äußersten Höhe. Neuerlich empfangener Wohlthaten eingedenk, glaubte die von den Päpsten auf ihren Gütern errichtete Miliz nur das Gebot der Dankbarkeit zu erfüllen, indem sie keine Mühe scheuten, ihr Ansehen immer mehr zu vergrößern. Eine Frucht ihrer Hingebung und ihrer Tapferkeit war die Obergewalt der Päpste im römischen Freistaate, in einer Zeit, wo dieselben, wie bereits erwähnt, von keinem Baron des Herzogthums Rom übertroffen wurden. Doch bald wurden diese Adeligen durch den ehrsüchtigen Wettkampf zwischen Sergius und Formosus in zwei Partheien gespalten, welche dem Rufe der Dankbarkeit unter das Panier ihrer Wohlthäter folgten, und als Sergius mit seinen Anhängern Sieger blieb, die Familien der Theodora und Marozia aber den päpstlichen Stuhl so zu sagen als ein Erbstück betrachteten, da scharten sich die Ritter völlig um das Haus, welches für sie so oft die reiche Quelle von Wohlthaten gewesen war, und glaubten aller Verpflich-

tungen ledig zu seyn gegen den fremden Eindringling auf den Stuhl des heiligen Petrus.

Ungestört bewegte sich die Stadt Rom, seitdem sie die Herrschaft der Kaiser abgestreift, in den Formen eines Freistaates, wenn auch nicht vom Geiste und Wesen desselben durchdrungen. Das päpstliche Ansehen im Innern der Stadt beschränkte sich nur auf die fromme Verehrung der Völker, und auf ihre abergläubische Angst vor Kirchenstrafen. So lange Alberic herrschte, behielt das Volk seine Rechte, und versammelte sich zeitweise ohne Unterbrechung. Allerdings war die Macht des Mannes, welcher dem Volke Freiheit verbürgte, zu groß, um diese nicht zu gefährden; allein als er starb, ging mit seinen Besitzungen und Rechten auf seinen Sohn Octavian nicht jene unbegrenzte Gewalt über, mit deren Zauber die Dankbarkeit seinen Namen umgeben hatte.

Octavian oder Johann XII. die päpstliche Krone verleihend, übertrug das römische Volk gleichzeitig die wichtigsten Geschäfte der Verwaltung einem Stadtpräfekten, welchem er zur Aushülfe und Berathung Consuln, immer auf die Dauer eines Jahres, beigab; seine eigenen Angelegenheiten mußten zwölf Tribunen oder Dekurionen, nach den zwölf Abtheilungen der Stadt, vertreten. Zunächst ergab sich im Charakter des Volkes eine ohne Vergleich wesentlichere Umgestaltung, als eine bloß magistratische. Am Sarge des obersten Consuls flammte der Gemeingeist wieder empor; das Volk zeigte sich bemüht, die Willkür und ihre Gewaltschritte zu dämmen. Eine hochherzige aber unverhältnißmäßige Fehde mit den Kaisern und Päpsten, eine Fehde, welche fast die ganze Periode dieser Geschichte ausfüllte, wurde durch dieses Streben der Römer hervorgerufen. Empört durch die Gewaltthat Otto's des Großen, der die Päpste Johann XII. und Benedikt V. des päpstlichen Stuhles verlustig erklärte, ergriff das römische Volk zwei Mal Parthei für diese Päpste, und kämpfte wiewohl nicht siegreich, für den Thron derselben, und für sein eigenes Recht, sie zu wählen. Gar bald sah Johann XII. ein, daß er durch die

Berufung Otto's nach Italien ein Joch auf seinen Nacken geladen habe, das er nicht wieder werde abschütteln können. Zu spät schloß er gegen den Kaiser einen Bund mit Berengar; der Monarch Italiens fiel in Gefangenschaft, nach fruchtloser Vertheidigung in der Veste St. Leo; der Papst flüchtete sich mit Adalbert, Berengars Sohne, nach Capua, während Otto gegen Rom zog.

Dahin lud Otto, als Gerichtshof über Johann XII., ein Concilium, um, wie er sich ausdrückte, für die Genesung desselben von seinen jugendlichen Thorheiten zu sorgen. Doch dieses Concilium offenbarte die scheußliche Verworfenheit des päpstlichen Hofes auf die grellste Weise; inmitten des ganzen versammelten Rathes stand der Cardinal — Priester Peter auf, und eröffnete ein Sündenregister aller Frevel und Schandthaten des Papstes, und der Kaiser, ohne dieser Anklage seine Genehmigung zu geben, oder zu verweigern, erließ an Johann XII. nachstehendes Schreiben mit der Aufforderung, sich zu rechtfertigen:

„Dem höchsten Priester und allgemeinen Papste, Herrn Johann, entbieten Otto, von Gottes Gnaden aller großmächtigster Kaiser, ingleichen die Erzbischöfe von Toskana, Ligurien, Sachsen und Frankreich, im Namen des Herrn ihren Gruß zuvor."

„Im Dienste Gottes zu Rom angekommen, haben wir Eure Söhne, die Römer, Cardinäle, Bischöfe, Priester, Diakonen, und das ganze Volk über Euer Abwesenheit, und über die Ursachen gehört, welche Euch von Uns, dem Beschützer Eurer Kirche und Person, trennen, und von denselben Klagen gegen Euch vernommen, Klagen von solch scheußlichem Inhalte, daß, ihnen gegenüber, selbst Gaukler und Possenspieler vor Scham in den Boden sinken müßten. Nur Einiges davon wollen Wir in gedrängter Kürze mittheilen, damit Eure Herrlichkeit doch erfahren, wovon die Rede ist; denn die Eröffnung des Ganzen würde mehr Zeit als den Umfang eines Tages erfordern.

„Demnach vernehmet also, daß Ihr, und zwar nicht nur von Einzelnen, sondern von Allen, nicht nur von Personen Eures Standes, sondern gleichmäßig auch von Weltlichen, der Verbrechen des Mordes, des Meineides, des Kirchenraubes und der Blutschande, getrieben mit zwei Schwestern, die mit Euch sehr nahe verwandt sind, angeschuldiget seyd. Ihre fernere Aussage, vor deren Wortlaut schon das Gemüth sich entsetzt, geht dahin, daß Ihr bei einem Gelage auf Satans Wohlseyn getrunken, und an Spieltische Jupiter und Venus, und andere böse Geister herbeigerufen habt. Wir stellen sofort an Eure Herrlichkeit das allerdringendste Ansuchen, unverzüglich zu erscheinen, um Euch zu reinigen von allen diesen schrecklichen Anklagen. Für den Fall Eurer Befürchtung, daß verwegenes Volk an Eurer Person sich vergreifen möge, verbürgen Wir eidlich, daß kein die heiligen Satzungen verletzendes Ereigniß Statt finden werde. Den 8. November 963."

In seiner Rückäußerung bestritt Johann die Befugniß des Conciliums, und drohte den vermessenen Wählern eines neuen Papstes mit dem Banne. Als er seine zweite Vorladung eben so wenig beachtete, sprach das Concilium seine Entthronung aus, und setzte statt seiner Leo, der Kirche geheimen Urkundenbewahrer, auf den päpstlichen Stuhl; er empfing die Weihe unter dem Namen Leo VIII.

Da traten zusammen die adeligen Anhänger der Familie Alberic's, die Bürger, fest bestehend auf dem Rechte des römischen Volkes zur Wahl seines Bischofes, und jene, welche die Unabhängigkeit der Kirche vertheidigten, um auszusprechen, daß Johannes Entthronung und Leos Ernennung gesetzwidrig seyen, und bevor der Kaiser abreisete, mußte er noch die Empörer bezwingen, welche einen Aufstand gegen seinen Papst versucht hatten. Kaum war der Kaiser fort, als Johann XII. wieder nach Rom eilte, Leo verjagte, zwei feindliche Cardinäle qualvoll verstümmeln ließ, und die nöthigen Anordnungen traf, in der Stadt sich halten zu können. Un-

vermuthet zerstäubte zufälliges Ereigniß alle seine Pläne für immer. Nächtlicher Weile bei einem Eheweibe überfallen, wurde er auf den Schlaf geschlagen, von der Faust des Teufels nach der Meldung des Bischofs von Cremona, ohne Zweifel jedoch von der rächenden Hand des beleidigten Gatten. Bald darauf verschied er.

Das Ableben Johanns XII. konnte die Römer durchaus nicht durch Befürchtungen einschüchtern; vielmehr schritten sie alsbald zur Wahl eines andern Papstes, eines Cardinal-Diakonus unter dem Namen Benedikt V., und hielten lange und muthig Stand gegen Otto's belagerndes Heer. Zuletzt erlagen sie dem Hunger und täglich erneuerten feindlichen Stürmen. Als Sieger zog Otto in Rom ein, mit dem von ihm ernannten Papste Leo VIII.; angethan mit dem päpstlichen Ornate, von den Bischöfen umgeben, begab sich Benedikt V., nach der Ansicht der Kirche der allein rechtmäßige Papst, in die Kirche St. Johann zu Lateran, klagte sich fußfällig und weinend der widerrechtlichen Zueignung des heiligen Stuhles an, zog den Mantel von seinen Schultern, und legte den Bischofsstab in Leo's Hände, der ihn vor Aller Augen in Stücke brach; dann wurde Benedikts Verbannung in die Mitte Deutschlands ausgesprochen.

Aber selbst dann gaben die Römer den Kampf noch nicht auf, als Benedikt und Leo schon gestorben waren, und ein anderer, vom Kaiser erwählter Papst, Johann XIII., Bischof von Narni, mit jenem gegen die Freiheit der Stadt sich verbunden hatte.

Der Papst, gegen den die Stadtobrigkeit gerechte Beschwerden führte, wurde von dieser aus der Stadt verwiesen, während Otto in Deutschland war. Johann mußte sich in sein Schicksal fügen, und lebte als Verbannter auf einem Schloße in Campania zehn Monate lang.

Des Papstes dringender Hülferuf erscholl bald aus dieser Freistätte in Otto's kaiserlicher Burg. Noch während dieser mit seinem Heere auf dem Zuge nach Italien war, erhielt

der Papst die Einladung, wieder nach Rom zu kommen. Johanns rachebrütendes Gemüth wurde durch der Römer freiwillige Unterwerfung nicht versöhnt. Gleich nach dem Einmarsche der deutschen Krieger, mit ihrem Otto an der Spitze, in die Stadt, wurde auf des Papstes Befehl die Asche des römischen Präfekten Rofredo, des Verbannungsverkündigers, aus der Ruhestätte geschaufelt, und den Winden Preis gegeben. Einen Sack über das Haupt gestülpt, mußte der neue Präfekt, auf einem Esel reitend, das Hohngelächter der Volkshefen dulden. Ins Herz von Deutschland wurden die römischen Consule verbannt, und auf dem Hochgerichte endeten die zwölf Volkstribunen.

Otto's und des Papstes Ehre wurden durch diese Barbareien gleichmäßig besudelt. Der griechische Kaiser Nicephorus Phocas, sagte zum Gesandten des Kaisers Otto, zu dem Geschichtschreiber Liutprand: „Wohlwollend und mit allen Ehren hätten wir Dich empfangen, allein die Verruchtheit deines Gebieters hat uns davon abgehalten. Mit feindlicher Gewalt nahm er Rom, ließ viele Römer dem Schwerte zum Opfer fallen, Viele des Lichtes ihrer Augen berauben, Viele auf dem Blutgerüste sterben, oder verbannen.“

Kaum erscheint die Geschichte der Päpste zu irgend einer Zeit durch so zahlreiche Schandthaten befleckt, als während der Herrschaft der drei Ottonen aus dem sächsischen Hause; aber die Chroniken, das Andenken der Päpste schonend, sind stumm in Beziehung auf eine ausführlichere Darstellung, welche jene Verbrechen näher beleuchten, oder unserm Gedächtnisse tiefer einprägen könnte.

Johann XIII. hatte kurz vor der Abtretung durch Otto I. an Otto II., den Römer Benedikt VI. zum Nachfolger erhalten, welchen bald darauf Bonifaz Francon, Sohn des Farruccio, ein Cardinal-Diakon, ergreifen, in der Engelsburg einkerkern und erwürgen, oder, nach der Meinung Anderer, daselbst verhungern ließ. Unter dem Namen Bonifaz VII. empfing er die Weihe, und verwendete seine kurze Regierungszeit von vierzig Tagen zur Plünde-

rung der Kirchen und Basiliken, um sich mit ihren Schätzen und Kleinodien zu bereichern. Ein bewaffneter Aufstand der über diesen kirchenräuberischen Frevel wuthentbrannten Römer war die Folge; mit seinem Raube beladen flüchtete er sich nach Constantinopel — 974 —, und erst nach zehn Jahren erschien er wieder in Rom, um seine Ansprüche auf den päpstlichen Stuhl neuerdings geltend zu machen.

Im Jahre 975 wurde sofort Benedikt VII., ein Enkel oder Neffe des Oberconsuls Alberic, dessen Familie die Grafschaft Tusculum als Eigenthum erworben hatte, durch die Parthei des Kaisers Papst. Durch den vollen Beistand des sächsischen Hauses unterstützt, verfügten die Grafen von Tusculum, des Reiches Fürsprecher und Vertreter zu Rom, gar bald nach Willkür über die Wahlen, und der dreifache Bund wurde von diesen Lehnsherren, dem Kaiser und dem Papste gegen die Freiheit des Volkes geschlossen.

Nach dem im Jahre 983 erfolgten Tode Benedikt VII., wurde von den Römern Johann XIV., Bischof von Pavia gewählt; seine Regierung von kaum acht Monaten wurde durch die plötzliche Rückkehr Bonifaz VII. von Constantinopel nach Rom unterbrochen, der seinen Zwischenfolger gewaltsam greifen, und in ein finsteres Verließ in der Engelsburg schleppen, dort aber den Qualen des Hungertodes anheimfallen ließ, während er selbst zum zweitenmale die päpstliche Krone trug, und ein eilfmonatliches Kirchenregiment führte.

So scheußliche Verbrechen auf Verbrechen erschöpfte endlich die Langmuth der Römer, und erfüllte sie mit dem grimmigsten Abscheu vor einer geistlichen Macht, die nicht einmal mehr von der ehrwürdigen Dauer von Jahrhunderten, noch von der Erinnerung an eine rühmliche Vorzeit auch nur einen Schatten von Achtung borgen konnte. Fortan hielt man die Päpste nur für schamlose Blutsauger und Wütheriche ohne Muth, deren Joch kein Mann von Ehre ohne die tiefeste Erniedrigung dulden könne, und in dem Maße, als sie die Stimme des Volkes von Tag zu Tag immer mehr verachteten,

umleuchtete eine immer hellere Glorie das Haupt eines Mannes, der noch vom ruhmliebenden Geiste eines alten Römers beseelet war, und von dem kühnen Gedanken, das goldene Zeitalter des Freistaates aus der Vergangenheit wieder heraufzubeschwören.

Crescentius fesselte die Blicke und Herzen des Volkes durch den Zauber freimüthiger Reden. Den edlen Stolz der Römer wieder anfachend, in deren Gemüthern unter seiner Führung das Bewußtseyn von Neuem auflebte, Nachkommen der Weltbeherrscher zu seyn, deren sie sich würdig bezeigen müßten, flößte er ihnen Muth ein, sich von einer Herrschaft loszumachen, die ihre Anerkennung nur dem Vertrauen ihrer Voreltern auf die Heiligkeit der päpstlichen Würde verdanke, aber durch schmähliche Täuschung, durch den Verlust aller Tugenden, zugleich mit allen Rechten verwirkt habe. Unter dem Namen Consul fing Crescentius an, in Rom eine Art von Herrschaft auszuüben, beiläufig zur Zeit des ersten Erscheinens Otto's II. in Italien. In Beziehung auf die Verwaltung Roms verfügte der Kaiser keine Neuerung, welcher in einem Feldzuge gegen die Griechen im Herzogthume Benevent eben vollauf zu thun hatte. Leider war Crescentius nicht im Stande, die Verbrechen Bonifaz VII. abzuwenden, doch war er vermuthlich ein thätiger Mitwirker, ihn zu bestrafen.*)

Sein einziges Bemühen ging dahin, den Päpsten durchaus nicht mehr zu gestatten, sich in die von ihnen so vielfältig mißbrauchte Regierung zu mischen, daher auch die Lebensbeschreiber der Päpste über seine drückenden Eingriffe sich höchlich beschweren. Er verbannte auch Johann XV., den im Jahre 985 erwählten Papst, der bis 996 regiert hatte, durfte aber, nach vorausgegangener Anerkennung der Rechte

*) Ein plötzlicher Tod überhob Bonifaz VII. der Erduldung seiner Strafe; an seiner Leiche aber sättigte sich der Grimm des Volkes, welches sie verhöhnend durch die Strassen der Stadt schleifte, und zuletzt am Pferde der Bildsäule Constantins aufhing.

des Volkes, wieder nach Rom, und lebte dann mit Crescentius auf freundlichem Fuße. Der Tod raffte diesen Papst gerade in dem Augenblicke weg, da er, überdrüssig der Beschränkungen, in die er sich fügen mußte, Otto III., welcher eben nach langem Harren den Stand der Volljährigkeit antrat, durch eine eigene Gesandtschaft gebeten hatte, nach Italien zu kommen.

996.

Erst zu Ravenna erfuhr der Kaiser den Tod des Papstes, und erhob nun an dessen Stelle auf den Stuhl des heiligen Petrus unter dem Namen Gregor V., einen seiner Verwandten, einen deutschen Fürsten Bruno, mit Hülfe der Grafen von Tusculum und des heranziehenden Heeres.

Bei der Nachricht von dem Anmarsche desselben, schloß sich Crescentius in das Bollwerk Adrians ein, und Gregor wollte als Friedensstifter zwischen dem Kaiser und dem Consul auftreten, indem er den Beginn seiner Regierung nicht durch Gewaltmaßregeln zu bezeichnen wünschte. Otto eilte jedoch nach Deutschland, und der neue Papst wollte die Gesetze und Privilegien des Volkes nicht achten, verblendet durch Ueberschätzung seiner Würde, von der man in Deutschland mehr Aufhebens machte als in Rom, durch den Abglanz seines königlichen Geblütes, und Otto's übermächtige Hülfe. Wohl durchschaute Crescentius das Gefährdende für die römische Freiheit in dem willkürlichen Ernennen pflichtschuldiger Anhänger aus den Familien der deutschen Kaiser durch diese zu Päpsten, als ob nicht schon die Ueberfüllung der Stadt mit deutschen Truppen lästig genug wäre.

Größere Achtung vor den Rechten der Völker bewährten die griechischen Kaiser, allerdings mehr aus Ohnmacht, als aus Erkenntniß ihrer Pflicht; ihr Schutz begünstigte den Flor der Freistaaten Venedig, Neapel und Amalfi. Diese Fürsten unternahmen keine Reisen, wagten keine willkürlichen Eingriffe in das Verwaltungswesen ferngelegener Provinzen, und es

kam ihnen um so weniger in den Sinn, die geistliche Herrschsucht zu fördern, als sie wohl keine Lust fühlen konnten, die Päpste mächtiger zu machen, als die Patriarchen von Constantinopel. Durch das Gelingen der wiederholten Stellung Roms unter dem Schutz der Kaiser des Morgenlandes, hoffte Crescentius zwei Vortheile zu gewinnen, Geldkräfte für den Freistaat, und dessen Befreiung von der ränkevollen Ehrsucht der Päpste, so wie von der deutschen Monarchen Hochmuth und Willkürherrschaft. Unter dem Vorwande einer Sendung an Otto, kamen, dazu eingeladen, griechische Gesandte nach Rom, verweilten daselbst, und legten durch einen feierlichen Vertrag den vorbereitenden Grund zu dem hochwichtigen Bindniße.

997.

Dazumal war zu Piacenza Philagathus Bischof, ein Grieche, welcher sich dem Gefolge der mit Otto II. vermählten Kaiserin Theophanie bei ihrem Zuge in das Abendland angeschlossen hatte. In diesem Manne glaubte Crescentius alle Eigenschaften vereiniget zu treffen, die ihn zum passendsten Nachfolger Gregor V. befähigten; an Gründen zur Absetzung Gregors gebrach es keineswegs, da es leicht war, die Gültigkeit seiner Wahl, als einer erzwungenen, zu bestreiten. Demnach wurde unter dem Namen Johann XVI. der Bischof von Piacenza Papst statt des Gregor, welcher ihm weichen mußte.

Zweifellos würde das Geschick Europas und der christlichen Religion eine andere Wendung erhalten haben, wären die Pläne des Crescentius zu Früchten gereift, und hätte Philagathus sich auf dem päpstlichen Stuhle zu behaupten vermocht. Dann würde Italien durch Herstellung des Gleichgewichtes der Macht beider Kaiserreiche, die Bürgschaft seiner eigenen Freiheit begründet haben. Das Gelingen eines nähern Verkehrs mit den Griechen hätte geistige Bildung und Cultur schneller verbreitet, und diese dagegen durch Einflößung des italienischen Geistes der Freiheit, des Muthes und so mancher

andern Tugenden, wohl auch zur Rettung des morgenländischen Reiches von seinem Untergange begeistert. Einmal gestürzt, hätte die Macht der Päpste sich nie wieder emporgeschwungen.

Bei den Italienern genossen sie keine Achtung; mit Scheelsucht sahen die Griechen ihre Gier nach Oberherrschaft, und die Völker des Nordens, auf deren unbedingte Verehrung eigentlich das ganze Ansehen des heiligen Stuhles sich stützte, hätten bald von einem Papste nichts mehr wissen wollen, der unter griechischer Botmäßigkeit gestanden wäre. Noch aber war die Landung der Griechen in Italien nicht erfolgt, die aus Constantinopel zur Mitwirkung bei dieser Umwälzung entsendet wurden, als Otto III. schon wieder in Rom ankam, — 998 — und Johann XVI. zum Gefangenen machte. Ein Greis von neunzig Jahren, Abt eines Klosters in der Nähe von Gaeta, der heilige Nilus, lag vergebens auf den Knien vor dem Kaiser und Papste, führte ihnen vergebens zu Gemüth, daß der Bischof von Piacenza ihr Taufpathe sey, flehte vergebens, statt aller nichtigen Auszeichnungen, womit sie sein altergraues Haupt ehrten, um Gnade für seinen bedauernswerthen Landsmann; unerbittlich blieb die Rache des wüthenden Papstes. Mit gräßlicher Barbarei wurde Johann XVI. verstümmelt, und endlosen Qualen überliefert, deren einfache Erwähnung schon das menschliche Herz mit Entsetzen durchschaudert.

Mit dem Reste der Patrioten vertheidigte sich Crescentius in Adrians Veste, der unter dem Namen des Thurms des Crescentius noch lange nach seinem Tode seinen Ruhm verherrlichte, heldenkühn gegen Otto III., der fruchtlos Alles versuchte, ihn zu bezwingen. An diesem steinernen Colosse, außer einer kleinen Treppe unzugänglich, und gleich stark in seinem Umkreise von 250 Schuh, zerschellten die Stürme der Menschen wie der Natur. Endlich nahm der Kaiser zur List seine Zuflucht, stellte sich zur Unterhandlung geneigt, und verpfändete sein königliches Wort für die Schonung des Lebens des

Crescentius, und für die Nichtantastung der Rechte seine Mitbürger. Hierauf übergab Crescentius die Veste, mußte aber sein Vertrauen auf das Versprechen des Kaisers mit mehren seiner Freunde unter dem Henkerbeile büßen.

Stephania, die Wittwe des Ermordeten, verschloß tief in ihrem Busen den nagenden Jammer, und selbst die schmachvolle Entehrung ihres Leibes preßte ihr keine Klage aus. *) Doch eine vollgenügende Rache an dem Kaiser ausbrütend, wendete sie alles Mögliche an, in die Nähe desselben zu kommen. Seit der viehischen Schändung ihres tugendhaften und sonnenreinen Daseyns, galt ihre Schönheit ihr nur noch als Rachewerkzeug. Nach der Heimkehr von einer Wallfahrt auf den Berg Gargano, wohin vielleicht sein rächendes Gewissen ihn gejagt hatte, ward er siech. Wie ausgezeichnet sie in der Heilkunde sey, ließ ihm Stephania durch Andere rühmen, bethörte ihn überdieß mit ihren durch das Trauergewand erhöhten Reizen, und benützte sein Vertrauen als seine Buhlerin oder Heilkünstlerin, um ihm ein Gift zu mischen, das ihn rasch, aber qualvoll, tödtete. **)

Durch den frühen Tod dieses Fürsten in der Blüthe seines Lebens, im zwei und zwanzigsten Jahre, ausgesöhnt, bethätigen die deutschen Geschichtschreiber ein vergebliches Streben, seine Gemüthsart zu beschönigen, da sie auch nicht eine einzige edle Handlung zu seinen Gunsten anführen können. So schied dieser letzte Sprößling des sächsischen Stammes im Jahre 1002 zu Paterno, in der Nähe von Citta Castellana, ohne Kinder zu hinterlassen, vom Daseyn, von den Römern verflucht, die alljährlich Versuche machten, seinen drückenden Uebergriffen sich zu entziehen.

Ein fast unbekannter blutiger Zwist, angeschürt zwischen den Freisinnigen und den Freunden des Kaisers und des Papstes,

---

*) Sie wurde den schnöden Lüsten der Deutschen preisgegeben.

**) Nach einem Berichte Landolph des Aeltern soll man ihn auf ihren Rath in eine vergiftete Hirschhaut eingewickelt haben.

beunruhigte die Stadt Rom wieder im Beginne des eilften Jahrhunderts. Johann, ein Sohn des Crescentius, von dem römischen Volke geachtet, wie einst sein Vater, war, wie dieser, von Freiheitsliebe beseelet. Die alten Formen der Republick hatte er schon gegen das Jahr 1010 wieder hergestellt, Consuln ernannt, einen Senat, aus zwölf Senatoren bestehend, eingesetzt, und Volksversammlungen veranstaltet. Den Namen „Patricier" führend, war er selbst die Seele und das Leben des sich heranbildenden Freistaates.

Mit der Würde eines römischen Präfekten bekleidet, besorgte wieder ein Crescentius, wahrscheinlich sein Bruder, als Vorstand der Gerichtshöfe, die Rechtspflege. Die Freiheiten der Stadt wurden durch den Römerzug Heinrichs II, und dessen daselbst im Jahre 1013 erfolgte Krönung geschmälert, dagegen aber von diesem frommen Fürsten mit dem kräftigsten Beistande die Macht des Papstes Benedikts VIII. vergrößert. Jener seltsame Wechsel von Charakterstärke und Schlaffheit, den damals der Geist der Römer kund gab, und ihr unbeständiges Gemüth, werden uns im Verlaufe dieser Geschichte noch vielfältig begegnen. Ein hochherziges Streben nach Großthaten versiegte plötzlich zur kleinmüthigsten Schwäche, und nach dem stürmischen Aufschwunge zu den Lichthöhen der Freiheit stürzten sie eben so rasch in die Nacht entehrender Sclaverei hinunter. Wie stumm auch die Ruinen und öden Säulengänge der weltbeherrschenden Stadt waren, so schienen sie doch den Nachkömmlingen der alten Römer unablässig die Mahnung an ihre Schwäche in ihre Ohren zu donnern, und inmitten dieser Erinnerungen an untergegangene Größe, mußten sie auf die schmerzlichste Art über ihre eigene Nichtigkeit erröthen.

Der Stolz des Namens „Römer" flammte zwar dazumal, wie in unsern Tagen, noch oft in ihren Herzen auf, wurde aber durch das Anschauen Roms, des verlassenen Forums und der sieben Hügel, über welche, wie zur Zeit ihrer großen Ahnen, weidende Heerden zogen, ferner durch Hinblick

auf die Tempeltrümmer und untergehenden Denkmale, und durch die widrige Empfindung bei dem Vergleiche ihrer selbst mit den alten Römern, zur eisigen Kälte der demüthigenden Wirklichkeit abgekühlt.

Wäre die Kirche dazumal, gegenüber jenem veränderlichen Sinne, jenem schnellen Wechsel von Aufschwung und Kleinmuth, schon ihrer spätern Zukunft vorangeeilt gewesen, so beharrlich in Allem, was sie unternahm, so wandellos in der Saat von Plänen, die erst spät hinaus zu Früchten reifen sollten, so mit ganzer Seele nach der Gründung einer geistlichen Macht für die Dauer einer Ewigkeit strebend, — spielend würde sie die Freunde des Freistaates bezwungen haben, für die ein günstiger Umstand war, daß aus den leidenschaftlichen Kirchenversammlungen nur Faktionshäuptlinge als Päpste hervorgingen, die für nichts sorgten, als für ihre Familien, in einem Pfuhle von Lastern ihre Reichthümer vergeudeten, und selbst die Achtung vor ihrer Würde vernichteten. Noch kraftloser wurde der heilige Stuhl durch die zahlreichen Mitbewerbungsstreite. Drei Päpste zerrten an dem Kronhute, als Heinrich III. bei seinem ersten Zuge nach Rom die Kaiserkrone holte, und er hatte nichts Dringenderes zu thun, als sein kaiserliches Ansehen durch Wiedereinigung der Kirchenzustände zu bethätigen.

Den 4. Januar 1039 war Kaiser Konrad der Salier zu Utrecht gestorben. Noch während seines Lebens ließ er seinen mit Gisela, seiner Gemahlin, erzeugten Sohn, zum Könige der Deutschen krönen. Auch von den Italienern wurde er in demselben Jahre, oder längstens in dem nächsten, als König anerkannt. Der Erzbischof von Mailand, Eriobert, begab sich nach Deutschland, um berathend mit ihm die Zerwürfnisse zwischen seiner Hauptstadt und Conrad auszugleichen. Heinrich III. aber, in einen sehr bedenklichen Krieg mit dem Könige von Böhmen verwickelt, ließ ohne Rücksicht auf jene Ausgleichung mehrere Jahre vorübergehen, ohne unmittelbare Besitzergreifung seiner italienischen Krone. Die Lombardei wurde durch seine Abwesenheit in neue Wirren gestürzt, über die wir später

berichten werden, und führte zu Rom eine Spaltung herbei, die an Aergerniß alle frühern übertraf.

Drei Päpste, der Reihe nach, gingen aus der Familie der Grafen von Tusculum, dieser Nachkommen der Marozia und der Alberic's, für die Kirche hervor: Benedikt VIII. im Jahre 1012, Johann XIX., sein Bruder, im Jahre 1024, und der Neffe dieser beiden, Benedikt IX., im Jahre 1033. Die zwei letzten wurden durch Bestechung gewählt, die Stimmen des Volkes erkauft, und auf diese Art wußte man den päpstlichen Stuhl so zu sagen zu einem Erbstücke in einer und derselben Familie zu machen. Nach der Behauptung eines Schriftstellers sollen schon für den kaum zehnjährigen Benedikt IX. die Stimmen des Volkes mit Geld erkauft worden seyn. Für dieses Knabenalter liegt zwar kein Beweis vor, allerdings aber, daß dieser Papst ein scheußliches Leben geführt, und vielfältig durch Raub, Mord und Unzucht aller Art, den heiligen Stuhl während seiner Regierung zehn Jahre lang geschändet habe.

Papst Viktor III., zu jener Zeit sein Unterthan, und vierzig Jahre darnach selbst einer seiner Nachfolger, meldet von ihm: „Es erfüllt mich mit Entsetzen, Benedikts Leben, bald nach empfangener Weihe, zu beschreiben, die gräuliche Verworfenheit und die schamlose Schlechtigkeit desselben in Worten auszudrücken; darum werde ich auch meine Schilderung erst mit dem Erbarmen des Allmächtigen mit seiner Kirche anfangen. Als die Langmuth des römischen Volkes endlich durch Benedikts IX. Plünderungen, Mordthaten und schändliche Gräuel aller Art, sowie durch zugefügte Qualen erschöpft war, standen die Bürger auf, seiner Frevel überdrüssig, und jagten ihn vom heiligen Stuhle und aus der Stadt. Zu seinem Nachfolger wählten sie, jedoch durch Bestechung, und die heiligen Satzungen verletzend, Johann, Bischof von Sabina, der unter dem Namen Sylvester III. nach einer nur dreimonatlichen Regierung den heiligen Stuhl wieder verlassen mußte. Durch die ganze Gewalt der römischen Consuln verstärkt, aus deren Familie Benedikt abstammte, bändigte er die Stadt durch

die Ueberzahl seiner Bewaffneten, und trieb zuletzt den Bischof von Sabina schimpflich in sein Bisthum zurück."

Benedikt trug wieder die zuvor verlorene päpstliche Würde, aber auch seinen vorigen Lebenswandel zur Schau. Als er endlich den Abscheu des Volkes und der Priester gegen seine Ausschweifungen selbst nicht mehr verkennen konnte, und vernahm, daß seine Schandthaten für Niemand mehr ein Geheimniß seyen, wählte er als Fröhner sündhafter Lüste, den Papst dem Schwelger aufzuopfern. Gegen eine bedeutende Summe Geldes verschacherte er die päpstliche Krone an einen gewissen Erzpriester Johann, den die Stadt zu den frömmsten der Geistlichkeit zählte, und begab sich auf seine Schlösser. Zwei Jahre und acht Monate lange lenkte Johann, unter dem Namen Gregor VI., bis zur Ankunft des deutschen Königs Heinrich in Rom, das Schiff der Kirche.

Durch Waffengewalt wollte Gregor VI., wie seine Lebensbeschreiber berichten, die dem heiligen Stuhle entrissenen Güter demselben wieder verschaffen; als einem Manne ohne alle wissenschaftliche Bildung und Kenntnisse wurde ihm, zu gemeinsamer Besorgung der päpstlichen Angelegenheiten und zu Besorgung gottesdienstlicher Verrichtungen, ein Gehülfe vom römischen Volke beigegeben, während Sylvester kämpfte.

Die zuerst vertragsmäßigen Abtretungen und Theilungen waren von keiner Dauer. Zur Zeit der Ankunft Heinrichs in Italien residirten Benedikt IX. zu St. Johann von Lateran, Johann, ganz gewiß der Gehülfe Gregors, zu Sta. Maria Maggiore, und Sylvester zu St. Peter im Vatikan. Ohne Rom zu besuchen hielt Heinrich ein Concilium zu Sutri, um daselbst über die Päpste einen Beschluß zu fassen. Nur Gregor VI. erschien, aber die gesetzliche Anerkennung der Kirche wurde weder seiner eigenen Erwählung, noch jener der beiden Andern zu Theil, und auf den durch sein Abtreten erledigten heiligen Stuhl, nach dem Antrage Heinrichs III., der Bischof Sudger von Bamberg, unter dem Namen Clemens II., gesetzt.

Das alte Recht der griechischen und karolingischen Kaiser

zur unmittelbaren Theilnahme an der Wahl von Päpsten, wurde durch diese Einwirkung Heinrichs III. auf die Ernennung eines Oberhauptes der Kirche, in seinem vollen Umfange wieder erneuert. Man findet nirgends eine Ausübung dieses Rechtes durch Conrad oder Heinrich II. An Einfluß in dieser Beziehung scheint demnach Heinrich III. alle seine Vorfahren übertroffen zu haben. Nach früherem kirchlichen Herkommen blieb dem römischen Volke die Wahl des Papstes überlassen, deren Gültigkeit dann noch der Zustimmung des Kaisers bedurfte. Weislich benützte Heinrich die dankbare Willfährigkeit des von ihm gewählten Papstes, sowie auch die seit den jüngsten Spaltungen zu Volkswahlen völlig ungeneigte allgemeine Stimmung und die einschüchternde Nähe seines Kriegsheeres, um das römische Volk zu drängen, auf sein Vorschlagsrecht zu verzichten, und die Wahl der Päpste fortan unbedingt seinem Gutdünken anheim zu stellen.

Heinrich machte jedoch von dieser Gewalt, welche die Privilegien der Kirche und des Volkes so eingreifend schmälerte, nur sehr lobenswürdigen Gebrauch. Seine Wahl traf der Reihe nach gottesfürchtige Männer, Clemens II., Damas II. und Leo IX., welche für kirchliche Sittenreinheit der Geistlichkeit sorgten. Viktor II., früher Bischof von Eichstädt, war der letzte von Heinrich ernannte Papst, jenem empfohlen 1055 von dem Mönche Hildebrand, damaligen Unterdiakon der römischen Kirche. Nur nach langem Zögern konnte sich Heinrich von diesem Prälaten, seinem befreundeten Rathgeber, trennen, und als ein Jahr darnach Heinrich an einem tödtlichen Uebel darnieder lag, das seinem Leben in einem Alter von neun und dreißig Jahren ein Ende machte, vertraute der Kaiser diesem Papste, im Vereine mit der Kaiserin Agnes, die Regierung seiner Länder, und die Vormundschaft über seinen fünfjährigen Sohn. Bald darauf starb Viktor, und die nach ihm kamen rechtfertigten nicht mehr das Vertrauen dieses Monarchen auf den heiligen Stuhl.

Mit dem Hinscheiden Heinrichs III. sieht man in der

That die Päpste aus Unterthanen und Geschöpfen der Kaiser in Gebieter und Richter derselben sich verwandeln. Ueber Alles und über Alle zu herrschen, bemühte sich unstreitig die Ehrsucht aller Nachfolger des heiligen Petrus; hochstrebende Prälaten waren sinnreich, die Völker zu Glaubensschwärmereien aufzureizen, und der Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht, abwechselnd Verbrechen und offene Waffen gebrauchend, dauerte in haltloser Zerrüttung mit gleicher Wuth siebzig Jahre lang.

Allzu bekannt ist schon der Belehnungsstreit zwischen Geistlichkeit und Reich, als daß hier noch eine ausführliche Schilderung desselben nöthig wäre, daher wir uns darauf beschränken, den Charakter der wichtigsten Männer, die daran Theil nahmen, sowie des Zeitalters selbst, welcher diesen Kampf umfaßt, zu beleuchten.

Der Mönch Hildebrand wußte seine bedeutende Einwirkung auf die Verhältnisse der Kirche und des Reiches schon dazumal geltend zu machen, als Heinrich IV. noch in den ersten Jahren der Minderjährigkeit stand. Sein ganzes Seyn schien dazu geboren, ihm ein nie fehlendes Gelingen zu verbürgen, denn, — zur Schmach unsers Geschlechtes — häufiger beherrscht man die Menschen durch Laster selbst, — vom gewöhnlichen Gegensatze des Guten zu schweigen, — als durch verehrungswürdige Tugenden. Hildebrand vereinigte einen eisernen Willen mit maßloser Ehrsucht, und mit einem in klösterlicher Oede für jedes menschliche Gefühl abgestorbenen Gemüthe, dem die Liebe zu einem Menschen immer fremd geblieben war. Dieser Mönch war Meister in der Kunst der Selbstbeherrschung; darum faßte er auch nur ein Ziel ins Auge, den Vollzug seines Willens, und strebte nach demselben mit allen Elementen seines Riesengeistes. Sein Entschluß wurde ihm Aufgabe des Daseyns, hieß ihm Gerechtigkeit und Wahrheit; der eigene Ehrgeiz galt ihm auch gleich zweifellos für seine heilige Pflicht, bevor er nur daran dachte, Andere für die nämliche Ansicht zu gewinnen. Er war Zeuge der Beherrschung der Kirche durch das Reich, und erklärte das entgegen-

gesetzte Verhältniß als das rechte. In den Bestrebungen der Weltlichen, klare Rechte sich nicht entwinden zu lassen, erblickte er nur verpönte Uebergriffe, strafbare Umtriebe, und beseelte mit diesem Glaubenseifer die Geistlichkeit in so hohem Grade, daß er weit über sein Leben hinaus dauerte, und die Päpste höher stellte, als die Könige von Europa.

Zwanzig Jahre lang lenkte Hildebrand die Wahlen der Päpste, bevor er selbst Papst wurde. Er brachte es dahin noch ehe Heinrich III. starb, die Macht des Senates und des römischen Volkes in seiner Person zu verschmelzen, und zur selben Zeit wählte er Viktor II. am kaiserlichen Hofe. Er war der Allwirkende am römischen Hofe unter den Päpsten Stephan IX., Nikolaus II. und Alexander II., und es schiene schwer zu erklären, warum er nicht schon weit früher in einem der vielen Fälle der Erledigung des heiligen Stuhles die päpstliche Krone erhielt, wäre nicht die Abneigung des Volkes gegen ihn wegen seines strengen und herrschsüchtigen Geistes offenkundig.

Die Geistlichkeit war das erste Ziel der Reformen Hildebrands, die er auf das Ansehen und die Gewalt seiner Vorpäpste gründete, welche er ganz allein mit seinem Rathe unterstützte. Um alle Macht an sich zu ziehen, mußte die Geistlichkeit vorerst die allgemeine Werthschätzung verdienen, und fester mit ihrem Oberhaupte sich vereinigen. Da kein bestimmtes Kirchengesetz hindernd im Wege lag, führten viele Pfarrer und wohl auch einige Bischöfe, ein eheliches Leben. Gewohnt die strenge Klausur der Mönche anzustaunen, verehrte das Volk weit mehr jene Geistlichen, die ohne Weiber lebten. Aller Familienverhältnisse ledig, konnten diese mit Leib und Seele dem Interesse der Kirche angehören, dem Papste ganz und gar ergeben seyn, und somit an Eifer und Einfluß gewinnen.

An den Altären sollten fortan keine Ehemänner mehr geistliche Verrichtungen ausüben, war Hildebrands kühner Gedanke, und er überredete Stephan IX. im Jahre 1058 zur feierlichen Erklärung: die Ehe sey unvereinbar mit dem geist-

lichen Stande; die Weiber der Priester seyen nichts anderes als Beischläferinnen; zugleich verhängte er über Jeden den Kirchenbann, der sich nicht auf der Stelle scheiden lasse. Entrüstung erregte ein so rechtswidriges Verfahren gegen ordentliche Männer, denen Niemand den Vorwurf einer Verletzung der Gesetze ihres Standes machen konnte; namentlich beschwerte sich die Geistlichkeit von Mailand über diesen Eingriff in ihre besondern Rechte, indem dieser Kirchsprengel vom heiligen Ambrosius das Recht, Ehen zu schließen, erhalten habe, und zwei Erzbischöfe davon Gebrauch gemacht hätten; sie trieb ihre Einsprache so weit, daß sie dem päpstlichen Beschlusse die Entscheidung eines Consiliums entgegen stellte. Hildebrand ließ sich nicht erschüttern, und die unwillfährigen Priester mußten ihr Festhalten an einem alten Herkommen Ketzerei schmähen hören; diese neuen Ketzer wurden Nicolaiten genannt.

Nikolaus II. machte 1059 einen noch verwegenern Versuch zur Beeinträchtigung der weltlichen Gewalt auf dem lateranischen Concilium. Uraltherkömmlich war die Wahl der Diener der Kirche durch das Volk ihrer Gemeinden; der hohe Adel und die Könige hatten jedoch, bei ihren Schenkungen an die Kirche, sich und ihren Nachfolgern das Recht des Vorschlages auf die von ihnen gestifteten Benefizien ausbedungen, das heißt: das Recht der Erwählung, oder mindestens der vorschlagsweisen Bezeichnung jenes Priesters, dem ein solches Benefizium verliehen werden sollte. Allein auch abgesehen von diesem Vertrage zwischen dem Geber und der Pfarrgemeinde, hing die Uebernahme eines Lehens, das die Kirche zu vergeben hatte, durch den neuen Prälaten, staatsgesetzlich von der Belehnung von Seite des wahren Lehnsherrn ab. Dieses Grundgesetz der Lehnsverfassung, ein allgemein verbindliches Gesetz, bestand ohne Zulassung einer Ausnahme zum Vortheile der Diener der Kirche.

Die Wahl der meisten Pfarrer ging durch dieses Recht des Vorschlages und der Belehrung für die betreffenden Gemeinden verloren, und dieses Recht selbst an die Krone

über. Die Wahl zu den einträglichsten Pfründen geschah am kaiserlichen Hofe, desgleichen an dem päpstlichen, und noch früher in der Zusammenkunft des Kirchsprengels, vermuthlich nicht selten unter Mitwirkung des Geldes als eine Sache des Handels. Hildebrand eiferte gegen dieses Verfahren als gegen einen abscheulichen Mißbrauch, ein entehrendes Feilschen des heiligen Geistes, das er für Simonie *) erklärte, und bedrohte jeden Theilnehmer als Ketzer mit dem Kirchenbanne. Um die Kirche fortan gegen ein solches Aergerniß zu schützen, wurde den Priestern die Annahme eines Kirchenbenefiziums von was immer für einer Art, aus Laien-Händen, sollten auch gar keine Gebühren dafür entrichtet werden dürfen, verboten. Das Privilegium, sich aus eigener Machtvollkommenheit zu ergänzen, maßte sich nun die Kirche plötzlich an, und entriß es den Königen und dem hohen Adel, denen das Recht der Benefizien-Verleihung als Nachlaß ihrer Ahnen, und laut ursprünglichen Vertrages als Eigenthum gebührte, und das Jahrhunderte lang mit Anerkennung von Seite der ganzen Christenheit von ihnen ausgeübt wurde.

Die Satzung, welche das Recht der Investituren aufhob, erhielt keine unmittelbare Anwendung auf die Wahl der Päpste. Nie wurde von einem Kaiser diese höchste Würde feilgeboten, und zu neu war noch die Erinnerung an die von Heinrich III. der Kirche verliehenen Rechte, als daß es selbst der Kühnheit räthlich schien, sie ganz außer Wirkung zu setzen. Dem lateranischen Concilium beliebte der Mittelweg der Schmälerung; das Recht der Erwählung der Päpste sollte von nun an von dem römischen Volke auf die Cardinäle übertragen werden, jedoch nicht ganz und gar. Ihnen sollte es obliegen,

---

*) Wucher mit geistlichen Aemtern, Bestechung, um ein geistliches Amt zu erhalten, Erkaufung eines geistlichen Amtes für Geld. Eine von Simon dem Zauberer, Apostelgeschichte 8, 18. entlehnte Benennung, der die Gaben des heiligen Geistes mit Geld erkaufen wollte.

den Kern der Versammlung zu bilden, und nach dem Wortlaute des Dekretes das Wahlgeschäft zu letien; die übrige Geistlichkeit und das Volk sollten sich darauf beschränken, ihnen zu folgen, und die ganze feierliche Handlung geschehen: „unbeschadet der Ehre König Heinrichs, des künftigen Kaisers, und der ihm gebührenden Ehrerbietung, und durch Vermittelung seines Gesandten und des Kanzlers der Lombardei, welchen der heilige Stuhl das persönliche Privilegium einräumt, der Wahl sich durch ihre Zustimmung wirklich anzuschließen."

Der Grundkeim, aus dem sich späterhin der Cardinäle angemaßtes Recht zur ausschließenden Wahl des Papstes entwickelte, lag in den unklaren Worten der Fassung dieser Satzung von Seite des lateranischen Conciliums. Ungeachtet des ungleich zweifelloser lautenden Vorbehaltes der Rechte des Monarchen, wurde zwei Jahre später Alexander II. zum Papste gewählt, ohne daß man sich um die Zustimmung Hinrichs oder der Kaiserin Regentin bekümmerte, daher der entrüstete Hof in Deutschland den Bischof Cadaloo von Parma zum Gegenpapste wählte, und dadurch eine neue Spaltung der Kirche herbeiführte.

Dieses lateranische Concilium machte auch die Lehre von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahle zu einem ausdrücklichen Glaubenssatze der katholischen Kirche. Berengarius, ein Archidiakon von Angers, hatte eben erst gegen die Ausgrübler dieses Glaubensartikels den Handschuh aufgenommen, und vertheidigte in seinem Buche den Satz: „daß die Kirche das Sacrament stets nur als sinnbildliche Erinnerung an die Aufopferung Christi betrachtet habe." Er wurde gezwungen, sein Glaubensbekenntniß, das bis dahin die ganze Christenheit mit ihm getheilt hatte, und jetzt als Ketzerei erklärt wurde, feierlich abzuschwören.

Auf diese Weise trat das lateranische Concilium feindlich in die Schranken gegen die Reinheit der Sitten durch gewaltsame Aufhebung gesetzlicher Ehe; gegen die Gerechtigkeit durch den Raub der Fürstenrechte, und gegen die Vernunft, indem

es einen mit allen Begriffen derselben unvereinbaren Satz zu einem Glaubensartikel machte.

So lange Heinrich IV. seine Volljährigkeit noch nicht erreicht hatte, wußte der Hof, ohne seinen Rechten irgend etwas zu vergeben, die Angelegenheiten mit dem päpstlichen Throne so zu leiten, daß es zu keinem offenen Zerwürfnisse kam. Die Freiheit der Kirche wurde von einer Parthei der Italiener gegen den Papst aufrecht erhalten, welche der Ehrsucht der Päpste einen kräftigen Zügel anlegte. An der Spitze dieser Parthei, welche zu Mailand und in der Lombardei beinahe immer die Oberhand hatte, stand zu Rom, — denn auch da war ihre Macht bedeutend, — ein Mann von sehr großem Vermögen, Peter Leon, der in der Hauptstadt der Christenheit, ungeachtet seiner jüdischen Abkunft, ein schwer erklärbares Ansehen genoß. Durch seine Vermittlung kam der Gegenpapst Cadaloo nach Rom, wo er als Honorius II. den heiligen Stuhl bestieg, die Soldaten des rechtmäßigen Papstes schlug, und sich im Vatikane hielt, späterhin aber der Gewalt des Herzogs von Toskana weichen mußte.

Heinrichs Minderjährigkeit hatte eben zu jener Zeit ihr Ende erreicht, da Hildebrand als Gregor VII. im Jahr 1073 Papst wurde; er zählte nun drei und zwanzig Jahre; der Stolz eines jugendlich kühnen Geistes empörte sich gegen ein schmachvolles Joch; seine Langmuth gegen Priester, die so zu sagen sinnreich in ihrem offenbaren Widerstande gegen ihn sich unablässig bewährten, war erschöpft, und somit wollte er nun ihren Uebergriffen durch Gewalt begegnen. Sein edles und hochherziges Gemüth schützte ihn nicht gegen die Unüberlegtheit jugendlicher Leidenschaften; so lange der Spielball ehrsüchtiger Umtriebe der Geistlichkeit, fühlte er sich bis zu völliger Verachtung der Religion selbst mißgestimmt; solche Blößen verstanden die Päpste und ihre Mithelfer sehr wohl zu ihrem Vortheile auszubeuten, indem sie ihn den Völkern als ein Ungeheuer bezeichneten.

Ferne Gegenstände zeigen sich den Augen des Aberglau-

bens größer, als sie wirklich sind. Je weitere Räume zwischen Rom und den Gläubigen lagen, desto andächtiger waren diese der römischen Kirche zugethan, vor deren Bannstrahlen die Deutschen erbebten, die jeden vom Papste Verdammten für unauslöschlich gebrandmarkt hielten. Unter solchen Umständen hatten die Priester ein leichtes Spiel, das Ansehen des Kaisers mitten unter seinen Unterthanen, ja selbst im häuslichen Kreise, zu schwächen. Während jedoch am Hofe Heinrichs ehrsüchtige Menschen im Interesse der Päpste wirkten, oder leichtgläubige Schwärmer, waren die Italiener über das schmachvolle Joch empört, welches man auf den Nacken des Staatsoberhauptes zu legen suchte, und ihre Begeisterung, ihn zu vertheidigen, wäre mit Sieg gekrönt worden, hätte nicht gerade dazumal ein Weib, die berühmte Gräfin Mathilde, die ungeheure Erbschaft der alten Markgrafen von Toskana und des Hauses Canossa angetreten, die hervorragendste Weiberseele im Mittelalter, den unprüfenden Aberglauben ihres Geschlechtes vereinend mit der Kühnheit, Energie und Ausdauer eines Mannes. Die Oberherrschaft über das umfangreicheste Lehen der damaligen Zeit in Italien, erhielt Mathilde durch den Tod Gottfrieds von Lothringen, Markgrafen von Toskana im Jahre 1070, und seiner Gemahlin Beatrix i. J. 1076, deren Tochter aus erster Ehe Mathilde war.

Die Verherrlichung des heiligen Stuhles war Mathildens einziges Lebensziel, ihm für die Dauer ihres ganzen Daseyns zu dienen, ihre höchste Sehnsucht, und sterbend setzte sie ihn zu ihrem Erben ein. Sie hatte zweimal sich vermählt, zuerst mit Gottfried dem Jüngern von Lothringen, dann mit Guelf V. von Bayern. Doch ihr von Ehrsucht oder Glaubensschwärmerei durchwühltes Herz war dauernder Liebe unfähig. Sie ließ sich von beiden Gatten scheiden, weil der Grad der Ergebenheit derselben für den heiligen Stuhl ihrem Wunsche nicht entsprach, um sich nun, durch keine andere Pflicht mehr gebunden, völlig dem Interesse der Päpste weihen zu können.

1076.

Von Gregor VII. zur höchsten Entrüstung getrieben, sprach Heinrich IV. auf dem Reichstage zu Worms seine Entsetzung aus, indessen Gregor ihm auf dem Concilium zu Rom das gleiche Loos bereitete; doch aufgegeben von seinen deutschen Vasallen, mußte Heinrich, da jene seine Krone auf das Haupt Rudolphs des Sachsen zu setzen gedachten, und hartnäckigen Krieg gegen ihn führten, nach Italien wandern, um Verzeihung zu erflehen von dem beleidigten, hochmüthigen Papste. Eine ausdrückliche Vorladung, kurz vor der zweiten Fastenzeit 1077 in Rom zu erscheinen, bis wohin der Bannstrahl und das Urtheil seiner Thronentsetzung auf ihm lasteten, war an den Kaiser Heinrich erlassen worden.

Durch die unzugänglichsten Schluchten der Alpen, um seinen Feinden zu entrinnen, welche auf den wegsamen Straßen lauerten, zur Zeit eines nordisch-strengen Winters, von den größten Gefahren bedroht, schleppte sich Heinrich mühselig nach Italien, und bat Mathilden inständig um ihre Verwendung bei dem Papste, der sich mit ihr dazumal eben hinter den festen Wällen von Canossa, in Reggio's Nähe, zu seiner Sicherheit aufhielt, und alle Anstalten traf, nach Deutschland zu ziehen. Um den Erlaß der Kirchenstrafen zu bewirken, benützte Heinrich die Fürbitte des Markgrafen von Este, des Abtes von Clugny, und der angesehensten Fürsten und Prälaten von Italien. Ein Zeitgenoß, der Geschichtschreiber Lambert von Aschaffenburg, berichtet hierüber:

„Nur die wiederholten Bitten und das hohe Ansehen der Bittenden, vermochten den Papst, nach hartnäckigem Widerstreben, endlich zu bewegen; „ „Wohlan, sagte er, ist's ihm Ernst mit der Reue über sein Vergehen, so stelle er als Bethätigung seiner aufrichtigen und tiefgefühlten Buße, seine Krone und alle Zeichen seiner Würden mit der feierlichen Erklärung zu meiner Verfügung, daß er nach seinem bewiesenen Trotze, fortan sich des Ranges und Titels eines Königes nicht mehr würdig halte." " Auf so schwere Bedingungen glaub-

ten die Abgeordneten nicht eingehen zu können; sie baten den Papst, gnädigere zu machen, und das abgeknickte Rohr nicht gänzlich zu brechen. Zuletzt, doch nur mit Widerwillen, ließ Gregor sich zur Bewilligung erweichen, daß Heinrich in seine Nähe komme, um Buße zu thun für die Beleidigung, deren er gegen den heiligen Stuhl durch Verweigerung des Gehorsams sich schuldig gemacht habe."

Heinrich unterwarf sich diesem Befehle, und wurde in den zweiten Zwinger der mit einer dreifachen Mauer umgürteten Burg geführt, während sein Gefolge angeweisen ward, im ersten zu verweilen. Sein Gewand war ohne königliche oder fürstliche Ausschmückung; auf nackten Füßen stehend, harrte er einen vollen Tag vom Morgen bis zum Abend auf das Urtheil des römischen Priesters. Nachdem er auf dieselbe Art den zweiten und dritten Tag verlebt hatte, durfte er endlich vor der ganzen Versammlung erscheinen. Nach mancher bittern Rede wurde der Bann von ihm genommen, jedoch mit der Klausel, daß er vor einem Reichstage deutscher Fürsten, zur Verantwortung über alle gegen ihn vorliegenden Beschwerden erscheinen müsse; Ort und Zeit werde der Papst festsetzen, der zugleich Richter in dieser Angelegenheit sey, und würde Heinrich seine Unschuld darzuthun vermögen, so werde man ihm sein Königreich wieder geben, wo nicht, ihm dasselbe entziehen, und die Kirchengesetze in ihrer vollen Strenge gegen ihn anwenden. Inzwischen dürfe er sich keinerlei Zeichen der königlichen Würde bedienen, noch auf irgend eine Weise in Regierungsangelegenheiten sich mischen.

Unversöhnt durch Heinrichs Demüthigung, wies ihn der Papst, durch eine beispiellose Verrätherei, nach Auflegung einer Buße, welche Heinrichs Erwartung des Schlimmsten noch übertraf, nachdem er ihn halbnackt und allein, ausgesetzt der grimmigen Kälte auf Schneeboden mitten im Januar, hatte stehen lassen, vor einen neuen Gerichtshof, welchem Heinrichs Gültigkeits-Anerkennung gebrach, damit über ihn das strengste Urtheil gefället werde.

Ein Schrei der Entrüstung that sich kund unter allen Völkern der Lombardei und unter den italienischen Bischöfen, diesen mit geringer Ausnahme erklärten Feinden des Papstes, sowohl gegen den alle menschliche Gefühle verhöhnenden Priester, als auch gegen den Kaiser, daß er sich zur schmählichsten Demüthigung vor jenem bequemen mochte. Rache für die zugefügte Unbill durchglühte Heinrich, als kaum Canossa in seinem Rücken lag, und sie zu vollziehen, that er das Möglichste. Auf deutscher Erde reichte ihm die Siegesgöttin bald wieder den Lorbeer seines alten Waffenruhmes; nach wiederholten Niederlagen fiel endlich Rudolph der Sachse in einem Treffen im Jahre 1080. Heinrichs treue Lombarden verherrlichten denselben Tag durch einen Sieg über die Söldlinge der Gräfin Mathilde bei der Volta auf dem Gebiete von Mantua.

Die Grundsätze, von welchen Gregor bei seinem Entwurfe zu einer absoluten Herrschaft der Kirche ausging, hatte er der Oeffentlichkeit übergeben, und wir finden sie noch in den Jahrbüchern der Kirche unter dem Titel Dictatus Papae, erstaunend über die Schamlosigkeit, womit priesterliche Zwingherrschaft aller Heuchelei entsagt. „Der Name „Papst" ist der einzige Name auf der Welt. Ihm allein steht es zu, über den kaiserlichen Ornat zu verfügen; seine Füße müssen alle Fürsten küssen; die Ernennung und Absetzung der Bischöfe ist sein ausschließendes Recht; ihm allein gebührt die Einberufung der Kirchenversammlungen und deren Leitung als ihr Vorstand und Oberhaupt, so auch die Auflösung derselben; für ihn giebt es keinen Richter auf der Welt; er ist ein Heiliger lediglich durch seine Wahl; niemals hat er geirrt, und niemals wird er irren; die Entsetzung der Fürsten und die Entbindung ihrer Unterthanen vom geleisteten Eide der Treue, sind Ausflüsse seiner Macht."

Der Tod gönnte dem Gregor nicht die nöthige Zeit, die Ernte seiner ehrsüchtigen Saat zu erleben. Im Jahre 1081 nach Italien zurückkehrend, stellte Heinrich IV. den Erzbischof Guibert von Ravenna, unter dem Namen Clemens III., dem

Gregor als Gegenpapst auf. Rom fiel endlich in Folge erneuerter Belagerung in Heinrichs Hände im Jahre 1084; der Gegenpapst bestieg den heiligen Stuhl, und setzte, während Gregor in Adrians Veste sich einschloß, aus Dankbarkeit die kaiserliche Krone auf Heinrichs Haupt. Heinrichs Soldaten schlossen sich die Römer bei der Belagerung ihres Papstes an. Da zog mit einem mächtigen Heere Robert Guiscard, Heerführer der Normänner, von deren Thaten und Eroberungen wir im nächsten Kapitel sprechen werden, heran, zwang Heinrichen zum Rückzuge, gab Rom von St. Johann Lateran bis an das Collisäum den Flammen preis, und schleppte sehr viele Einwohner als Sclaven fort.

Die alte Stadt wurde seit jener Verwüstung Roms durch die Normänner fast ganz verlassen, und dagegen von den Einwohnern das ehemalige Marsfeld jenseits des Capitols bevölkert. Nach Verübung aller Gräuel in einer von Barbaren erstürmten Stadt, zog Guiscard wieder ab, und nahm Papst Gregor VII. mit sich nach Salern, wo dieser Priester starb, noch bis zum Augenblicke des Verscheidens, Verfluchungen und Bannstrahlen schleudernd gegen Heinrich, dessen Gegenpapst Guibert und deren angesehensten Getreuen, nachdem er durch Hochmuth und Bedrückungen die Zuneigung fast aller Bischöfe Italiens mit Füßen getreten, und selbst seine ausdauernd treuen Römer, durch die Verheerung ihrer prächtigen Stadt, deren Hirt er gewesen und Willkürherr, zur Empörung gegen sich gewaltsam aufgestachelt hatte.

Die Päpste Victor III., Urban, Pascal und Gelasius II., Nachfolger Gregors, waren auch die Erben seiner Gesinnungen, und Mathilde machte ihren blinden Aberglauben zu einer Spielart von Erhabenheit des Charakters. Als nämlich Heinrich im Jahre 1092 mit Beistand des Gegenpapstes Guibert ihre Ländereien im Gebiete von Modena verwüstete, bestürmten sie ihre eigenen geistlichen Gesellschafter, durch die wiederholten Mißgeschicke ihrer Parthei kleinmüthig geworden, mit Bitten, sich in das Unvermeidliche zu fügen, und eine Aus-

söhnung mit Heinrich einzuleiten. Mathilde jedoch wollte nichts davon hören, sondern lieber den Tod wählen, als den Frieden mit einem Ketzer.

1093.

Papst Urban II. brachte es im nächsten Jahre dahin, den ältern Sohn Heinrichs, Conrad, gegen seinen eigenen Vater aufzuhetzen. Darüber erhob die Kirche ein Jubelgeschrei, gegen welches die menschliche Natur sich empört, sowie über die Schamlosigkeit, womit Conrad zur Selbstbeschönigung seinen Vater offen verläumdete, um den Ruhm desselben zu beflecken. Die Päpste anerkannten Conrad als König von Italien und setzten ihm zu Monza die lombardische Krone auf. Die Verachtung selbst derjenigen, die ihn zum Hochverrathe aufgewiegelt, und diesen zu ihrem Vortheile ausgebeutet hatten, folgte ihm nach achtjährigen Bürgerkriegen in das Grab nach. Inzwischen war durch seinen Abfall die Gewalt der zwei feindlichen Partheien wieder in das Gleichgewicht gebracht worden.

1095.

Glaubensschwärmerei brach zur selben Zeit in furchtbare Flammen aus. Auf den Concilien zu Piacenza und Clermont ermunterte der nämliche Papst, Urban II., der einen aufrührischen Sohn gegen seinen Vater unterstützt hatte, zum ersten Kreuzzug. Seine Stimme brachte ganz Europa in Bewegung und die abendländischen Völker wanderten in langen Zügen durch Italien nach dem Morgenlande. Es versteht sich von selbst, daß diese geistlichen Krieger das Recht nicht bei den Gegnern des Papstes suchten; die Gewalt des heiligen Stuhles wurde von ihnen bei Gelegenheit ihres Durchmarsches auf den Ruinen des kaiserlichen Thrones befestiget. Klüglich der Uebermacht das Feld räumend, trat Heinrich im Jahre 1097 den Heimweg nach Deutschland an. Von da an beschäftigte ihn nur der Wunsch, ein Friedensstifter zu werden für die Kirche und das Reich, und er ließ widerstandlos die päpstlichen Bannflüche fortwährend gegen sich schleudern. Selbst

mit dem Entschlusse der Verzichtleistung auf seine Krone zu Gunsten seines Sohnes Heinrich V. trug er sich, vertrauend auf leichtere Verständigung von zwei Gegnern, deren Eigenliebe noch nicht durch langgenährten Zwist der Ausgleichung unzugänglich seyn konnte. Zwar brachte Heinrich diesen Plan nie zur Ausführung, aber er reizte die Ehrsucht des jungen Fürsten, dessen Gedanke schnell zur That reifte, als Papst Pascal II., dessen religiöser Haß keine Versöhnung kannte, den ohnehin schon durch verwerfliche Herrschsucht auf Abwege gerathenen Sohn, durch Sendlinge noch mehr aufhetzte, und das Verbrechen, welches er begehen wollte, ein heiliges und ruhmwürdiges Unternehmen pries. Der italienische Geschichtschreiber Sigonius, ein Anhänger der Päpste, möge die Geschichte dieser traurigen Ereignisse berichten.

1106.

Zu Mainz wurde in den Christtagen ein Reichstag gehalten, der von den Anhängern des jungen Heinrich äußerst zahlreich besucht wurde. Seit langer Zeit hatte man in keiner Volksversammlung so viele Anwesende gezählt. Der junge Heinrich ertheilte seinem Vater den Rath, sich nicht mitten unter so viele Menschen von mindestens unverlässiger Treue zu begeben. Den Rath des eigenen Kindes beherzigend, von dessen bodenloser Falschheit er noch keine Ahnung hatte, zog der Kaiser auf sein Schloß Ingelheim. Dahin kamen nun die Erzbischöfe von Mainz, Cölln und Worms, als Gesandte des Reichstages, in dessen Namen sie von ihm die Aushändigung des kaiserlichen Ornates, nämlich der Krone, des Ringes und Purpurmantels, begehrten, um seinen Sohn damit zu schmücken, und antworteten auf Heinrichs Erkundigung nach den Gründen seiner Thronentsetzung: „Weil Du viele Jahre lang durch einen fluchwürdigen Krieg Spaltung in die göttliche Kirche gebracht, die Bisthümer, Abteien und alle Kirchenämter verkauft, und bei den Bischofswahlen nie an die Gesetze Dich gehalten hast. Aus diesen Gründen haben der Papst und die

Fürsten Deutschlands sich gedrungen gefühlt, nicht nur Deine Verbannung aus aller Gemeinschaft mit den Gläubigen, sondern auch Deine Thronentsetzung auszusprechen."

Heinrich erwiederte:

„Nun denn, ihr Erzbischöfe von Mainz und Cölln, die ihr mich des Feilschens von Kirchenwürden anklagt, sprecht sie aus die von mir Euch abverlangten Summen, da ich die reichsten und mächtigsten Kirchen meines Reiches Euch übergab, und indem Ihr zur Steuer der Wahrheit gestehen müßt, daß ich keine Anforderung dieser Art an Euch gestellt habe, so frag' ich Euch, warum Ihr, ungeachtet meines pflichtgetreuen Benehmens gegen Euch, im Einverständnisse mit meinen Anklägern handelt? Welche Gründe bestimmen Euch zu einem Bunde mit Menschen, die taub sind gegen die Mahnung ihres Gewissens, und die Pflicht gegen ihren Fürsten mit Füßen getreten haben? Warum habt Ihr die Leitung dieser Angelegenheit übernommen? Nur wenige Tage noch habt Geduld, da Alter und Leiden ohnehin bald auf natürlichem Wege meinem Leben ein Ende machen werden. So es Euch aber nach dem Raube meines Königreiches gelüstet, dann bezeichnet mir mindestens den Tag, an dem ich mit eigenen Händen die Krone von meinem Haupte hebe, um die Schläfe meines Sohnes damit zu schmücken!"

Schonungslos drängend drohten die Bischöfe mit gewaltsamen Vollzuge ihres Auftrages. Heinrich verließ sie, und befahl, nach kurzer Berathung mit dem kleinen Reste treuer Freunde, von Bewaffneten umgeben, die jede Gegenwehr fruchtlos erscheinen ließen, ihn mit dem Ornate und dem Königsmantel zu bekleiden, empfing, auf dem Throne sitzend, die Prälaten und sprach also zu ihnen:

„Vor Euern Augen erblickt Ihr hier jene Abzeichen der Königswürde, die ich von Gottes Gnaden und durch den einstimmigen Willen aller Fürsten des Reiches getragen habe. Fern sey es von mir, durch Gewalt im Besitze derselben zu bleiben. Ich war auf keinen Verrath gefaßt in meinem eige-

nen Hause, und konnte darum seine Wirkung nicht abwehren. Der Güte Gottes hab' ich es zu verdanken, daß ich weder meine Freunde eines solchen Ingrimms, noch meine Kinder einer solchen Verruchtheit fähig hielt. So Gott will, wird vielleicht dennoch Euer Schaamgefühl die Vertheidigung meiner Krone übernehmen; sollten aber Eure Herzen gegen die Furcht jenes Gottes verhärtet seyn, der die Könige schirmt, so werde ich in eine Ueberwältigung mich fügen, der ich keinen Widerstand kann entgegensetzen."

Die Gesandten schienen nach diesen Worten unschlüssig; doch der Erzbischof von Mainz schalt sie: „Was ficht Euch an, daß Ihr zögert? Haben wir nicht das Recht, Könige zu weihen und ihnen auch den königlichen Ornat wieder abzunehmen? Wozu bedarf es einer Ueberlegung, dem Manne, welchen wir in mißlungener Wahl den Purpur verliehen, diesen nach reiflicher Erfahrung wieder zu entziehen?"

Nun faßten sie Heinrich, rißen die Krone von seinem Haupte, nöthigten ihn, den Thron zu verlassen, und nahmen ihm den Purpurmantel und den königlichen Ornat.

Heinrich sprach: „Der allsehende Gott ist Zeuge Eures Frevels. Dieß ist die schwere Buße für die Sünden meiner Jugend, daß er eine Schmach über mich verhängt, welche früher noch kein König erduldet hat. Doch Euch, die Ihr mit verruchten Händen an Euerm Fürsten Euch vergreifet, und den mir geschworenen Eid schändlich brechet, auch Euch wird die strafende Gerechtigkeit Gottes ereilen, wie einst den Apostel, der an seinem Herrn und Meister zum Verräther wurde!"

Seiner Drohungen spottend, begaben sich die Erzbischöfe zu seinem Sohne, um die Weihe an ihm zu vollziehen. Inzwischen ging der alte Heinrich zu seiner Sicherheit nach Löwen. In kurzer Zeit sah er schaarenweise seine Anhänger ankommen, die ihm ihren Beistand versprachen. Ein gewaltiges Heer kam zu Stande; Vater und Sohn zogen jetzt feindlich auf den Kampfplatz, und die erste Schlacht endete mit einer Niederlage des Sohnes, der die Flucht ergreifen mußte. Noch

einmal raffte er seine Soldaten zusammen, und trieb sie gegen seinen Vater; diese zweite Schlacht wurde dem Vater verderblich, der besiegt in die Hände seiner Feinde fiel, den Mißhandlungen ihrer sinnreichen Rachsucht preisgegeben.

Die äußerste Armuth brachte ihn so weit, daß er in der von ihm selbst erbauten Muttergotteskirche zu Speier den Bischof der Stadt nur um so viel inständig bat, um sein Leben nothdürftig fristen zu können, mit dem Bemerken, daß er sich noch fähig fühle, bei der Kapelle zu dienen, daß er lesen und im Chor aushelfen könne. Sein Flehen wurde nicht erhört; d'rauf sprach er zu den Zeugen dieses Auftrittes: „So erbarmet doch mindestens Ihr Euch meiner, liebe Freunde, und erkennet an mir Gottes strafende Hand!" Der Tod erbarmte sich seiner einige Tage darnach, am 7. August 1106; verzehrender Kummer brach ihm das Herz. In Folge des päpstlichen Verbotes, seinen Leichnam in geweihter Erde zu bestatten, wurde dieser fünf Jahre lang in einem Gelaße der Kirche zu Lüttich aufbewahrt.

Es liegt eine Art von Befriedigung darin, daß der alte und unglückliche Heinrich an seinen Feinden durch sie selbst gerächt wird; derselbe Fürst, den das Scheusal Pascal zur Empörung aufstachelte, wurde nun an diesem zum Verräther und Verfolger, und der nichtswürdige Sohn lag zu den Füssen jener Kirche, zu deren Vortheile er das Schwert gegen seinen eigenen Vater gezogen hatte.

Heinrich V. konnte den Zug nach Italien erst im Jahre 1110 unternehmen, um sich vom Papste zum Kaiser krönen zu lassen. Mächtiger erfaßte ihn die Gier, das väterliche Erbe ganz und ungeschmälert zu erhalten, als das ehrsüchtige Streben, es vor der Zeit anzutreten. Heinrich wollte durchaus nicht dem Rechte der Belehnung entsagen, welches mit gutem Grunde zu den wesentlichsten Kronprivilegien gezählt wurde.

Zur Verbürgung des Friedens zwischen Reich und Kirche, unterzeichnete er an der toskanischen Grenze einen, späterhin

zu Sutri erneuerten, Vertrag, mit Peter Leon, einem römischen Großen.

Nach einem sonderbaren Rechte zu schließen, welches als Hauptbestandtheil des Vertrages von Sutri der Papst dem Kaiser überließ, mußte dazumal die Macht Heinrichs eben so bedeutend, als Pascals Schwäche gewesen seyn, der kurz zuvor mit den Normannschen Baronen in ein Bündniß getreten war. Heinrich erzählt das ganze Sachverhältniß in einem Briefe an die gläubige Christenheit mit folgenden Worten:

„Ohne vorläufiges Benehmen mit uns, versuchte Pascal, unser Recht der Belehnung der Bischöfe dem Königreiche zu entziehen, ein Recht, welches seit Karl dem Großen im Verlaufe von vierhundert Jahren, unter drei und sechszig Päpsten, von unsern Vorfahren als ein Vorrecht der Krone ausgeübt wurde. Unsern Gesandten antwortete er auf die Frage: was wohl das Königreich noch erübrige, nachdem die Kirche unter unsern Vorfahren in den Besitz fast unsers ganzen Eigenthums durch Ueberlassung oder Abtretung gekommen sey? — „„Die Zehenden und Opfer würden den Dienern der Kirche genügen, und der König könne alle jene Grundbesitzungen nebst ihren Hoheitsrechten, womit die Karle, Ludwige, Ottonen und Heinriche den Kirchen ein Geschenk gemacht, wieder einziehen und als Heimfall betrachten.““

„Unsere Rückäußerung war: daß wir die Sünde eines so gewaltsamen Verfahrens, und einer solchen Schmälerung des Kircheneigenthumes nicht auf uns laden möchten. Er aber gab uns die Versicherung, die Er durch einen Eidschwur bekräftigte, daß Er den Kirchen diese Güter aus freieigener Gewalt, und in Gemäßheit seines Rechtes hiezu, wieder entziehen, und unter gerichtlichen Formen uns wieder zurückstellen werde. Würde Er diese Zusage, entgegneten unsere Bevollmächtigten, deren Erfüllung übrigens außer seinen Rechten liege, was ihm wohl selbst bekannt seyn müsse, in der That vollziehen, dann wäre ich bereit, seinem Verlangen entsprechend, zur Verzichtleistung auf die Belehnungen der Kirche.

Um inzwischen zu beweisen, daß wir weit entfernt seyen, der Kirche des Herrn auf irgend eine Art Kummer zu bereiten, befahl ich nachstehenden Beschluß öffentlich zu verkünden. Der Kaiser und der Papst befanden sich am 12. Februar 1111 in der Basilika des Vatikans zum Vollzuge der Krönung, dem ganzen anwesenden Volke gegenüber. „„Ich Heinrich, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, übergebe dem heiligen Petrus, allen Bischöfen, Aebten und allen Kirchen, was in Anhoffnung himmlischen Lohnes meine Vorfahren, Kaiser oder Könige, übergeben, abgetreten oder wie immer eingeräumt haben. Ich, als Sünder mich bekennend, werde aus Furcht vor dem göttlichen Strafgerichte niemals auch nur den Gedanken wagen, der Kirche diese Schenkungen wieder abzunehmen.““ —

„Nach Verlesung und Unterzeichnung dieses Beschlusses, verlangte ich nun von Seiner Heiligkeit dem Papste die Erfüllung seiner Zusage in Gemäßheit der Urkunde unsers Uebereinkommens; da ich jedoch von diesem Verlangen nicht abging, erklärten sich alle Söhne der Kirche, die beiderseitigen Bischöfe und Aebte, mit einhelligem Widerstande gegen ihn mit der Eröffnung! Seine Zusage sey — die Wiederholung dieses Wortes möge uns ohne Kränkung der Kirche gestattet werden — eine Ketzerei, daher derselbe jene Zusage nicht in der Form eines Antrages vorzulegen den Muth hatte.“

Demnach gab Pascal zur selben Zeit, wo er von Heinrich den Verzicht auf das Recht der Belehnung verlangte, die Erklärung, daß seine Geistlichkeit ihm die Besitzübertragung der kirchlichen Hoheitsrechte untersage. Dieser Zwist veranlaßte einen gewaltigen Ungestümm und die Störung der Krönung. Zornentbraunt befahl Heinrich, den Papst und die meisten Geistlichen seines Gefolges zu verhaften, und stellte sie unter die Aufsicht des Patriarchen von Aquileja.

1111.

Der Cardinal von Tusculum und der Bischof von Ostia benützten den Tumult zur Flucht, und kamen verkleidet nach

Rom, an dessen Bewohner sie den Aufruf ergehen ließen, das Oberhaupt der Kirche mit Wehr und Waffen zubefreien. Wie Rasende machten die Römer mit Anbruch des nächsten Tages einen ungestümen Ausfall aus der Stadt, und stürzten sich löwenkühn auf die Deutschen, welche die Citta Leonina, oder das Vatikanische Viertel am andern Ufer der Tiber inne hatten. Eine völlige Niederlage wäre das Loos von Heinrichs Heere gewesen, der selbst sein Leben aufs blutige Spiel setzte, hätten nicht die Römer durch habsüchtiges Beute machen zur Unzeit, den Flug der Siegesgöttin gehemmet.

Blitzschnell diese Blöße gewahrend, raffte Heinrich einen Haufen Deutschen und Lombarden zusammen, stürmte auf die römischen Milizen, und warf sie in die Tiber, oder jagte sie in wilder Flucht den Wällen der Stadt zu. Das fruchtlose Verweilen mit seiner unzureichenden Heeresmacht vor einer feindlichen Stadt, deren Bemeisterung seine Kräfte überstieg, wohl erkennend, trat er alsogleich mit seinem Gefangenen, dem Papste Pascal, seinen Rückzug nach Sabinum an. Die Einkerkerung des Papstes mit sechs Cardinälen in der Festung Tribucco, dauerte ein und sechzig Tage, in einem andern Schloße thaten sich Verließe für noch einige Cardinäle auf, und es gebrach auch nicht an Versuchen, durch harte Begegnung die Gefangenen zum Gehorsame mürbe zu stimmen.

Ohne Aussicht auf ein anderes Rettungsmittel, erliegend unter der Last seines eigenen traurigen Looses, und aus Theilnahme an seinen Leidensgenossen, ferner eingeschüchtert durch die falsche Zuflüsterung, daß Heinrich, ihn zur Nachgiebigkeit zu zwingen, keinen Schritt scheuen, ja für den Fall eines unbeugsamen Widerstandes seine und seiner sämmtlichen Cardinäle Hinrichtung befehlen würde, erklärte endlich Pascal, daß er bereit sey, durch ein von ihm und sechzehn Cardinälen oder Bischöfen unterzeichnete, klare und mit allen Förmlichkeiten versehene Urkunde, dem Kaiser die Belehnung der Bischöfe und Aebte in seinem Königreiche, jedoch mit der Klausel, dieses Recht nicht durch Wucher zu mißbrauchen,

fortan zu überlassen. Zugleich gelobte er, sich künftig nie mehr irgend eine Theilnahme daran zu erlauben, nahm den Kirchenbann zurück, der noch auf den Freunden Heinrichs lastete, gegen dessen eigenes Haupt ihn niemals zu schleudern er überdieß die bindende Verheißung gab; endlich ertheilte er auch noch die Erlaubniß zur Bestattung des Leichnams Heinrichs IV. in geweihter Erde.

Erst nachdem sie diesen Vertrag unterschrieben, und ihn durch einen Eid auf die heilige Hostie, welche ihnen im Abendmahle gereicht wurde: bekräftiget hatten, erhielten der Papst und die Cardinäle ihre Freiheit wieder. Zum Schlusse mußte er noch mit eigener Hand die Krönung Heinrichs vollziehen. Zur Sicherheit gegen einen plötzlichen Handstreich der ergrimmten Römer, wurden die Thore Roms während der Dauer der Feierlichkeit nicht geöffnet.

Der Sieg Heinrichs ließ ihm nichts zu wünschen übrig, und dennoch war diesem Siege keine lange Dauer beschieden. Kaum war Pascal wieder auf freiem Fuße, als das Collegium der Cardinäle seiner Entrüstung über das muthlose Benehmen des Papstes Luft machte, weil er der Kirche ihre wesentlichsten Privilegien und die Früchte jener Eroberungen vergeben habe, weche Gregor VII. und seine Nachfolger mit großen Gefahren und Strömen Blutes errangen, und wofür die Seelen der vom allgemeinen Bannstrahle der Kirche getroffenen, und ohne Lossprechung gestorbenen Gläubigen, der ewigen Verdammniß verfallen wären. Sie schrien um so lauter, je weiter sich die Gefahr entfernte, von Heinrich gehört zu werden, der auf dem Heimzuge nach Deutschland mit seinem Kriegsheere bereits die Alpen überschritten hatte. Selbst die mitgefangenen Cardinäle Pascals, denen er durch Gestattung der Mitunterzeichnung des Vertrages die Freiheit wieder verschaffte, fielen von ihm ab. Durch folgende Redewendung in ihrer Erklärung hofften sie sich gegen jede Rüge zu verwahren: „Wir halten für recht, was wir früher für recht gehalten haben, und wir verwerfen, was wir stets verwor-

fen haben.“ Die Altgläubigen verlangten, daß der Papst mit der Aufhebung seiner vertragsmäßigen Verbindlichkeiten zugleich den geleisteten Eid für ungültig erklären, den Kaiser aber in den Bann thun sollte. Die Entscheidung der Kirche nicht als wesentliche Vorbedingung erachtend, hatten die päpstlichen Botschafter bereits auf den Provinzial-Concilien dieses Urtheil verkündet, und ein Jahr darnach, — 1112 — mußte Pascal im Palaste des Laterans ein allgemeines Concilium halten.

Dieses Concilium erklärte die gewaltsam abgepreßte Abtretung des päpstlichen Privilegiums für ungültig, und sprach den Bannfluch gegen Heinrich aus. Pascal entschloß sich weder zu einer Einwendung, noch zu einer Gutheißung. Ungeachtet seiner fanatischen Verfolgung Heinrichs, war ihm doch die Stimme seines Gewissens heilig; dieß bewies er durch seinen Antrag zur Ueberlassung der Hoheitsrechte an Heinrich V., und durch seine standhafte Weigerung, der ungestümen Zudringlichkeit der Geistlichen gegenüber, den ihm abgezwungenen Eid zu widerrufen.

Zur Erhebung des ungeheuern Nachlaßes der am 24. Juli 1115 gestorbenen Gräfin Mathilde, kam Heinrich V. im Jahre 1116 wieder nach Italien. Diese Fürstin hatte zwar schon im Jahre 1102 zum Heile ihrer eigenen Seelen und der Seelen ihrer Verwandten, alle ihre gegenwärtigen und späterhin noch dazu kommenden Besitzungen durch letztwillige Verfügung der römischen Kirche vermacht; diese Verfügung wurde jedoch als ungültig angestritten, weil sie nur vom Eigenthume, nicht aber vom Lehen oder Hoheitsrechten Erwähnung that. Sicher wurde das Recht eines Weibes, über Ländereien zu verfügen, angefochten, und die aus der Erbschaft der Gräfin Mathilde entsprungene Fehde zwischen den Kaisern und Päpsten, werden wir noch das ganze zehnte Jahrhundert hindurch dauern sehen.

Die Vornehmsten des Adels, voll Rachgier gegen Pascal, über den sie sich vielfach beschwerten, folgten Hein-

rich V., nach Besitzergreifung seiner Erbschaft, auf seinem Zuge gegen Rom. Gleich einem Triumphator rückte Heinrich in die Stadt ein, während der entflohene Papst zuerst auf Monte Cassino, und später zu Benevent eine Freistätte suchte.

1118.

Auch im folgenden Jahre noch fern von Rom, starb Pascal in hohem Greisenalter. Die Mehrzahl der Cardinäle, im Einklange mit den Bischöfen, den Senatoren und Consuln zu Rom, wählte Gelasius II. zu seinem Nachfolger; dagegen suchte ihn die kaiserliche Parthei durch den Erzbischof Burdino von Braganza, welcher von der Kirche als Gegenpapst betrachtet wird, seines Ansehens zu berauben. Kaum hatte Gelasius den heiligen Stuhl bestiegen, als er, durch keinen Eid in seinen Entschlüssen beschränkt, den Kaiser in den Bann that, und sofort, um Schutz gegen Heinrichs Rache zu finden, nach Frankreich sich flüchtete. Zwei Jahre darnach starb Gelasius, und Calixt II. kam an seine Stelle. Des unaufhörlichen Krieges müde, zeigte sich der Kaiser endlich zu Unterhandlungen geneigt. Die Italiener hatten sich des Gegenpapstes bemächtiget, und die deutschen Fürsten bestürmten Heinrich um Frieden für die Kirche und das Reich. Im Jahre 1122 auf dem von Heinrich zu Worms gehaltenen Reichstage wurde der Vertrag geschlossen. Der Kaiser überließ das Recht der Belehnung durch Ring und Hirtenstab der Kirche, und erbot sich überdieß zur Herausgabe aller Besitzungen und hoheitsrechtlichen Güter des heiligen Petrus, die er selbst, oder durch seinen Vater erhalten habe. Dagegen verlieh der Papst dem Kaiser das Recht, daß alle Wahlen der Bischöfe und Aebte in seinem deutschen Königreiche vor seinen Augen sollten vollzogen werden, jedoch ohne Bestechung oder Zwang anzuwenden. Der geistliche Amtsbewerber mußte die herrschaftlichen, mit seinem Sitze verbundenen Besitzungen, vom Kaiser durch Darreichung des Scepters als Lehen in Empfang nehmen. Jede frühere Bannbulle wurde zurückgenommen,

und die Fehde, durch welche die ganze Christenheit so außerordentlich gelitten hatte, auf eine so einfache Weise beendiget, daß es kaum zu begreifen ist, warum man nicht schon längst diesem, wie es schien allen Partheien genügenden Auskunftmittel, gewählt habe.

Indem somit die Lehnsrechte von den kirchlichen getrennt wurden, blieben jeder der beiden Gewalten die mit ihrem eigenthümlichen Wesen vereinbarlichsten Rechte. In der That war bis dahin von beiden Partheien eine solche vertragsmäßige Ausscheidung absichtlich vermieden worden. Kaiser und Papst wetteiferten in möglichster Verwirrung von geistlichen und weltlichen Rechten, um sie dann als völlig unausscheidbar an sich zu reißen, und kein anderes Mittel war mehr zureichend, beide billigen Vorschläge geneigt zu machen, als ein alle Kräfte aufzehrender Kampf, und die verglühende Begeisterung ihrer Partheimänner.

4.

Die Griechen, Lombarden und Normänner im südlichen Italien. Die Freistaaten von Neapel, Gaeta und Amalfi.

Im Norden Italiens, oder im Herzen desselben, befanden sich jene Freistaaten, von denen wir fortan hören werden, allmählig und unbemerkt sich ablösend vom abendländischen Reiche, dem sie ihr Daseyn verdankten; so wie die ersten Keime ihrer Freiheit den deutschen Kaisern, welche ihre eigene Schöpfung in einer spätern Zeit wieder zu vernichten strebten. Allein Ereignisse ähnlicher Art, die uns nur bei weitem weniger bekannt sind, fanden in der ersten Hälfte des Mittelalters in jenem Theile des südlichen Italiens Statt, den wir nun das Königreich Neapel nennen.

Ohne Widerstand zu veranlassen, entwanden sich die Städte jener Gegend, dazumal noch den Byzantinern unterwürfig, ebenfalls dem kaiserlichen Drucke, gewannen durch die Freiheit frische Lebenskraft, und alles Nöthige, um sich gegen fremde

Angriffe selbst zu vertheidigen, und inmitten republikanischer Einrichtungen erhob sich der Geist des Verkehres und der Wagnisse. Auf eine nähere Schilderung des inneren Lebens dieser Freistaaten, können wir aus Mangel genügender Denkmale ihrer Geschichte nicht eingehen. Höchstens erwähnt ihrer eine griechische oder römische Chronik bisweilen nur flüchtig und dunkel; es stellt sich nichts heraus, was sich fassen ließe, und dichte Schleier sind über ihre Thaten gebreitet. Dessenungeachtet sind, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, ihre Einrichtungen, ihr Voranschreiten, und ihre Mißgeschicke wissenswerth, indem diese Freistaaten den Städten im nördlichen Italien zum Vorbilde dienten, und vermuthlich die Handelsherren zu Pisa und Genua, nach Ausweis des nächsten Kapitels, die ersten Gründer freier Verfassungen in Toskana und Ligurien, zum Theil zu Neapel und Amalfi, von jenen hochherzigen Gefühlen, und von jenem Stolze freier Männer durchglüht wurden, welcher von ihnen auf die Bewohner von Mailand und Florenz, so wie der Städte des mittlern Italiens überging.

Nicht minder verdient unsere Beachtung das Entstehen, die Macht, die Theilung und der Verfall des lombardischen Großherzogthums Benevent, das in all seiner Herrlichkeit fortdauerte, als Desiderius, König von Pavia, besiegt und gefangen war, die Lombarden drei Jahrhunderte nach dem Untergange ihrer Monarchie im Besitze der Rechte eines unabhängigen Volkes erhielt, die Cultur der Wissenschaften und Künste durch Wechselbeziehungen zu Arabern und Griechen aus dem Morgenlande, ihrer Wiege, begünstigend in das Abendland verpflanzte, und überdieß durch seine Verbindungen mit Neapel, Gaeta und Amalfi, unmittelbar mit der Geschichte dieser Freistaaten verflochten wird. Die Geschichte Italiens im Mittelalter wird auch durch die romantischen Abenteuer der Normänner und ihre wundersamen Eroberungen in diesen Provinzen bereichert. Dem Gegenstande, den wir zur Bearbeitung gewählt haben, reihen sich diese Ereignisse um so natürlicher

an, da sie mit dem Untergange der Freistaaten in Groß- griechenland aufhören, und die Monarchie beider Sicilien in's Leben riefen: deren Geschicke auf die lombardischen und toskanischen Freistaaten fortwährend Einfluß übten. Dieses Kapitel ist demnach dem Versuche einer Geschichte des südlichen Italiens geweiht, während der Dauer jener fünf Jahrhunderte des Kampfes der griechischen Freistaaten, der byzantinischen Griechen, des Sarazenen und Normänner, um die Herrschaft desselben.

Als die Lombarden zur Zeit Justins II. im Jahre 568 Italien eroberten, waren die Provinzen der Griechen, abgesondert unter sich, ohne Kraft und Muth, fast völlig unbeschirmt von den Kaisern, und jede einzelne auf sich selbst hingewiesen. Autharis, seit Arduin der dritte König der Lombarden, nahm Benevent durch Gewalt der Waffen, und lenkte seinen Zug durch das ganze südliche Italien bis nach Reggio. Dort sprengte er mit seinem Rosse in die Wogen, und stieß seine Lanze in eine im Meere befestigte Säule, ausrufend: „Bis hierher sollen die Grenzen des lombardischen Reiches sich erstrecken!" Den Befehl über sein neu erobertes Gebiet, übertrug er sofort dem Zoton, einem seiner Generale. Dieser Feldzug, der im Jahre 589 geschehen seyn soll, ist vermuthlich ein gleichzeitiges Ereigniß mit der Gründung des Herzogthums Benevent.

Mitten im heutigen Königreiche Neapel liegend, störte dieses Herzogthum den Zusammenhang jener Provinzen, welche noch den griechischen Kaisern gehörten. Von diesem zum Befehlshaber ernannt, residirte ein Grieche mit dem Titel eines Statthalters zu Ravenna. Unter ihm standen alle Vorstände in den Städten Italiens; die Städte Pentagoliens und der Mark Ancona mußten ihm unmittelbar Gehorsam leisten; er wählte die Herzoge Roms, die Heerführer der neapolitanischen Soldaten, und Calabriens so wie Lukaniens Befehlshaber. Allein das Herzogthum Spoletto, zwischen dem nördlichen Italien und dem Herzogthume Benevent für die Lombarden

eine unsichere Verbindung bildend, schied Rom von Ravenna, und so auch schied das Herzogthum Benevent Rom und Ravenna von Campania, Apulien, Calabrien von allen die Küsten entlang, ohne wechselseitigen Zusammenhang, hingewürfelten Besitzungen der Griechen.

Die Herren zur See waren die Griechen, ohne Flotte die Lombarden; jene schwach und muthlos, diese zu Fehden und Wagnissen geneigt. Die Griechen beschränkten sich auf die Vertheidigung gegen den Feind; im Bereiche ihrer Grenzen legten sie Bollwerke an, und das Reich wähnte genügend geschützt die Statthalterschaft durch die Sümpfe von Ravenna, das Herzogthum Rom durch die Autorität des Papstes und den ruhmvollen Klang des altrömischen Namens, sowie Campaniens und Calabriens Städte durch ihre Wälle und die Vertheidigung freisinniger Völker; wie fremd auch den Gebietern zu Constantinopel die Freiheit war, so gefiel ihnen doch ihr Aufblühen in ihren Besitzungen im Abendlande, weil sie dadurch der beschwerlichen Selbstregierung überhoben waren.

Belisar hatte mit kaum erwähnenswerthen Kräften die Eroberung von Italien und Afrika vollendet. Von den Griechen und Römern war der Heldengeist ihrer Ahnen gewichen; feig suchten sie der Felddienstpflicht zu entschlüpfen; die Kaiser mußten die Lücken in ihren Legionen unausgefüllt lassen, und rasch verlor Justinian seine Eroberungen wieder, aus Mangel an Kriegern zu ihrer Behauptung. Die Truppensendungen der Griechen nach Italien blieben stets hinter der nöthigen Anzahl zurück, bis zu der Zeit, da diesen genommen wurde, was sie in Italien besaßen. Die kleine Zahl verfügbarer Soldaten warf sich nach Ravenna, geschützt von den die Stadt umgürtenden Moorgründen. Die Wahl dieser Stellung war eine sehr günstige, da sie den König der Lombarden im Rücken bedrohte, und dadurch am Vorrücken in das südliche Italien hinderte; überdieß mußte er die Landung eines verstärkenden Zuzuges aus Illyrien im Hafen von Ravenna besorgen, wodurch die Verbindung des Heeres mit den Staaten der Lom-

bardei wäre abgeschnitten worden. Campaniens und Calabriens Städte hatten es nun bloß mehr mit den minder gefährlichen Befehdungen der Herzoge von Benevent aufzunehmen.

Mögen nun Großgriechenlands weiches Clima und sinnliche Genüsse die Lombarden in Benevent verweichlichet, oder die Campanier, Apulier und Calabresen durch erhöhte Rührigkeit und stets beschäftigende Fehden, zum Theil die Kühnheit ihrer Väter wieder gewonnen haben, beide Völker erscheinen nach zwei bis drei Menschenaltern gleich brav und kriegsgeübt. Wollten die Griechen sich den Besitz der Seestädte verbürgen, so mußten sie die Einwohner zur Vertheidigung derselben durch Verleihung eines Vaterlandes begeistern.

Vermuthlich brachten Schwäche und Zufall ein Werk zu Stande, welches wohl die feinste Berechnung der Staatskunst nicht an Gediegenheit übertroffen hätte. Der Kaiser entsagte einigen seiner Rechte, und von Stund an gediehen zu ihrem frühern Aufschwunge wieder jene Gemeindeverfassungen, welche nie völlig ausgerottet waren, und ohne Ausnahme republikanische Formen trugen.

Bei der Einrichtung der Regierung der Gemeindestädte und der Colonien, hatte der römische Freistaat den eigenen Maßstab angelegt; bloß in einigen Städten erhielten sich noch ältere, allein gleichfalls republikanische Formen; diese waren zu kraftlos, als daß der Geist, der über ihnen waltete, und ohne Aufsehen zu machen, in den kleinen Städten sich verbreitete, den Kaisern Besorgniß einflößen konnte. Auf der Insel Euböa gab es zwei Jahrhunderte nach der völligen Unterjochung Griechenlands, noch Volksversammlungen, welche Gesetze machten, Recht sprachen, Volksführer, Häuptlinge der Faktionen, mit einem Worte alle Einrichtungen einer vollkommenen Volksregierung. Vermuthlich hatten die römischen Formen, als zunächst mit der allgemeinen Verwaltung übereinstimmend, eine längere Dauer, ja wohl selbst über das Daseyn des abendländischen Kaiserthumes hinaus, da gegen das Ende dieses Reiches der Kaiser Majorianus die republikanische

Führung des Städte- und Gemeindewesens erneuert und mit größern Bürgschaften versehen hatte.

Die Griechen waren gegen den Schluß des sechsten Jahrhunderts noch im Besitze einiger Städte in Lucanien oder Basilicata, im alten Calabrien oder dem Gebiete von Otranto, und im Brutium, oder dem jenseits gelegenen Neucalabrien; dazu eroberten sie späterhin noch das Gebiet von Bari und Capitanata von den Lombarden. Otranto, Gallipoli, Rossano, Reggio, Giraco, St. Severina und Erotona, waren ihre wehrhaftesten Städte in diesen Gebieten. Auch gehörten ihnen noch die Herzogthümer Gaeta und Neapel, diese zwei eben nicht bedeutenden Seeprovinzen im Campanien oder Terra di Lavoro zwischen einer Reihe von Bergen und der Meeresküste, von der Natur schon zu festen Vertheidigungspunkten bestimmt. Neapel schmiegte sich zwischen den Bergen Cäcubus und Massicus, welche dem Horaz den Ruhm ihres Namens verdanken, an eine Küste an welche die Natur ihre Reize verschwendete, dem Ankömmlinge von Rom Orangen und Aloe, emporwuchernde Cactus, und des Südens prächtige Pflanzenwelt zur Schau stellend. In ein jeglichem Sturmversuche trotzendes Bollwerk, ließ sich ohne viele Mühe die Stadt Gaeta umwandeln, auf einem mitten aus den Wogen auftauchenden, früchtelosen, steilen Berge, bloß durch eine seichte Erdzunge mit dem festen Lande verbunden. Von dieser Veste geschirmt, wehrten die Griechen feindliche Angriffe auf die Schluchten von Itri und Fondi, und auf das gesegnete Flachland von Garigliano ab.

In der Ferne einer Tagreise erstreckte sich das eigentliche Herzogthum Neapel über die unaufhörlich in ihren Eingeweiden von Flammen durchwühlte Küste zwischen Cumä und Pompeji, gesondert von der Terra di Lavoro durch Solfatara's Vulkanleiche, und dem neu sprühenden Vesuv. Aber auch das Sorrentinische Vorgebirg galt einige Jahrhunderte lang für einen Bestandtheil des Neapels unserer Tage, eine also bezeichnete Halbinsel oder Felsenmasse zwischen den Meerbusen von Salern und Neapel, deren gräßlich wildes Gefüge niemals den Durch-

bruch einer Straße zuließ, noch zu irgend einer Zeit zulassen wird. Von der Abdachung dieser Berge zum Meere hinunter reihen sich durch Wohlhabenheit blühende Dörfer. Die Stadt Sorrento füllt westlich ein Becken aus, die Stadt Amalfi gegen Osten, und der steile Berggürtel macht den Zugang beinahe nur von der Meerseite her möglich. Am fernsten Endpunkte vom Reiche liegend, und dadurch der Ueberwachung seiner Verwalter entrückt, konnten vorzugsweise die zwei Herzogthümer Gaeta und Neapel eine republikanische Verfassung ausbilden. In jeder Stadt bestand eine Gemeindeverwaltung, etwa nach dem Vorbilde der römischen Verfassung, oder vererbt aus den Zeiten der Republiken von Großgriechenland. Die Bürger kamen jährlich zusammen, um die Mitglieder des Magistrats zu wählen; die Ausgaben für die öffentlichen Bedürfnisse wurden von den freiwilligen Steuern des Volkes bestritten, während die Einnahmen der Staatsauflagen in die Schatzkammer zu Constantinopel flossen.

Um die Mauern der von den Kaisern mit aller Umsicht wehrhaft gemachten Städte vertheidigen zu können, mußten die Einwohner derselben für die Aufstellung von Milizen besorgt seyn, und darum ihre gemeinsamen Berathungen in bürgerlichen Verwaltungsgegenständen auch auf militärische Angelegenheiten ausdehnen. Freiwillig unterwarfen sie sich unter selbst gewählten Hauptleuten den Bestimmungen soldatischer Ordnung, von der Ueberzeugung der Vortheile einer Vertheidigung der Person und des Eigenthums unter Führern, zu denen sie Vertrauen hatten, vollkommen durchdrungen. Nun erst waren sie Bürger im vollen Sinne des Wortes.

Die vornehmste Magistratsperson, oder der Herzog der wichtigsten Seestädte, wurde im siebenten Jahrhunderte, und im Beginne des achten, von dem Statthalter von Ravenna ernannt. Als jedoch die Lombarden Ravenna erobert hatten, gab es in den griechischen Städten eine zwischen dem Herzoge oder dem Anführer des neapolitanischen Heeres und des Patriciers getheilte

Regierung. In späterer Zeit geschah die Wahl des Erstern durch die Stimmenmehrheit seiner Mitbürger.

Die Freistaaten in Campanien wurden während ihrer fünfhundertjährigen Dauer beinahe ohne Pause in den Kampf geführt gegen die Lombarden, welche im Besitze des Herzogthums Benevent waren. Nur aus wenigen geschichtlichen Denkmalen können wir seichte, ungeordnete Aufschlüsse über jene Kriege, im Laufe von drei Jahrhunderten, schöpfen. Kein alter Geschichtschreiber von diesen griechischen Städten hat sich auf unsere Tage erhalten. Allerdings besitzen die beneventinischen Lombarden Einige, welche sich mit dem Schreiben von Chroniken abmühten; allein diese beschränken sich nur auf das zehnte Jahrhundert, und ihre Berichte reichen bloß bis zum Anfange der Regierung Karls des Großen zurück. Wir verlieren jedoch nichts durch den Mangel umfassender Aufschlüsse; denn wegen Schwäche der Heere und wegen der Beschaffenheit des Landes, bestanden die Feldzüge der beiden kriegführenden Völker nur in einigen Märschen gegen Burgen und Dörfer auf Felsenhöhen; konnten diese nicht gleich bei dem ersten Sturme durch einen Handstreich genommen werden, so begnügten sich die hervorragendsten Krieger, weil an eine förmliche Belagerung nicht zu denken war, durch irgend eine Probe ihres Muthes zu glänzen, durch einen Zweikampf, oder durch eine verwegene Ueberrumpelung der Feinde, wornach sogleich wieder das Zeichen zum Rückzuge gegeben wurde.

Nicht selten streiften die Lombarden bis an die Mauern von Neapel, Gaeta oder Amalfi, ohne daß die Griechen den Muth hatten, solche Angriffe von ihren Feldern abzuwehren; die Bewohner der Dörfer flüchteten sich in ihre Burgen, die Bürger standen wehrhaft auf ihren Wällen, und alle Angriffe der Lombarden blieben erfolglos, da, bevor das schwere Feuergeschütz erfunden war, die Vertheidigung eines Bollwerkes ohne allen Vergleich leichter war, als die Belagerung desselben, welches nur Hunger oder schmachvoller Verrath in die Gewalt der Feinde bringen konnte.

728.

Mitten unter den beneventinischen Lombarden wußten die Herzogthümer Neapel und Gaeta fünfhundert Jahre lang ihre Freiheit zu bewahren, als Leo der Isaurier durch den Feuereifer, womit er in seinen Ländern die Verehrung der Bilder unterdrückte, mit der Zuneigung seiner italienischen Unterthanen zugleich einige Provinzen in dieser Gegend verlor. Der Herzog von Neapel, Exhilaratus, sah an der Empörung der unbelehrbar abergläubischen Neapolitaner, den Beistand scheitern, welchen er dem Kaiser leisten wollte, und wurde, vom Papste Gregor II. der Theilnahme an einem Mordanschlage gegen sein Leben beschuldiget, sammt seinem Sohne, durch Mörderdolche der Erbitterung geopfert; sie wiesen den Herzog Peter zurück; den ihnen Constantinopel zum Nachfolger gesendet hatte, nöthigten den Patricier Eutychius, niemals gegen den Papst feindlich aufzutreten, und schlossen mit den Römern und dem Könige der Lombarden ein Bündniß zum Schutze des Nachfolgers des heiligen Petrus gegen wen immer.

Dagegen erkannten sie fortwährend die griechischen Kaiser als ihre Herren, welche eingedenk des warnenden Verlustes der Statthalterschaft von Ravenna aus derselben Veranlassung, die stillschweigende Duldung der fortdauernden Verehrung der Bilder für politischer erachteten. Nun setzten auch die Neapolitaner den ihnen von Constantinopel gesendeten Herzog bereitwillig in seine Rechte ein. Doch die Glaubensspaltung lockerte immer mehr und mehr die wechselseitigen Bande zwischen Campaniens Städten und dem Reiche, was nur den rascheren Aufschwung des Geistes der Freiheit begünstigen konnte.

Karl der Große machte dem Reiche der Lombarden im Jahre 774 ein Ende. Arigisus, dazumal Herzog von Benevent und Schwiegersohn des letzten lombardischen Königs Desiderius, verweigerte dem neuen Beherrscher von Italien seine Anerkennung, verkündete sich als einen freien Fürsten, und empfing die Krone und die Salbung mit dem heiligen Oele

aus den Händen der Bischöfe seines Herzogthumes. Gleichzeitig schloß er zur mächtigern Abwehre des Angriffes Pipins, eines Sohnes Karls des Großen, der damals König von Italien war, und die Lombarden im Herzogthume Benevent mit einem Feldzuge bedrohte, mit den Neapolitanern ein Schutzbündniß. Als aber zuletzt das Schlachtenglück ihm den Rücken wendete, mußte er sich dem abendländischen Reiche unterwerfen, und seine Treue durch Auslieferung seines eigenen Sohnes Grimoald an Karl den Großen verbürgen. Der morgenländische Kaiser verlieh den unterjochten Lombarden seinen Schutz; Adelgiser, der Sohn ihres letzten Königes, fand eine gastfreundliche Freistätte an seinem Hofe. Um sich ebenfalls hülfreichen Zuzug aus Constantinopel zu sichern, befestigte der Herzog von Benevent den einzigen Seehafen seines Landes, Salern, und wählte diese Stadt zu seinem bestimmten Aufenthalte.

Karl der Große gestattete, daß Grimoald, Sohn des Herzogs von Benevent, dessen Nachfolger werde, nur unter der Bedingung, seinen Unterthanen, den Lombarden, die Abscherung des Bartes zu befehlen, den Namen Karls des Großen an den Eingang der Regierungs-Verordnungen, und auf die Münzen des Herzogthums zu setzen, und Salern, Acerenza und Conza wieder in unwehrhafte Orte umzuwandeln. Dieser Vertrag war jedoch von kurzer Dauer. Gleich an Lebensjahren und Ehrsucht, wollten Grimoald und Pipin, Karls Sohn, Entscheidung durch Krieg. Mit Grimoald kämpfte die Liebe seines Volkes; die natürlichen Festungswerke des Gebirgslandes, die Wälle der Städte, und das den Franken Unheil bringende südliche Klima, waren dem verständigen Fürsten eben so viele Vertheidigungsmittel, so daß er ohne fremde Hülfe alle Angriffe des abendländischen Kaisers abschlug, und nie seine Unabhängigkeit verlor, die auch ein zweiter Grimoald, Nachfolger des siegreichen Vorgängers gleichen Namens, bis zum Tode Karls des Großen zu vertheidigen wußte.

Gerade dann aber, als unter den schwachen Nachfolgern

des starken Kaisers, für die Herzoge von Benevent die günstigste Zeit zu Eroberungen gekommen war, fiel dieß Herzogthum in die Hände von Tyrannen, die mit der Liebe des Volkes auch alle Macht verloren. Die aufrührerischen Unterthanen erschlugen Grimoald II., und setzten an seine Stelle einen Entflohenen von Spoletto, Sicon genannt, der bei dem Herzoge von Benevent zur Zeit der Eroberung Karls des Großen eine Freistätte gefunden, und dem Grimoald die Ernennung zum Grafen von Aceranza zu verdanken hatte.

818.

Dieser neue Beherrscher war ein Verwandter des Herzogs Theodor, der dazumal in Neapel regierte, mit dessen Beistand er die Herrschaft an sich gerissen hatte. Doch die Neapolitaner, unzufrieden mit ihrem ersten Beamten, verjagten ihn aus der Stadt, und wählten zu seinem Nachfolger einen Mann aus der Mitte ihrer Mitbürger, Namens Stephan. Theodor floh zu Sicon, bat ihn um Hülfe, und dieser beeilte sich, mit ganzer Heeresmacht Neapel zu belagern.

826 — 830.

Nur ihre Tapferkeit und ihre Wälle blieben den Neapolitanern, bei der geringen Mannschaft ihres kleinen Herzogthumes, zur Vertheidigung gegen einen bei weitem überlegenen Feind. Den auf's Aeußerste gebrachten Neapolitanern schien kein Widerstand mehr räthlich, nachdem die Stöße des Widders ihre Mauern aus den Fugen gerissen hatten. Die einbrechende Nacht konnte nur Raubmord und alle Frevelthaten einer erstürmten Stadt bringen. Der Herzog Stephan hatte eine Mutter und zwei Söhne, welche verdient hätten, einem glücklicheren Freistaate anzugehören; sie umringen und beschwören ihn, seine Pflichten als Vater des Volkes den Pflichten eines Familienvaters vorzuziehen, und bieten sich zu Opfern für die öffentliche Wohlfahrt an. Abgeordnete eilen zum Herzoge von Benevent, und bitten ihn, zu bedenken, daß die Stadt schon

ihm gehöre, und unverletzt das herrlichste Kleinod in seiner Krone seyn würde, dagegen aber dem Morde, der Plünderung und den Flammen zum Raube werden müßte, im Falle er noch vor dem Einbruche der Nacht stürmen wollte, indem es dann nicht mehr in seiner Gewalt stünde, der Wuth seiner Krieger Schranken zu setzen, welche vielmehr durch der Belagerten verzweiflungsvollen Widerstand bis zur Raserei könnte aufgestachelt werden.

Sie erinnern ihn an seinen eigenen Ruhm, welcher des hellen Tages bedürfe, um die Sonne zum Zeugen seines Triumphes zu haben. Sie flehen um Schonung für Unglückliche, die nach der kurzen Frist einer Nacht sich bereitwillig ergeben würden, und bieten ihm zur Verbürgung der Wahrheit ihrer Verheißung, aus Auftrag des Herzogs Stephan, sein Liebstes auf Erden als Geißel an, seine Mutter und zwei Kinder.

Sicon nimmt dieses Anerbieten an, und mit dem festen Entschlusse, sobald der Morgen tage, seinen Einzug in die Stadt zu halten, läßt er durch Hörnerschall das Zeichen zum Rückzuge geben.

Inmitten seiner Krieger und Mitbürger hält inzwischen Stephan folgende Anrede:

„Ich habe aufgehört, der Anführer Eurer Krieger zu seyn; dieses ehrenvollen Amtes bin ich von dem Augenblicke an unwürdig, da ich die Zusage gab, Euer Vaterland der Herrschaft der Beneventiner zu unterwerfen. Was ich versprach, verpflichtet Euch nicht. In unbedingter Freiheit wählet nun einen glücklicheren Anführer, der Eure Mauern wieder wehrhaft mache, und Eure Waffen mit Sieg kröne!“

Also sprach er, und ging freiwillig aus Neapel, um sich selbst in die Gewalt seiner Feinde zu begeben. Vor einer Kirche der heiligen Stephania wurde er von Sicons Kriegern durchbohrt!

Die Neapolitaner übertrugen nun das Commando über ihre Soldaten einem ihrer Anführer, der Bon hieß, und so-

gleich die Mitwirkung der Weiber, Kinder und Greise anordnete. Während der ganzen Nacht arbeiteten Groß und Klein so viel nur immer möglich, die Mauern zu ergänzen, und Schutzgräben herzustellen, mit solcher Anstrengung, daß mit Tagesanbruch Sicon an der Spitze seines vorrückenden Heeres sich mit eigenen Augen von der völligen Unausführbarkeit einer Erstürmung überzeugen mußte.

Von den Griechen im Stiche gelassen, waren die Neapolitaner durch diese Ereignisse veranlaßt worden, den Beistand des abendländischen Kaisers, Ludwigs des Frommen, nachzusuchen. Die erhaltene Hülfe genügte lange zur Abwehr der Belagerten. Zuletzt gelang es ihnen, den zwar aufgebrachten aber der Sache bereits überdrüssigen Sicon zu einem Friedensschlusse geneigt zu machen, indem sie versprachen, einen Tribut zu bezahlen, und die Gebeine des heiligen Januarius auszuliefern, deren Versetzung aus der Basilika von Neapel in die Hauptkirche von Benevent auf eine feierliche Weise geschah.

Sorrento, eine der vornehmsten Städte des Herzogthums Neapel, verdankte einige Jahre darnach ihre Entsetzung von einer eben so schrecklichen Belagerung, nach der Meldung einer Legende, der wunderwirkenden Vermittlung ihres Schutzheiligen, doch war das von diesem überirdischen Retter gewählte Mittel nicht so hochherzig und erhaben, wie jenes des patriotischen Herzogs. Sicons Sohn und Nachfolger im Fürstenthume Benevent, Namens Sicard, machte einen Verwüstungszug durch das neapolitanische Gebiet, entweder aus Kriegslust eines unruhigen Gemüthes, oder wegen Tributverzögerung der Neapolitaner. Auf diesem Marsche schloß er Sorrento durch eine Belagerung so enge ein, daß die Stadt in große Noth gerieth. Als er einst nächtlicher Weile eben darüber nachsann, auf welche Weise ihm die Eroberung der Stadt am Besten gelingen könne, stand plötzlich vor seinen Augen der Geist des heiligen Antonius, vormaligen Abtes von Sorrento.

Der Heilige trug einen tüchtigen Knüttel in seinen Rechten, womit er, ohne ein Wort zu verlieren, die breiten Schul-

tern des Herzogs von Benevent fünf bis sechsmal durchbläute, dann aber mit gräßlicher Stimme donnerte: „Nimm hin die verschuldete Buße für alle Widerwärtigkeiten, die du meiner Heerde zufügest, und sinke in den Staub vor der Macht des Himmels und seiner Heiligen, Ungläubiger!“ Schon schwang er wieder das Werkzeug der Strafe, um sein heiliges Amt fortzusetzen, als Sicard zu den Füßen des in der That unheimlichen Wesens stürzte, und das feierliche Versprechen gab, von nun an nie wieder gegen die Pfleglinge des heiligen Antonius feindlich zu verfahren. Kaum graute der Morgen, als er auch wirklich mit seinem Heere unverzüglich den Rückzug antrat. Was nun auch immer an dieser Legende sein mag, so bleibt doch der Friedensschluß Sicards mit dem Bischofe, dem Commandanten der Soldaten und dem Staate von Neapel im Jahre 836 Thatsache. Jener Friedensschluß hat sich wortgetreu bis auf unsere Tage erhalten. In der Urkunde wird der Staat Republik genannt, während die Länder unter lombardischer Herrschaft als Staaten des Fürsten aufgeführt sind.

Andreas, der Anführer der neapolitanischen Truppen, hatte ein gefährliches Mittel gewählt, um den Sicard zum Frieden zu nöthigen, und für den Süden Italiens ein unheilvolles Vorbild dadurch aufgestellt. Von den griechischen Kaisern verlassen, hatte er nämlich bei den Barbaren Hülfe gesucht, und die Sarazenen aus Sicilien zum Beistande aufgeboten, auf welcher Insel sie vor einigen Jahren eine Militärcolonie angelegt hatten. Euphemius, ein Grieche! um wegen Entführung einer von ihm geliebten Nonne den Verfolgungen des unversöhnlichen Patriarchen in Sicilien zu entgehen, war nach Afrika geflohen, wo er den Sarazenen seine Rathschläge zur Eroberung Siciliens mittheilte; dahin kam er mit einem arabischen Heere, das diesen Versuch machen wollte, im Jahre 828 zurück. An Tapferkeit und Geschick zur Kriegführung wurden dazumal die Griechen von den Sarazenen bei weitem übertroffen, die ihnen bereits Asien, Aegypten, Afrika, dann Creta und mehrere Inseln des Archipelagus abgenommen

hatten, nicht minder den Westgothen ganz Spanien, an den Grenzen ihres Reiches durch den verlöschenden religiösen und kriegerischen Geist in Syrien und Arabien, fortwährehd zu einer Reihe von Siegen begeistert.

Schon die erste Landung der Sarazenen in Sicilien wurde durch gewonnene Vortheile über die Soldaten des damals zu Constantinopel herrschenden Michael des Stammlers, und dessen Sohnes und Nachfolgers Theophil bezeichnet. Im Jahre 831 fiel der Patricier Theodor in einem Treffen, und die Stadt Messina in die Hände der Araber; ein Jahr später eroberten sie Palermo, und schon damals fingen sie an, die Küsten Italiens mit ihren Verwüstungen in Schrecken zu setzen; doch zu einer Eroberung brachten sie es in diesen Provinzen nicht, so lange Sicard am Leben blieb.

Die Geschichte sagt, Sicard sey ein Mann von seltener Bravour gewesen, doch von seinen Unterthanen gehaßt wegen seiner vielen Laster. Die Unterwerfung der Stadt Amalfi gelang ihm zuerst unter den lombardischen Fürsten. Etwas Geringfügiges, der Besitz der Reliquien der Schutzpatronin von Amalfi, der heiligen Thriphomena, führte beide Völker zum Kampfe. Sicard bot Allem auf, zur Ausschmückung der Hauptkirche von Benevent Reliquien zu sammeln, wie unvereinbar auch sein ausschweifendes, blutdürstiges und gotteslästerliches Thun und Treiben mit einem besondern Eifer für den Glauben scheinen mochte. Die Gebeine des heiligen Januarius hatte er bereits den Neapolitanern abgedrängt; nach kurzer Pause beraubte er die Liparischen Inseln der Reliquien des heiligen Bartholomäus, und nun kündete er wegen der Ueberreste der heiligen Triophomena der Stadt Amalfi den Krieg an.

Dem Heere Sicards konnte dieser unbedeutende, noch von Neapel abhängige Freistaat, in jener Zeit ein Spielball der Parteien, nur unkräftig widerstehen. Sicard begnügte sich jedoch nicht mit der Eroberung jener von ihm so sehr ersehnten heiligen Kleinodien; auch sämmtliche Einwohner mußten sich nach Salern übersiedeln; um sie für immer an die neue

Scholle zu fesseln, veranlaßte er ihre Vermischung mit seinen Unterthanen durch Ehebündnisse, und bewilligte ihnen den Genuß gleicher Rechte mit den Lombarden.

Dreifachen Haß hatte indessen Sicard auf sich geladen: des Clerus seines Reiches durch erneuerte Entweihungen der Kirchen; des Adels durch seine Liebeshändel und den beleidigenden Hochmuth seiner Gemahlin; und auch des Volkes durch blutdürstige 'Henkerfeste; aus Eifersucht ließ er seinen Bruder Sicanolf in ein Kloster zu Tarent stecken. Im Wahne der Sicherheit, während nur noch heimliche Feinde ihn umstellten, fiel er durch die Hände von Verschwornen auf einer Jagd in der Nähe von Salern, dessen Einwohner seinen Schatzmeister Radelchis zu seinem Nachfolger wählten.

Als die Kunde von Sicards Tode Salern durchflog, eilten die Bewohner von Amalfi, unbemerkt von den Salernitanern, die eben auf den Feldern ernteten, nach dem Hafen, befrachteten zu einiger Schadloshaltung wegen Plünderung Amalfi's weniger Jahre früher, die im Hafen befindlichen Schiffe mit der Beute aus Kirchen und Häusern, feierten eine festliche Heimkehr in ihr altes Vaterland, und säumten nicht, ihre zertrümmerten Wälle wieder herzustellen. Von da an begannen die Amalfitaner die Herrschaft des Commandanten der Truppen zu Neapel abzustreifen, und ein freies Daseyn nach eigenen Gesetzen zu führen.

Nur um nicht dem Radelchis, — die Wahl der Beneventiner, — als ihrem Gebieter huldigen zu müssen, zogen die Salernitaner eine Aussöhnung mit den Bewohnern von Amalfi vor, denen sie für hülfreichen Beistand mit Schiffen zur Befreiung des rechtmäßigen Erben des Fürstenthums, Siconolf, Sicards Bruder, des Gefangenen zu Tarent, wie man wußte, Friede und Verzeihung der jüngst zugefügten Beleidigung verhießen.

Bemannt mit Bürgern aus beiden Städten, segelten auch in der That einige Handelsschiffe nach Tarent. Nach der damals üblichen Sitte durchzogen die Kaufleute Abends die

Straßen der Stadt mit dem lauten Gesuche um gastfreie Aufnahme. Auch Siconolfs Wächter luden einige von ihnen ein, worauf sie es angelegt hatten. „Bleibet bei uns über Nacht," sagten sie, „wir haben ein reinliches Gemach, und durch ein Geschenk am nächsten Morgen, werdet Ihr uns zu Dank verpflichten!" Diese Art der Reisenden, eine Herberge zu suchen, hat sich in jenen Provinzen noch bis auf unsere Tage erhalten. Auf Kosten der Salernitaner wurden Wein und Speisen von den Beherbergern herbeigeschafft, denen sie fleißig zusprachen, sich recht gütlich zu thun, bis der Schlaf die Augen der berauschten Thurmwächter schloß; dann befreiten sie Siconolf, eilten mit ihm rasch zu den Schiffen, und segelten nach Salern.

Die gleichzeitige Wahl dieser beiden Fürsten, des Radelchis zu Benevent, und des Siconolf zu Salern, veranlaßte unmittelbar langdauernde Bürgerkriege, Theilung und Schwäche der Nation, und nach zwei Jahrhunderten völlige Auflösung des lombardischen Volkes im südlichen Italien. Radelchis suchte die Hülfe der Sarazenen, deren Zuzug er in der Gegend von Bari lagern ließ; doch bald nahmen die treulosen Helfer diese Stadt für sich weg. Zu gleichem Verfahren befugt, rief Siconolf andere Sarazenen aus Spanien, von der Religionspartei der Aglabiten, Feinde der afrikanischen Sarazenen; vermuthlich waren die Aglabiten des Siconolf die Eroberer Tarents und Verwüster Calabriens.

Ein mörderischer Krieg entspann sich nun zwischen den Fürsten von Salern und Benevent, deren Soldaten aus Muselmännern und Lombarden bestanden, während indessen die Araber die Felder verwüsteten und die Städte plünderten, ohne daß Einer von Beiden den Muth hatte, dem zügellosen Treiben seiner wilden Bundesgenossen Einhalt zu thun, die auch Keinem von Beiden Sieg brachten. Auf Siconolfs Ansuchen zog ihm Guido der Alte, Herzog von Spoletto, ein geborner Franzose, mit einem Heere zu Hülfe, bereicherte sich jedoch durch abwechselnden Verkauf seines Schutzes nach der Sitte

seines Landes, wie Erchempertus berichtet, zum Nachtheile der beiden kriegführenden Parteien.

Eine Theilung des Herzogthums Benevent erfolgte endlich zwischen Beiden im Jahre 851. Durch die Vermittlung des Guido und unter der Bürgschaft Ludwig II: Der Fürst von Salern erhielt Tarent, Cosenza, Conza, Capua, Sora, mit ihrem Gebiete, und die Hälfte der Grafschaft Acerenza, nämlich alle Provinzen des Neapels unserer Zeit längs dem mittelländischen Meere, mit Ausschluß des jenseitigen Calabriens und der Herzogthümer Neapel und Gaeta. Dem Fürsten von Benevent wurde die andere Hälfte des Fürstenthums zugewiesen, der Rest des Königreichs Neapel längs dem adriatischen Meere, mit Ausnahme der Terra d'Otranto. In gleich weiter Entfernung zwischen Benevent und Salern, so wie zwischen Benevent und Capua, wurden die Grenzen beider Länder ausgesteckt. Nach diesen Theilungen übernahmen beide Fürsten die Verpflichtung der gemeinsamen Vertreibung der Sarazenen aus ihren Staaten.

Allein die Macht von Keinem der beiden Fürsten reichte mehr hin, verübtes Unheil wieder zu vergüten. Bald nach der Theilung starben Beide, und da die Lombarden das Vorrecht der Wahl ihres Oberhauptes, wovon sie im Königreiche Pavia Gebrauch gemacht, auch im Herzogthume Benevent sich ausbedungen hatten, so verloren die Familien Radelchis und Siconolfs die Herrschaft über beide Fürstenthümer, die durch neue Theilungen schwächer wurden. Dem Vorbilde Landolfs, Grafen von Capua, der seine Unabhängigkeit durchsetzte, folgten viele andere Grafen, und die lombardischen Fürsten, denen nur noch die Herrschaft über eine einzige Stadt blieb, gingen, durch Fehden und Umtriebe völlig herabgekommen, in ein Dunkel zurück, aus welchem sie weder mit leichter Mühe noch zu irgend einem Vortheile können gezogen werden.

Von den verderblichen Folgen der Fehde der lombardischen Fürsten im südlichen Italien, wurden auch die griechischen Freistaaten erreicht. An den Gestaden des Garigliano, nicht weit

von seiner Mündung, in einer fruchtbaren Ebene, deren grause Verödung noch jetzt das Andenken an die Verwüstungsgier der Muselmänner erneuert, hatten die Sarazenen eine Militär-Colonie angelegt, Andere das berühmte Cumos genommen, eine durch die Euböer gegründete griechische Colonie, dazumal die westlichste Stadt des Herzogthums Neapel, deren Verfall durch wiederholte Niederlassungen der Sarazenen in ihren Mauern herbeigeführt wurde. Als es zwei Jahrhunderte später gelang, sie daraus zu verjagen, ward sie der Erde gleich gemacht. Auch die Städte Acropolis, oder della Licoso und Misene eroberten noch die Sarazenen; sie belagerten im Jahre 846 Gaeta; aber unter das Panier des Andreas, Anführers der Soldaten oder Consuls von Neapel, und dessen Sohnes Cesario, stellten sich die Einwohner von Neapel, Amalfi und Sorrento, und nöthigten die Afrikaner zur Aufhebung der Belagerung. Nun vereinigte sich das Geschwader von Gaeta mit den Schiffen der übrigen griechischen Freistaaten, und die ganze Flotte segelte nach Ostia, dem Papste Leo IV. Hülfe zu bringen gegen denselben Feind.

Auf dem mittelländischen Meere waren unter den christlichen Staaten nur die griechischen Republiken im Besitze einer Seemacht. Gemeinschaftlich vertheidigten ihre Kriegs- und Handelsschiffe ihr Gebiet, und bereicherten immer mehr von Jahr zu Jahr Neapel, Gaeta und Amalfi. Diese letztere nahm an Bevölkerung und Reichthum zu, und begann schon den morgenländischen Handel an sich zu ziehen, nach wiedererlangter Freiheit seit Siconolfs Herrschaft zu Salern. Die Amalfitaner behaupteten, sie seyen Abkömmlinge einer römischen Colonie; von Constantin dem Großen nach Byzanz gesendet, hätten ihre Ahnen bei Ragusa gescheitert, und lange Zeit in Illyrien sich verweilt. Nach Durchseglung der adriatischen Meerenge wären sie wieder einige Zeit zu Melphi in Apulien geblieben, bis die Sehnsucht nach einem Lande völliger Freiheit auch von jener Stätte sie wegzog, worauf sie am Salernitanischen Meerbusen eine Stadt anlegten, die sie nach

ihrem jüngsten Aufenthalte benannten. Fünfzehn bis sechzehn Dörfer und Burgen, welche die Stadt an der Abdachung der Berge umgürten, die westlich den Salernitanischen Meerbusen begrenzen, umfaßte ihr kleiner Staat.

Eingeschlossen vom Meere und Felsen, machten einige unter ihnen von irgend einer Rhede oder einem Seehafen zu Fischer- oder Handelsgeschäften Gebrauch, andere gleichen an den Wänden der meerumbrandeten Berge Adlerhorsten, nur halb hervorragend aus den dunklen Olivenhainen, welche sich über die ganze Umgegend hindehnen. Schon aus weiter Ferne leuchten dem Beschauer ihre weißgetünchten Behausungen im Schatten goldener Olivenzweige entgegen, und bezeugen, wie vermögend die kunstfleißigen Bewohner seyen; während die stattlichen Ruinen von Pästums Tempeln auf der Gegenseite dieses prächtigen Golfs, mitten auf einer wüsten Heide, die seit zweitausend Jahren den Ruf der Freiheit nicht mehr vernahm, in schweigende Oede liegen.

Die Amalfitaner erhielten vor Sicards Eroberung einen Vogt von dem Herzoge, Consul oder Anführer der Soldaten zu Neapel. Nach wiedergewonnener Freiheit im Jahre 839 anerkannten sie ein vom Volke durch Stimmenmehrheit gewähltes Oberhaupt, das jährlich mußte erneuert werden, und verschiedene Namen erhielt: Präfekt, Graf, Anführer der Soldaten oder Herzog. Unter diesen Lenkern der Staatsgeschäfte war die Seemacht der Republik Amalfi in blühendem Zustande; ihre Münze — Tari*) — war im ganzen Oriente im Umlaufe, und durch Klugheit, Tapferkeit und Tugenden hatte sie einen großen Ruf begründet. Drei Erbstücke, welche dieses Volk dem übrigen Europa hinterließ, würden schon zur Unsterblichkeit seines Andenkens genügen.

Flavio Gissia oder Goia, ein Bürger von Amalfi, hat den Compaß erfunden; das Exemplar der Pandekten, welches die Abendländer wieder mit dem Justinianischen Rechte bekannt

---

*) 12 Gran an Werth, oder der fünfte Theil des Carolins.

machte, und dessen Einführung veranlaßte, fand man in Amalfi, und diesem Staate hat man auch jene Gesetze über den Seehandel zu verdanken, die das Völkerrecht erläuterten, und einer Rechtswissenschaft über Handel und Schifffahrt zur Grundlage dienten. Auf dem Mittelmeere hatten diese Gesetze eben so große Autorität, als in früherer Zeit eben daselbst die Gesetze der Rhodier, oder die Gesetze von Oberon zwei Jahrhunderte später auf dem Ocean.

Dieß mögen etwa alle Lichtblicke seyn, die uns in das Dunkel der Geschichte des Entstehens und Fortschreitens der griechischen Freistaaten in Süditalien zu werfen vergönnt ist.

Nach einem Zeitraume von dreihundert Jahren finden wir sie als eine Beute der Normänner, aus der Reihe der Nationen verschwunden, und den kleinen Abriß ihres großen Wirkens können wir mit wenigen Zügen schildern. Alles, was uns von ihnen erübrigte, sind widersprechende Angaben über ihre Volkszahl, ihren Reichthum, und die Ausdehnung ihres Handels. Mit den sterblichen Hüllen der braven Bürger von Amalfi, Neapel und Gaeta, sind zugleich auch ihre unsterblichen Tugenden begraben worden.

Ihre erhabene Begeisterung für die Freiheit, für das durch große Opfer ihnen so theuer gewordene Vaterland, ihre Gesetze, deren Herrschaft sie dauernde Macht zu verleihen wünschten, ihre Herzoge und Vorsteher, deren Wirken, sie stets so ängstlich bewachten, ihre von allen Seiten anströmenden Feinde, mit denen sie sich so unermüdlich herumschlugen, dieß Alles hat mit ihnen die Erde bedeckt. So manche ruhmwürdige Thaten, wozu höherer Ehrgeiz sie entflammte, so manche Berufung auf das gerechte Urtheil einer spätern Zeit, so viele muthig überwundene Mühseligkeiten, unerschütterlich vertrauend auf die Sühne der von Mitlebenden erlittenen Unbilden durch ihre Enkel, — alle diese Hoffnungen blieben nur eitle Träume, und der Heldenstamm ging unter, der Nachwelt das drückende Bewußtseyn einer ungetilgten Schuld zurücklassend.

Die im Jahre 866 unglücklichen, von den Sarazenen mit

wildester Mordgier aufs Aeußerste gebrachten Lombarden im Herzogthume Benevent, baten Ludwig II., Kaiser und König von Italien, um Hülfe. Die Sarazenen hatten durch ganz Italien Gebirge, deren Zugänge sie wehrhaft machten, Burgen und sogar Städte in ihrer Gewalt, die sie als Ausfallspunkte zu Verwüstungszügen in die Länder der Christen benützten. Ludwig belagerte eines nach dem andern von den Bollwerken der Araber, eroberte Matera, Venosa und Canosa, und berannte Bari, die stärkste Veste der Sarazenen am adriatischen Meere. Erkennend, daß sie ohne gleichzeitige Mitwirkung einer Flotte nicht könne bezwungen werden, schloß er einen Bund mit dem griechischen Kaiser Basilius, dem eben erst siegreichen Erlöser von Ragusa und den illyrischen Städten von den Angriffen dieser Sarazenen.

Die Stadt Bari mußte den vereinten Anstrengungen der beiden Kaiser ihre Thore öffnen, wodurch die Griechen in diesem Theile Italiens wieder zu einigem Einflusse kamen, der dadurch noch stieg, daß Ludwig II. die Lombarden, welche ihn um Beistand gebeten hatten, sich entfremdete. Der Kaiser des Abendlandes gerieth durch Ueberfall in die Hände des Fürsten von Salern, der ihn einige Zeit als Gefangenen in seinem Palaste verwahrte. Da kein Friedensschluß, kein Eid seines Gefangenen, nach einer so unsühnbaren Schmach, dem Fürsten von Salern Aussicht auf Vergebung öffnen konnte, schloß sich dieser ganz an den griechischen Kaiser an, und huldigte ihm, als seinem Schirmherrn, mit dem Eide der Treue.

Beinahe ein ganzes Jahrhundert lang hinderte die Griechen, in Folge des Verfalles der Nachkommen Karls des Großen, und der unruhigen Zeiten Berengars des Großen, und Hugos und Berengars II. in Norditalien, Niemand an der beliebigen Ausdehnung ihrer Eroberungen in jener Provinz, von ihnen, weil die Lombarden von Benevent über sie unter allen Provinzen am längsten herrschten, die Lombardei genannt. Bisweilen suchte das morgenländische Reich aus seiner Schwäche sich aufzurichten, doch nicht aus innerer Erstarkung, sondern

durch Ueberleben des Versinkens feindlicher Völker. Nicht mehr ging der Schrecken den Namen der Lombarden, Franken und Sarazenen voraus, die Alle ein wenig über diese Provinzen geherrscht hatten; denn im Genusse ihrer Siegesernten verweichlichten sie in schnöden Lüsten; sie hinderten nicht die Zersplitterung ihrer umfangreichen Staaten in unbedeutende Fürstenthümer, die nicht einmal einem so geringen Feinde, wie die Griechen, die Spitze bieten konnten.

In die Gewalt dieser Griechen fielen die meisten Städte Apuliens, die früher den Sarazenen unterwürfig waren, und so erhob sich so zu sagen eine neue Lombardei aus den Ruinen der alten. Als Parteigänger, bald da, bald dort, benahmen sich inzwischen die lombardischen Fürsten an den Grenzen des morgen- und abendländischen Reiches, und leisteten, wandelbar vom Vortheile des Augenblickes verlockt, den Erben Constantins den Pflichteid, wie früher den Erben Karls des Großen.

Doch die Vereinigung beider Kronen, des Reiches und Italiens, im sächsischen Stamme, begeisterte die Ottonen zur Vertheidigung oder Wiedereroberung der alten Grenzen des abendländischen Reiches, zur Bewirkung der Anerkennung ihrer Oberherrschaft von Seite der lombardischen Fürsten, und zur gleichmäßigen Verjagung der Griechen und Sarazenen aus Italien. Ein langdauernder Krieg entspann sich in diesen Provinzen zwischen Otto I. und Nicephoras Phocas, dem erst die Ermordung des Letztern im J. 970 ein Ende machte. Sein Nachfolger, Johann Zimesces, bewarb sich um Ottos Freundschaft, die auch durch eine Wechselheirath der beiden kaiserlichen Familien besiegelt wurde.

Otto II. machte die Rechte seines Vaters auf die Oberherrschaft über das südliche Italien wieder geltend, und suchte sie bei dem Kaiser des Orients durch seine Ehe mit Theophanie noch triftiger zu begründen. Als Mitgabe für seine Gemahlin verlangte er die Provinzen Lucanien und Calabrien, und das Oberlehnsrecht über die Republiken Venedig, Neapel, Gaeta und Amalfi, die ihre Ergebenheit für den morgenländischen Kaiser

als einen Vorwand benützten, der Behauptung ihrer Unabhängigkeit überhoben zu bleiben.

Nach fruchtlosen Unterhandlungen zur Abwendung des drohenden Sturmes von ihrem italienischen Gebiete, suchten Constantinus und Basilius, Kaiser von Constantinopel, den Beistand der Sarazenen in Sicilien und Afrika. Dagegen erschien auch Otto im J. 980 mit einem gewaltigen Heere in Italien, und vereinte sich mit Pandolfo, genannt der Eisenkopf, dazumal Herr beinahe des ganzen Herzogthums Benevent. Im J. 982 nahm Otto die Stadt Tarent, und zog von da in das jenseitige Calabrien, bis zur an der Meeresküste liegenden Burg Basantello, wo das verbündete Heer der Sarazenen und Griechen schlagfertig ihn empfing. Die Krieger des Morgenlandes mußten dem ersten löwenkühnen Stoße der Deutschen weichen; doch den Augenblick ergreifend, wo diese, ihre Schlachtreihen auflösend, den fliehenden Feinden nachstürzten, brach plötzlich eine Schaar Sarazenen, zur Nachhut bestimmt, auf die Sieger ein, eine gräßliche Metzelei beginnend, durch welche Pandolfo, der Eisenkopf, viele Grafen und kampfmuthige Prälaten fielen.

So vollständig war die Niederlage von Otto's Heere, daß keine von seinen Scharen mehr zum Stehen gebracht werden konnte; der Kaiser selbst flüchtete sich am Gestade hin, stets von der Angst gequält, von den Sarazenen gefangen, und ein blutiges Opfer ihrer aufgestachelten Wuth zu werden. Eine griechische Galeere hatte in seiner Nähe eben Anker geworfen, und von zwei Seiten einer gleich großen Gefahr ausgesetzt, zog er es vor, sich lieber einem gebildeten Feinde zu ergeben, als dem Mordstahle wilder Barbaren zu überliefern. Er nannte dem Galeerenführer seinen Namen und seine Würde, und betrat seines Schiffes sichern Bord als Gefangener.

Gar bald bemerkte er, daß dem Galeerenführer von unbedeutendem Range, von einem Glücksfalle überrascht, von dem er sich nichts hätte träumen lassen, die eigene Habsucht weit mehr am Herzen liege, als das Interesse seines Landes.

Er versprach ihm also Gold in Hülle und Fülle, im Falle er ihn nach Rossano, wohin sich die Mutter des gefangenen Herrschers, die Kaiserin Adelaide, geworfen hatte, führen würde. Die Galeere ruderte jener Stadt zu; der Führer der Galeere, Otto und die Kaiserin unterhandelten geheim; hochbepackte Maulesel trabten den Gestaden zu; in einer Barke, unter Anführung Theodors, Bischofs von Metz, schwammen die Trabanten des Kaisers heran, um mit eigenen Augen zu sehen, ob der Purpurträger auf dem Verdecke wirklich ihr Herr und Gebieter Otto sey.

Die Griechen, in Sicherheit gewiegt durch die fortdauernde Unterhandlung, und in dem Wahne, auch Otto könne, gleich ihren eigenen Kaisern, ohne sich auf Verschnittene zu stützen, keine Bewegung machen, schenkten der Bewachung ihres Gefangenen nicht mehr die nöthige Aufmerksamkeit; da stürzte sich Otto in das Meer, erreichte schwimmend eine Barke seiner Trabanten, faßte selbst das Ruder, um sie rasch wieder uferwärts zu wenden, und lief, uneingeholt von der verfolgenden griechischen Galeere, wohlbehalten im Hafen ein. Verblüfft starrte der Grieche den Mauleseln nach, die nur zu seiner Täuschung die Stadt verlassen mußten, als sie mit dem Kaiser dahin zurückwanderten; der Geprellte wurde überdieß gezwungen, die Höhe von Rossano zu verlassen, und sohin, ohne Rache zu nehmen, abzuziehen.

Die Glorie des Sieges der Griechen wurde durch den Entgang eines so auserlesenen Fanges nicht geschwächt; ihre Eroberungen griffen während der Regierung Otto's II. und der Minderjährigkeit seines Sohnes, in Italien immer weiter um sich, und setzten über dieselben einen eigenen Vorstand unter dem Namen Catapan, der sich zu Bari aufhielt. Zur Abwehre neuer Angriffe bauten sie die Stadt Troja in Apulien, und mehrere feste Burgen. Der Friede, den sie in diesen Städten genossen, lag wahrlich nicht im Willen Otto's II., der ihnen die Früchte ihrer Siege in solcher Muße nicht vergönnte. Auf einem Reichstage zu Verona versammelte er

die Stände der Lombardei und Deutschlands; seine Soldaten besetzten das südliche Italien; in Rom angekommen, wollte er persönlich die letzte Hand an die Ausrüstung eines Heereszuges legen, gegen Calabrien und Sicilien zugleich bestimmt, da wurde er in blühender Jugend das Opfer einer Krankheit, und zwar, wie es heißt, soll ihm der Gram über die erlittene Demüthigung das Herz gebrochen haben. Diesem schnellen Hinscheiden verdankten die Freistaaten von Venedig, Neapel, Amalfi und Gaeta, die der erzürnte Otto sammt dem morgenländischen Kaiser schon dem Verderben im Geiste geweiht hatte, ihre Rettung.

Die Schlacht bei Basantello und der Tod Pandolfo's, des Eisenkopfes, veranlaßte die Zersplitterung des Herzogthums Benevent, dessen er sich bemächtiget hatte, in mehre kleine Fürstenthümer. So lange die Minderjährigkeit Otto's III. dauerte, währten auch die Verwüstungen der Griechen und Sarazenen im Geleite ihrer Siege, und diese Sarazenen bewahrten dennoch, ungeachtet ihr Eifer, ihre wagende Verwegenheit und ihr früherer Muth bedeutend gesunken waren, ihre Ueberlegenheit über die entarteten, benachbarten Völker, und ihre Raubzüge trugen mitunter dazu bei, alle Provinzen an der Südseite der Tiber so sehr zu schwächen und zu erschöpfen, daß nur hieraus jene auffallende Umwälzung erklärbar wird, die dort in kurzer Zeit zum Ausbruche kam.

Einige Abenteurer aus dem Norden zogen, als zwanzig Jahre nach der Niederlage Otto's bei Basantello verflossen waren, aus der Kraftlosigkeit dieser Provinzen den Vortheil der Gründung eines Mittelstaates zwischen beiden Reichen, der innerhalb eines Jahrhunderts über das ganze südliche Italien sich erstreckte, die alten Freistaaten desselben unter seine Botmäßigkeit brachte, und jenem Großgriechenland, dem zweimaligen Zeugen des Erblühens der Freiheit, bei den Italienern den bevorzugten Namen des Königreiches verlieh.

Nach langer Verwüstung der französischen Küste ließen sich die Normänner oder Dänen endlich im Jahre 900 in

Neustrien nieder, das durch sie den Namen Normandie erhielt. Die alte Lust, auf abenteuerliche Wagnisse auszuziehen, war nach hundertjähriger Uebersiedelung in ihnen noch nicht erloschen. Sie waren Christen geworden. Doch so wie die Griechen dieser Religion ihre scholastischen Feinheiten eingeimpft, die Syrer und Egypter ihre tiefsinnige Denkweise und ihre andächtelnde Sittenlehre damit verbunden hatten, so zwangen ihr nun auch die nordischen Völker das Aeußere ihres finstern, rachsüchtigen Charakters auf, und machten sie wie ein Odin zu einem Schauderwesen. Sie besiegte die Furcht vor dem Tode, begeisterte zu Heldenthaten, und verbürgte Lohn für diese.

Mit Wagnissen vertraute, tapfere Völker, überließen sich gerne dem Glauben, daß Wallfahrten an Orte, welchen das Verweilen der Stifter und Märtyrer der Religion Berühmtheit verliehen hatte, durch die Sorge für das Heil ihrer Seelen geboten seyen. Ein verdienstliches Streben, das Wissen zu bereichern, ein tugendhaftes Mitgefühl, und der allen Menschen eigenthümliche Reiz, der in der versinnlichten Anschauung des Alterthums liegt, wären für sich allein schon genügende Beweggründe gewesen, vielen Christen einen Besuch des gelobten Landes wünschenswerth zu machen, hätte auch nicht die Religion überdieß mit den Beschwerden eines solchen Zuges die Meinung eines absonderlichen Verdienstes verbunden.

Doch zahllos scharten sich diese frommen Pilger, als ihnen die Kirche die Vergebung ihrer Sünden und die himmlischen Freuden für eine solche Wallfahrt verhieß, sohin zwar für ein gefährliches Unternehmen, dem aber ein ergötzlicher Wechsel nicht gebrach.

Als wallfahrtende Pilger übertrafen die Normänner alle Abendländer. Sie scheuten eine langweilige Seereise in das gelobte Land um so mehr, weil sie da keine Abenteuer zu bestehen hatten mit den gewaltigen Stürmen der Nordsee, mit den düstern, schwermüthigen Nebeln, mit den treibenden Eisbergen, und überhaupt mit jenen Gefahren, denen sie in ihrem alten Vaterlande so muthig begegneten. Ganz Frankreich und

Italien durchzogen sie also, die Reisekosten mit dem Schwerte sich erkämpfend, wenn die Spenden christlicher Barmherzigkeit zu kärglich ausfielen. Ein blühender Handel verband die Städte Neapel, Amalfi, Gaeta und Bari mit den Küsten von Syrien. Viele Wunderwerke hatten Monte Cassino, auf dem Wege zu den erstern Städten, und Monte Gargano oder den Engelsberg auf der Straße zur letztern, berühmt gemacht. In den Klöstern auf diesen Bergen vorüberziehend einzusprechen, erachteten diese frommen Pilger sich verbunden, und darum wählten beinahe Alle den Weg durch Großgriechenland, sowohl bei ihrem Zuge nach dem gelobten Lande, als auch bei der Heimkehr.

Es ergab sich, daß derlei fromme Pilger, ungefähr vierzig an der Zahl, von amalfitanischen Schiffen aus dem heiligen Lande zurückgebracht, in einem von den ersten Jahren des eilften Jahrhunderts, gerade zu jener Zeit in Salern sich zusammen fanden, da eine kleine Flotte Sarazenen diese Stadt hart bedrängte, und Geld erpressen wollte. Die Süditaliener, durch das weiche Clima und das Vorbild der üppigen Griechen verlockt, waren zur schmählichsten Schelmmerei herabgesunken, ohne Interesse für die Fehden ihrer Fürsten, und beinahe ohne einen Funken ihres frühern Heldengeistes. Eine überraschende Neuheit galt den Salernitanern der Anblick von vierzig Normänner-Rittern, mit Waffen und Pferden, womit Guaimar III., dazumal Fürst zu Salern, sie versehen hatte, welche aus den geöffneten Thoren blitzschnell auf die Sarazenen stürzten, und sie schlugen. Die Tapferkeit dieser Krieger riß die Salernitaner ihnen nach; Scharen erschlagener Muselmänner bedeckten das Schlachtfeld, und die dem Todesstahle Entflohenen suchten in wilder Eile Rettung auf ihren Schiffen.

Die Fremden, muthige Befreier und siegreiche Führer seiner Unterthanen, zeichnete Guaimar durch reiche Geschenke und Ehren aller Art aus; als seine lockendsten Einladungen, an seinem Hofe zu verweilen, sie nicht in Campanien zurückhalten konnten, ersuchte er sie, eben so tapfere und entschlossene Män-

ner, wie sie selbst, in seinem Namen nach Italien zu ruhmvollen Siegen über die Ungläubigen zu entbieten.

In ihrem Vaterlande wieder angekommen, theilten diese Normänner den Uebrigen die Einladung des Fürsten von Salern mit; sie zeigten ihnen die herrlichen Früchte des südlichen Himmels, die Datteln, Mandeln, Orangen, und wirkten zauberisch auf ihre Einbildungskraft durch den Bericht über ihre Heldenthaten und glorreichen Triumphe, die ihnen so wenig Mühe kosteten. Dadurch fühlte sich ein Ritter, Drengot, wegen einer Fehde mit einem Nebenbuhler des fernern Aufenthaltes in seinem Vaterlande überdrüssig, angelockt, mit Weib und Kind seinen Glücksstern aufzusuchen in jenem vom Himmel so sehr begünstigten Lande. Ihm schlossen sich vier Brüder mit ihren Söhnen und Enkeln an, und noch andere Normänner-Abenteurer folgten seinem Banner, wodurch es geschah, daß dieser Pilger hundert an der Zahl waren, als sie an dem vermuthlichen Ziele ihrer Wanderung, auf dem Berge Gargano, ankamen.

Dort fanden sie Melo, einen Einwohner von Bari, früher einer der vermöglichsten und angesehensten Herren in Apulien, nun aber seit dem gescheiterten Unternehmen der Erlösung seiner Landsleute vom Joche der Griechen und der drückenden Obergewalt der Catapanen, ein seinem Vaterlande entronnener Flüchtling. Die lombardischen Fürsten, namentlich Guaimar von Salern, begünstigten Melo's Anschläge; ihre Hülfsgelder machten es ihm möglich, den unter seine Fahnen tretenden Normännern einen lockenden Sold zu geben; für künftige Glücksfälle ließ er es nicht an noch glänzenderen Verheißungen fehlen.

Der Anfang des Krieges Drengot's und seiner Normänner mit den Griechen, fällt in das Jahr 1016; doch lächelte das Glück seinen Waffen nicht immer. Die Reihenfolge von drei Siegen, die er gewann, endete mit seiner Niederlage bei Cannä, wo die Mehrzahl seiner Normänner fiel; um die Hülfe des Kaisers Heinrich II. zu erbitten, und ihn zu bewegen, die Eroberungen der Griechen zu hemmen, eilte er in Person nach Deutschland. Jenseits der Gebirge schied Melo vom Daseyn,

ohne den Erfolg seines Strebens erlebt zu haben, welches dennoch Früchte trug. Die dem Blutbade bei Cannä entronnenen wenigen Normänner, vertauschten den Aufenthalt in Apulien mit Bedienstungen bei den Fürsten von Salern und Capua. Schmerzlich mußte der geringen Zahl der Verlust jener bei Cannä erschlagenen Kampfgenossen fallen, doch ergänzten sie ihn bald durch die Aufnahme neuer Abenteurer, welche sie täglich auf ihren Pilgerzügen trafen.

Heinrich II. erschien erst im Jahre 1021 mit einem Heere in Apulien; Papst Benedikt VII. nahm die durch Melo's Tod unterbrochenen Unterhandlungen wieder auf, denen dieser edle Flüchtling den Plan zum Grunde gelegt hatte, die Deutschen gegen die Griechen zu bewaffnen. Die einzige Frucht dieses Feldzuges für Heinrich II., war die Eroberung der Stadt Troja in Apulien; kurz darauf ergriff eine Seuche die deutschen Truppen, und drängte sie zurück. Bedeutender gestaltete sich das Schicksal der Normänner, sämmtlich Kämpfer unter dem Paniere des Kaisers, welche, als dieser von dannen zog, sich unter Rainolf, einem Bruder Drengots, der ihn überlebt hatte, scharten. Zum zweitenmale, seinen Rath befolgend, wendeten sie Apulien den Rücken, nahmen Aversa weg, dazumal eine kleine Burg im Herzogthume Neapel, zwischen dieser Stadt und Capua, und setzten sich da wie in einem neuen Vaterlande fest.

Nur kurze Zeit waren sie Herren dieser Burg, als Pandolfo IV., Fürsten von Capua, durch einen Handstreich die Eroberung Neapels gelang, einer Stadt, welche bisher die Lombarden vergebens zu nehmen versucht hatten. Sergius, Anführer der Soldaten und Oberhaupt dieses Freistaates, räumte mit den angesehensten Einwohnern eine Stadt, worin eingedrungene Fremdlinge ihm ein verhaßter Anblick waren, ging nach Aversa, und griff an der Spitze der normännischen Abenteurer, deren Habsucht er mit dem von hülfreichen Griechen und treuen Mitbürgern beigesteuerten Golde gestillt hatte, die Besatzung des Fürsten von Capua an, siegte, und hielt

wieder seinen Einzug in Neapel. Sodann erhob er Aversa und dessen Gebiet, deren Besitz er den Normännern bestätigte, zu einer Grafschaft, die er Rainolf als Lehen verlieh, wodurch die ersten Normänner, welche sich in Italien niederließen, Vasallen und Lehnsleute des Freistaates Neapel wurden.

Die Gründung des Königreiches Neapel war übrigens weder dem Stamme des Rainolf, noch den Niedergelassenen zu Aversa beschieden; einem vornehmern Hause der Normandie, dem Hause Tancreds von Hautville, sollte diese Ehre zukommen. Dieser Baron war Vater von zwölf Söhnen, wovon die älteren, ermuthiget durch die gelungenen Unternehmungen ihrer Landsleute, an der Spitze einer bedeutenden Schaar als Pilger vermummter Krieger, im J. 1035 in Italien erschienen. Mit derselben Bereitwilligkeit, wie sein Vater die erste Uebersiedelung von Normännern, empfing Guaimar, der junge Fürst von Salern und Capua, diese zweite, versäumte nicht, sich ihrer Tapferkeit zu bedienen, um seine Herrschaft auszubreiten, berannte mit ihrem Beistande Sorrento, und dann Amalfi, und nahm beide Städte nacheinander weg. Amalfi verbürgte jedoch seinen Einwohnern ihre Freiheit und alle ihre Privilegien, durch Bedingungen der Uebergabe, wodurch der kleine Freistaat unabhängig vom Fürstenthume Salern blieb; das Volk aber wählte Guaimar im April 1039 zum Herzoge. Als aber die Amalfitaner späterhin bemerkten, daß der Fürst von Salern ihre Privilegien verletze, machten sie eine Verschwörung gegen ihn, und Guaimar sank an dem Meeresufer zwischen Salern und Amalfi, von sechsunddreißig Dolchstichen durchbohrt.

Die Normänner nahmen nach seinem Tode Dienste bei Michael dem Paphlagonier, Kaiser von Constantinopel. In Calabrien schickte sich Georg Maniaces, Patricier von Griechenland, an, den Arabern wieder Sicilien zu entreißen, die Spaltung durch einen Bürgerkrieg unter ihnen benützend. Wilhelm, den eisernen Arm, Dragon und Humpfred, diese drei ältern Söhne des Tankred von Hautville, nahm er in seinen

Sold, nebst dreihundert Normännern. Weit entfernt, die Normänner den Griechen geneigt zu machen, vermehrte dieser Kriegszug vielmehr ihren Widerwillen, indem er ihnen augenfällige Ueberzeugung von der Feigheit und Bestechlichkeit, und von allen Kniffen der Heuchelei der Griechen verschaffte. Mit Begeisterung schlossen sich die Normänner der Partei des Lombarden Arduin an, welcher rühmlich, wie sie, im Heere des Maniaces focht, und von diesem Befehlshaber eines sclavischen Volkes, das kein Ehrgefühl mehr beseelte, eine schwere Unbill erlitten hatte; denn wegen eines Pferdes, das er ihm rauben wollte, ließ er ihm vor der Fronte der Soldaten mehrere Stockschläge geben.

Ihre Entrüstung beherrschten die Normänner bis zu ihrer Ankunft, auf griechischen Schiffen über die Meerenge weg, in Italien. Auf den ersten Weihnachtstag 1041 wurde ein Zusammentreffen in der Stadt Aversa anberaumt, dem auch der Lombarde Arduin beiwohnen durfte. Indem er sie mit seinem wüthenden Grimme erfüllte, traten sie seinem Vorschlage bei, das morgenländische Reich zu bekriegen, und den Griechen alle ihre Besitzungen in Apulien und Calabrien zu entreißen. Ihr verwegener Plan wurde durch eine Revolution in Constantinopel begünstiget, welche einem Feinde des Maniaces den Thron verschaffte, und diesen nöthigte, sich zu empören, wodurch die griechischen Provinzen zu jener Zeit in eine beinahe vertheidigungslose Lage geriethen. Die Wahl der Normänner übertrug zwölf Anführern, unter dem Namen Grafen, alle Macht, dem Lombarden Arduin aber den Oberbefehl über das kleine Heer, welches Rainolf, Graf von Aversa, noch mit dreihundert Mann verstärkte. Bis zur Stadt Melfi, mitten in Apulien, drangen sie vor, wo sie bereitwilligen Einlaß fanden, eroberten dann Venosa, Ascoli und Lavello, und schlugen die Griechen in drei großen, entscheidenden Schlachten.

Durch Bündnisse gewannen sie an Macht, und vergalten den Zuzug von Hülfstruppen, indem sie als Auszeichnung zwei neue Anführer, Atenolfo und Argyro, an die Spitze derselben

stellten. Jenem, einem Bruder des Fürsten von Benevent, verdankten sie den Mitkampf der Lombarden; dem Andern, einem Sohne des Melo, des reichen Bürgers von Bari, die Vortheile seines mächtigen Einflusses in Apulien, und die Unterstützung der von seinem Vater in den griechischen Städten gewonnenen Partei. In diesem Kriege zeichneten sich die Normänner durch die größte Tapferkeit aus, womit sie nicht selten List und Benützung des Augenblickes verbanden, während die Griechen in Zwisten lebten, in haltloser Feigheit. Zwei Feldzüge genügten zur Eroberung fast von ganz Italien, in welches 1042 die Sieger sich theilten. Zur Hauptstadt ihrer Staaten ward Melfi erhoben, als gleichheitliches Besitzthum Arduins und Wilhelms mit dem eisernen Arme, des Befehlshabers der Normänner, ihre zwölf Grafen bekamen zwölf Städte: Siponte, Ascoli, Venosa, Lavello, Monopoli, Troni, Cannä, Montepiloso, Trigento, Acerenza, St. Archangelo und Minerbino. Dadurch entstand in Apulien eine Art von soldatischem oder oligarchischem Freistaate.

Selten bekümmerten sich die Normänner um die Befehle ihres, obgleich selbst gewählten Oberhauptes, Wilhelms mit dem eisernen Arme, stahlen ihre Bedürfnisse, achteten weder Verträge, noch irgend bindende Schranken, überströmten, vielmehr Wegelagerer als Soldaten, die Umgegenden. Sie plünderten Klöster und Kirchen, und selbst den Endpunkt ihrer Wallfahrten, die heilige Stätte. Zuletzt standen alle ihre Nachbaren, der unaufhörlichen Räubereien müde, gegen sie auf.

Beide Kaiserthümer bewog Papst Leo IX. zu einem Bündnisse gegen die normännischen Abenteurer. Von Geburt ein Deutscher, bat er Kaiser Heinrich III., als Schirmherrn der Völker und der Kirche, um Beistand, den er ihm durch fünfhundert der auserlesensten Krieger seines Heeres gewährte. Als einen heiligen Krieg bezeichnete er diesen Schutzkrieg für Völker und Kirche, verhieß, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen, und Sieger zu werden mehr durch die unmittelbare Hülfe Gottes, als durch Menschenhände. Unter sein

Banner scharten sich die Apulier, die Campanier, die Bewohner der Mark Ancona und des Kirchenstaates, die Griechen schlossen sich ihm an, und sofort eröffnete der heilige Vater den Feldzug mit dem feldherrnlosen Heere durch eine Wallfahrt nach Monte Cassino, den Himmel zu bitten, daß er ihm den Sieg verleihen wolle.

Die Normänner stellten diesen geweihten Truppen eine mehr irdische Gewalt gegenüber. Wilhelm mit dem eisernen Arme war gestorben, sein Nachfolger Drogon in einem Aufstande gefallen. Doch zu den talentvollsten Kriegshelden Europa's gehörten Humphred, der dritte Bruder, und Robert Guiscard, das Aelteste der Kinder aus der zweiten Ehe des Tancred von Hauteville. Vor Kurzem erst hatte Robert Guiscard einen namhaften Zuzug von Normännern nach Apulien gebracht. Mit ihm vereinte sich, um dieselben Abenteurer zu bestehen, ihr Landsmann Richard, Graf von Aversa, aus Drengot's Familie, mit seinem ganzen Volke. Die Normänner waren geringer an der Zahl, als die päpstlichen Soldaten, aber kriegsgeübt, und verstanden es, ungeachtet ihrer Frömmelei, mit Bedenklichkeiten leicht fertig zu werden.

Doch bevor es zum Treffen kam, machten die Normänner noch einen Versuch zur Beschwichtigung des Papstes, und überließen es ihm, die Bedingungen der Sühne festzustellen. Vertrauend auf seine Macht durch das Bündniß mit zwei Kaisern, und auf die zweifellose Hülfe des Himmels, schlug Leo IX. jede Unterhandlung aus, welcher nicht die Entfernung der Normänner aus Italien auf ewige Zeiten zum Grunde läge. Nun ward die Schlacht bei Civitella in Capitanata den 18. Juni 1053 geschlagen, in welcher der Sieg nicht lange schwankte; alle diese, durch die Predigten der Mönche zusammengewürfelten feigen Schufte, die in den Augen des genügsamen Pabstes für ein Kriegsheer galten, flohen bei dem ersten Stoße nach allen Richtungen hin. Nur die Deutschen hielten Stand, wurden jedoch, da sie nur sechs, nach andern Berichten siebenhundert Mann zählten, von den Normännern leicht ein-

geschlossen, und beinahe ohne Ausnahme erschlagen. Den Verlust der Schlacht gewahrend, flüchtete sich der Papst nach Civitella, deren Einwohner jedoch, von den Drohungen der Normänner gedrängt, ihn wieder aus ihrer Mitte entfernten, und allein und ohne Schutz vor den Thoren seinen Feinden preisgaben.

Die Sieger kamen auf ihn zu, sanken ehrfurchtsvoll zu seinen Füßen, streuten Staub auf ihre Häupter, flehten um Vergebung alles Vorausgegangenen, und um seinen Segen, geleiteten ihn in ihr Lager, und gaben ihm auf dem Wege alle Beweise der höchsten Ehrerbietung. Ungeachtet dieser andächtigen Verehrung mußte Leo IX. doch einige Zeit ihr Gefangener bleiben, und gewann durch diesen Anlaß die Ueberzeugung, daß der Beruf eines Feldherrn mit jenem eines Priesters sich nicht vereinigen lasse. So wie er früher an der Hülfe des Himmels gar nicht gezweifelt hatte, hielt er ihn jetzt für seinen Gegner, und leitete nun selbst die Aussöhnung mit jenen Menschen ein, gegen welche er zuvor einen förmlichen Kreuzzug zusammengebracht hatte.

Zur Förderung seiner Freilassung bewilligte er den Normännern auf ihr Verlangen im Namen des heiligen Petrus als Kirchenlehn, die Investitur aller Eroberungen, die sie bereits gemacht hatten, oder dereinst noch machen würden, in Apulien, Calabrien und Sicilien.

Auf diese Art zog der heilige Stuhl aus einer verlorenen Schlacht Vortheile, die ihm eine gewonnene nie gebracht hätte, und einem frommen, aber mit Staatsklugheit durchaus unbekannten Priester, verschaffte seine Schwäche eine Eroberung, an deren Versuch nicht einmal seine unternehmendsten Vorgänger zu denken sich würden erkühnt haben. Durch die Belehnung der Normänner mit jenen Provinzen, die Eigenthum der Griechen und Lombarden waren, erklärte er sich selbst zum Besitzer derselben, ohne hiezu ein Recht, ja auch nur einen scheinbaren Anspruch darauf zu haben. Diese Belehnung verlangten die Normänner, um die Achtung abergläubischer Völ-

ker für das zweifelhafte Recht des Schwertes und der Eroberung zu gewinnen.

Der Kirche jedoch brachte dieser Friedensschluß den meisten Nutzen, da siebenhundert Jahre lang, von jener denkwürdigen Belehnung an, das Königreich Neapel ein Lehen des heiligen Petrus blieb, ohne einen andern Rechtstitel, als den aus jener, durch den das Recht des Stärkern einem Priester abgenöthigten Schenkung, welcher sehr wohl wußte, daß er fremdes Eigenthum vergab.

Die Normänner benützten ihren Sieg zur Ausbreitung ihrer Herrschaft über alle in der päpstlichen Belehnung enthaltenen Provinzen. Humphred eroberte ganz Apulien; Robert Guiscard machte es eben so mit Calabrien, unter Beistand einer geringen Zahl von Mitstreitern, und durchstreifte von seinem wehrhaften St. Markusschlosse aus, vergleichbarer einem Straßenräuber, als einem Eroberer, das griechische Gebiet. Unbebauet lagen ringsum die Aecker, und an manchem Abende klagte dem Guiscard sein Haushofmeister den völligen Mangel an Speisen und an Geld für den nächsten Tag, mit dem Bemerken, daß er selbst für baare Bezahlung viele Stunden weit keine Verkäufer finden würde; zu solchen Zeiten brach dann Guiscard entweder mit seinen Normännern, oder mit Slaven und Räubern, die sich von allen Seiten um ihn scharten, aus seinem Verstecke hervor, um entlegenere Dorfschaften auszubeuten.

Nach Humphreds Tode im Jahre 1057 vertauschte Robert Guiscard sein bisher getriebenes Räuberhandwerk mit der Besitzergreifung der Grafschaft Apulien; zur selben Zeit ließ er seinen jüngsten Bruder Roger aus der Normandie kommen, und sendete ihn mit dem Titel eines Grafen nach Calabrien, um von dort aus seinen Eroberungen eine größere Ausbreitung zu geben. Bald mußte sich aber, mag's nun Geiz oder Eifersucht von Seite des Guiscard gewesen seyn, Roger noch mehr über Geldmangel beklagen, als früherhin jener, und dieser junge Graf, der späterhin Sicilien eroberte, und diesem Lande

seine Könige zeugte, von seinem Bruder für langbewährte Dienste mit einem einzigen Pferde abgefertiget, begab sich wieder nach Apulien, wo er das Gewerbe eines Pferdediebes und Straßenräubers in der Gegend von Memphis trieb. Gottfried Malaterra, sein Geschichtschreiber, mußte auf seinen Befehl späterhin diese Erlebnisse schriftlich der Nachwelt aufbewahren, damit sie den Abgrund des Elendes kennen lerne, aus dem er sich aufgerafft habe. Roger griff selbst das Gebiet Guiscards an, wodurch so zu sagen ein Bürgerkrieg zwischen den Normännern veranlaßt wurde, es sey denn, man wolle die Angriffe des Jünglings eigentlich für Raubzüge eines Wegelagerers halten, der in Jedermann seinen Feind sieht.

Nach beinahe gänzlicher Eroberung Apuliens, wollte Guiscard sie auch über Calabrien ausdehnen. Zu diesem Zwecke ernannte er seinen Bruder, nach vorausgegangener Versöhnung im Jahre 1060, zum Anführer einer Abtheilung seiner Truppen. Mit vereinigter Macht fielen sie nun über Reggio her, und nahmen diese Stadt, so wie noch andere in der Provinz, und Robert Guiscard, dem bereits der Titel eines Grafen, nicht mehr genügte, legte sich nun aus eigener Machtvollkommenheit den Titel eines Herzogs von Apulien und Calabrien zu, wofür er auch späterhin die Bestätigung des Papstes Nikolaus II. erhielt.

Mit beiden Kaiserthümern in Krieg verwickelt, fuhren die Normänner in ihren Eroberungen fort, ohne ein Heer oder einen Feldherrn des Feindes auch nur zu sehen. Als die Päpste die Krone Heinrichs IV. von Deutschland gefährdeten, hatte dieser die lange Zeit seiner Minderjährigkeit noch nicht zurückgelegt; in Griechenland führten Constantin Dukas, Romanus Diogenes und Michael Dukas nach einander mit den Türken einen sehr bedenklichen Krieg, der ihnen nur in den kurzen Pausen von Waffenstillständen die Absendung von Hülfstruppen in die Provinzen des Abendlandes gestattete.

Die Griechen waren im Jahre 1061 nur noch im Besitze von Bari, Gallipoli, Tarent, Prinde, Otranto und einigen

Burgen. Dazumal reifte der Muth des jungen Roger, der zu Reggio in Calabrien als Stellvertreter seines Bruders befehligte, zu dem Entschlusse, den Sarazenen Sicilien zu entreißen, während Guiscard die Aufgabe lösen sollte, Apulien und Calabrien von den Griechen völlig zu säubern. Das Entsetzen, welches zwei Jahrhunderte früher den Sarazenen immer vorausgegangen war, hatte sich in Erschlaffung und Schwäche verkehrt, und sie selbst, die sonst von ihren Nachbaren Gefürchteten, waren nun Fürchtende geworden. Ihren kriegerischen Geist hatte Religionsschwärmerei entzündet, jedoch den Genuß ihrer Eroberungen ausgelöscht. Aufgewachsen unter Glaubenslehren, die nur den Sinnen schmeichelten, die herrlichsten Länder der Erde bewohnend, und doch ohne Vaterland, vergeudeten sie die goldene Ernte ihres Schwertes in viehischen Lüsten, und sanken bald zur Weichlichkeit der asiatischen Völker herab, die sie zuerst besiegt hatten. Freilich war noch nicht aller Muth aus den untern Klassen des Volkes entschwunden, und die Normänner, denen die Besiegung der Sarazenen in Italien ein leichtes Spiel war, verstärkten sich aus ihnen mit Soldaten, die bei allen Zügen Guiscards sich wacker schlugen; allein ihren Führern fehlte es an Tapferkeit und Kenntnissen, und ihre Regierung war kraft- und muthlos, ihre Monarchie in kleine fast unabhängige Fürstenthümer zerfallen, jede Stadt in Sicilien Eigenthum eines kleinen Fürsten oder Emirs. Die Christen verdankten die Förderung ihres Eindringens in die Insel dem Zwiste von zwei solchen Emirn, Ben Humena und Ben Hamed; jener erschien bei Roger in Reggio, seinen Schutz erbittend.

Nur Ritter waren Rogers Krieger, die sich ihm beutesüchtig freiwillig anschlossen; sie waren jedoch nie zahlreich, auch konnte er sich auf ihre Ausdauer nicht verlassen, wodurch Roger genöthiget war, diese Insel, nach dem Verweilen einige Monate hindurch, immer wieder zu räumen. Seine Abenteuer an der Spitze bald von hundert und fünfzig, bald von drei-

hundert Rittern, klingen beinahe noch romanhafter, als der Normänner erste Eroberungen in Apulien.

Die von christlichen Griechen bewohnte Stadt Traina im Val de Demona nahm Roger mit seiner jungen Gattin und dreihundert Rittern in ihrem Schloße auf; von dort aus überfiel er die benachbarten Sarazenen. Gar bald aber fanden die Griechen Anlaß, über ihre Gäste mißvergnügt zu seyn; sie erhoben sich, und öffneten den Sarazenen die Thore ihrer Stadt. Von allen wehrhaften Wällen entblößt, mußten die normännischen Ritter nun fortdauernd gegen Uebermacht kämpfen, und durften nicht einmal die Stadt zur Beitreibung von Lebensmitteln verlassen. Die Gräfin hütete mit zwei oder drei Frauenzimmern ihres Gefolges unbeschützt das Haus, um die Küche zu besorgen, und für Roger und dessen Schlachtgenossen das Mahl zu ordnen, da alle Diener zu den Waffen greifen mußten.

Sie litten so sehr Mangel an Kleidern, daß der Graf und die Gräfin mit einander nur einen einzigen Oberrock hatten, den sie wechselweise trugen, wenn sie sich schauen ließen. Von Feinden umringt, wurde dem Grafen in einem der zahlreichen Gefechte, die sich ergaben, das Pferd unter seinem Leibe erstochen. Mit dem Schwerte schlug er sich durch und kehrte, indem er den Sattel des Pferdes auf seine Schultern lud, damit er nicht in den Händen des Feindes als Siegeszeichen bleibe, mitten durch die feindliche Schaar zu Fuß und langsam zurück zu den Gefährten. Von allen Seiten mit Gefahren, schmerzlichen Entbehrungen und oft selbst mit Hunger kämpfend, hielten sich die Normänner vier Monate lang in einer Stadt, die halb ihnen und halb dem Feinde gehörte. Die Kälte des eintretenden Winters machte ihren Drangsalen ein Ende; Schnee lagerte auf der Stadt Traina, welche am Fuße des Aetna hochgelegen ist; mit so heftiger Kälte nicht vertraut, zeigten sich die Sarazenen immer träger im Angreifen, und dadurch gelang ihre Verjagung aus der von ihnen bisher behaupteten Hälfte der Stadt den Normännern durch einen

nächtlichen Ueberfall. Wieder nun Herren der wehrhaften Wälle, wähnten sie ihre Sicherheit mitten in einer feindlichen Insel völlig verbürgt.

Der Lauf ihrer Eroberungen war nicht so rasch, als man von der großen Tapferkeit der normännischen Abenteurer erwarten durfte, theils wegen der geringen Zahl der wirklich Kämpfenden, theils weil diese ihren Offizieren nicht den schuldigen Gehorsam leisteten. Mit der zusammengerafften Beute wendeten sie ihren Fahnen den Rücken, um den Erwerb zu verschwelgen, und nur der Mangel nöthigte sie, wieder in die Schlachtreihen zu treten. Graf Roger konnte erst nach vollen dreißig Jahren Sizilien erobern, und Robert Guiscard nicht schneller Apulien. Im Jahre 1080 erst gelang es diesem, den Boden von Italien gänzlich von den Griechen zu säubern, und Tarent, Castaneto, Bari und Troni seinen Staaten einzuverleihen.

Die Normänner hatten einige Jahre früher das Glück der Waffen gegen die lombardischen Fürsten versucht, welche die Trümmer des Großherzogthums Benevent inne hatten, und ihnen ihre Ländereien entrissen, beinahe ohne auf Gegenwehr zu stoßen. Richard, Graf von Aversa, ein Nachkomme Drengots und der ersten Normänner, hatte 1062 das Fürstenthum Capua erobert, und sodann den Titel eines Fürsten angenommen. Durch den Tod Landolfs VI. erlosch 1077 das Fürstenthum Benevent und wurde durch Guiscard aufgelöset, welcher das Gebiet an sich riß, und die Stadt dem Papste abtrat; der heilige Stuhl sprach die Oberlehnsherrlichkeit über diese Stadt in Folge der Abtretung Heinrichs III. an.

Gegen das letzte dieser Fürstenthümer, Salern, rüstete sich endlich Guiscard, und verbündete sich mit den Amalfitanern zur leichtern Bewältigung der Hauptstadt, worin Gisulf, der letzte Fürst Schutz gesucht hatte. Diese Republikaner waren froh, durch kleine Abtretungen die Freundschaft der Normänner gewonnen zu haben; Guiscard machten sie zu ihrem Herzoge und verstärkten ihn mit ihrer Flotte; doch nicht nur

unter dem Vorbehalte ihrer Freiheit und ihrer alten Verfassung, sondern überdieß unter der Bedingung, daß zu keiner Zeit die Soldaten des Guiscard in ihre Stadt, auf ihr Gebiet oder in ihre Festungen einen Fuß setzen dürfen. Unterstützt von der Flotte der Amalfitaner, sperrte Guiscard den Salernitanern das Meer, und setzte ihnen gleichzeitig zu Land hart zu. Im Jahre 1077 mußten sie sich endlich ergeben; Gisulf mußte die Stadt räumen, und seinen Abzug in den römischen Staat nehmen. Der Herzog der Normänner vereinte Salern mit seinen Staaten.

Also brach der letzte Zweig des Stammes der Lombarden, fünfhundert und neun Jahre nach ihrem Erscheinen in Italien unter ihrem Heerführer Alboin, und dreihundert und drei Jahre nach der Niederlage des Letzten ihrer Könige, Desiderius. Das Recht, von eigenen Fürsten beherrscht zu werden, verlor erst von diesem Zeitpunkte an das früherhin mächtige Volk. Die Abendländer ließen jenem nördlichen Theile Italiens, welcher den Königen von Pavia unmittelbar angehörte, den Namen Lombardei, den die Griechen mit anscheinend größerem Rechte dem Königreiche Neapel gaben, über welches die Lombarden von Benevent länger als fünf Jahrhunderte eine unabhängige Herrschaft führten.

Nachdem Robert Guiscard den Boden Apuliens und Calabriens von den Griechen, Salern's und Benevent's von den lombardischen Fürsten gesäubert, und sein Bruder Roger die Eroberung Siziliens vollendet hatte, welches er mit dem Titel eines Grafen als ein Lehen des Herzogthums Apulien besaß, stand jener nun an der Spitze eines mächtigen Staates, erobert von ihm mit den geringen Mitteln eines einfachen Edelmannes, da er sein neues Volk, aus Abenteurern und Pilgern zusammengewürfelt, zu streitbaren Kriegern bildete. Damit glaubte er jedoch den Flug seines Ehrgeizes noch nicht beendiget, der nach keinem geringerem Ziele, als nach der Eroberung des abendländischen Reiches strebte. Beseelet von diesem locken-

den Plane, segelte er 1081 über das adriatische Meer, nahm Corfu und Botronto und berannte Durazzo.

Wir übergehen aber eine nähere Schilderung dieses Zuges Roberts, womit die Geschichte der letzten Zeiten des römischen Reiches sich beschäftigen mag, und beschränken uns auf die Erwähnung der rühmlichen Erfolge dieses Fürsten der Normänner, vor dem innerhalb drei Jahren der Kaiser des Morgenlandes und der abendländische, die Flucht ergreifen mußte. Kaiser Alexis Comenus war persönlich herbeigeeilt, um Durazzo zu entsetzen; sein Heer erlitt durch Robert im Oktober des Jahres 1081 eine Niederlage.

In Folge eines Aufruhrs in seinen Staaten dahin heimgekehrt, begann er 1084 einen Feldzug, um Gregor VII. zu befreien, dessen Schirmvogt er seyn wollte, ungeachtet er den Bannstrahl gegen ihn geschleudert hatte. Heinrich IV., nicht geneigt, sich mit den Normännern zu messen, zog von der Engelsburg ab, worin er den Papst belagerte, während Guiscard Rom stürmte, die halbe Stadt durch Feuer verwüstete, und sie der Plünderung seiner Sarazenen preisgab. Hiemit etwa mögen die kriegerischen Unternehmungen des Robert Guiscard schließen; der Tod vereitelte den 17. Juli 1085 zu Cephalonien sein Vorhaben einer wiederholten Bekriegung des griechischen Kaisers.

Die Geschichte würdiget nicht in gleichem Maaße die nächsten Herrscher nach Robert Guiscard; nur mit Anstrengung erhielten sich sein Sohn und Enkel im Besitze der von ihm allein geschaffenen Monarchie. Die Regierung des Roger, Herzogs von Apulien (1085—1111) hatte mit bürgerlichen Kriegen zu schaffen. Ein älterer Bruder dieses Roger, Boemond, späterhin Fürst von Antiochien, erwarb sich in der Geschichte der Kreuzzüge einen ruhmvollen Namen. Er war enterbt durch einen Ausspruch der Kirche und durch das väterliche Testament; Guiscard hatte nämlich eine weitläufige Verwandtschaft mit seiner ersten Gemahlin zu einer Scheidung benützt, um sich zum

zweitenmale zu vermählen, wodurch Boemond, sein Sohn aus erster Ehe, zum Bastarde herabgewürdiget wurde.

Freimüthig protestirte er gegen seine unrechtmäßige Enterbung, sein gutes Recht mit der Kraft der Waffen vertretend, bis der Aufruf zu den Kreuzzügen seiner Ruhmliebe eine neue Bahn brach, und ihn mit den andern Heereszügen der Christen nach Asien führte, wohin er 1096 mit seinem Vetter Tancred segelte; auf dieser neuen Kriegsbühne bewährten die Normänner wieder ihre alte Tapferkeit, aber auch jene Raubsucht, Verschmitztheit und Ruhmgier, wodurch sie der Schrecken Neustriens, Englands, Italiens und Griechenlands geworden waren. Freier athmete nun wieder Roger, Herzog von Apulien, da er seinen Nebenbuhler Boemond und dessen Kriegsgenossen vom Halse hatte, und selbst die Ruhe kehrte in seine Länder zurück, die jedoch dagegen dadurch gerade an Kraft verloren, daß er nun nicht mehr über die Mitwirkung der Entfernten verfügen konnte, um die Grenzen seiner Staaten durch neue Eroberungen auszudehnen.

Nach Rogers Tode regierte sein Sohn Wilhelm von 1111 bis 1127, wo er starb, ohne Kinder zu hinterlassen, wodurch Roger II., Graf von Sicilien, und Sohn Roger I., das ganze Erbe der Söhne Tancreds von Hauteville erhielt. Die Herrschaft Wilhelms liefert uns eben so wenig erwähnenswerthen Stoff, wie jene seines Vaters; wir beschäftigen uns demnach sogleich mit Roger II., welcher an die Befestigung der Monarchie der Normänner die letzte Hand legte, sie mit dem Namen eines Königreiches schmückte, und diesem das Fürstenthum Capua und die Campanischen Freistaaten einverleibte, deren lang behauptete Selbstständigkeit er ein Ende machte. Zwar erscheint der Friede zu Worms in einem frühern Zeitraume, als Rogers Regierung, und diese überschreitet die Epoche, welche dieser erste Band behandelt; dennoch schien uns für diesen Fall eine Ausnahme von der festgesetzten Regel in der Ordnung, theils zur Vermeidung des allzu hastigen Abbrechens der Schilderung von der Gründung einer Monarchie in beiden

Sicilien, theils zur Beendigung der Geschichte der griechischen Republiken in Campanien, deren Faden später wieder anzuknüpfen wir niemals mehr veranlaßt werden.

Glich auch Roger II., Graf und Siciliens erster König, in manchen geistigen Fähigkeiten, ja wohl auch in einigen edleren Eigenschaften dem Robert Guiscard, so war er doch eitler und nicht so starkmüthig. Der Titel eines Herzogs schien ihm zu gering, nur der Name König seiner würdig; um ihn zu erhalten, benützte er eine Kirchenspaltung, und trat zur Partei des Gegenpapstes Anaclet II., der seiner Hülfe bedurfte, während Innocenz II. der ganzen übrigen Christenheit als rechtmäßiger Papst galt. Kein Preis konnte Anaclet zu groß dünken, um das schirmende Schwert des einzigen Fürsten in der Wagschale aufzuwiegen, welcher seine Interessen verfechten wollte, Roms Nachbar war, und durch die Gewalt der Waffen ihn auf den heiligen Stuhl setzen und darauf erhalten konnte. Durch das von Leo X. dem heiligen Stuhle verschaffte Oberlehnsrecht über beide Sicilien ermächtiget, verlieh Anaclet seinem Vasalen den Königstitel, und krönte ihn mit eigener Hand; um sein neues Königreich abzurunden, riß Roger, im Besitze Apuliens, Calabriens und beider Sicilien, auch noch andere Länder an sich, auf welche ihm kein Recht zustand: das Fürstenthum Capua, ein Eigenthum der Normänner von Aversa, und den Freistaat Neapel.

Als die Krönung vorüber war, dachte Roger an die Belohnung des kirchenspaltigen Papstes für die Verleihung des Königstitels. In Rom, wohin er sich nun mit seinem Heere wendete, saß Innocenz II. durch den Beistand seiner Verwandten, der Frangipani, auf dem heiligen Stuhle. Roger brachte den Söldlingen der Kirche mehrere Niederlagen bei, hob Anaclet in Rom auf den päpstlichen Thron, und trieb Innocenz nach Pisa, welches dieser späterhin verließ, um am französischen Hofe um Hülfe gegen seinen Feind zu bitten.

Alsbald verleitete der Königstitel den Roger zur Verkürzung der Rechte seiner Völker. Seinen ersten Versuch machte

er mit der Freiheit der Amalfitaner. Ihre Wahl zu Lenkern ihres Freistaates hatte, seitdem sie im Jahre 1068 Guaimar, Fürsten von Salern, zum Herrscher nahmen, beinahe stets fremde Fürsten getroffen. Den Lombarden folgten die Normänner; beinahe gewaltsam hatten Robert Guiscard und sein Sohn die Herzogswürde an sich gerissen, und ungeachtet jeder neue Vertrag den Amalfitanern die Bewahrung ihrer Freiheit und Privliegien verbürgte, so erlosch doch nach und nach unter fremden Beherrschern das erhebende Gefühl ihrer Selbstständigkeit, einst das Palladium ihrer Macht. Doch während des Verfalles der Republik Amalfi in Europa, entstand durch Bürger aus ihrer Mitte ein Orden im gelobten Lande, auf welchen ihr Gewicht zur See überging, und dem es eine geraume Zeit hindurch vorbehalten blieb, die Ehre der Ritterschaft von Europa zu bewahren.

Der Caliph von Egypten bewilligte Kaufleuten von Amalfi, welche ihr Verkehr nach dem Morgenlande, und ein religiöser Sinn nach Palästina führte, im Jahre 1020 die Erbauung eines Hospitals, unweit des heiligen Grabes, zu Ehren des heiligen Johannes, zur gastlichen Bewirthung reisender Landsleute oder frommer Christen, die zur heiligen Stadt pilgerten. Zwei andere Gebäude erhoben sich gleichzeitig: eine Kirche, der heiligen Maria der Lateiner, und ein Frauenkloster, der heiligen Magdalena geweiht. Die Kosten des Baues und der Ausstattung aller drei Gebäude, bestritten die Amalfitaner, die auch volle hundert Jahre lang die einzigen Eigenthümer derselben blieben, bis zur Zeit der Belagerung Jerusalems durch Gotfried von Bouillon an der Spitze der Kreuzfahrer; Vorsteher dieses Klosters der barmherzigen Brüder zu St. Johann war dazumal Gerard, von Scala, einer unbedeutenden Stadt im Gebiete von Amalfi. Er machte die Mönche wehrhaft, und erleichterte durch seinen Beistand die Eroberung der Stadt durch die Kreuzfahrer. Der Ordensstiftung ursprünglicher Zweck erhielt durch den heiligen Krieg eine andere Gestaltung; die barmherzigen Brüder gaben die Krankenpflege auf und grif-

fen für ihr neues Vaterland, und zur Bekämpfung der Ungläubigen zu den Waffen. Nur der Kriegsadel fand noch Aufnahme in dem vom Handel gestifteten Orden; doch verdankten die Malteserritter, welche den Orden der Bürger von Amalfi fortbildeten, durch den Abglanz ihres Ruhmes jenem Freistaate ihr Daseyn.

Der Vertrag mit Robert Guiscard sicherte, wie erwähnt, den Amalfitanern die Verwaltung der innern Angelegenheiten ihrer Stadt, ihrer republikanischen Gemeindeverfassungen; auch blieben sie im ausschließenden Besitze ihrer Bollwerke und Burgen. Mit der Königskrone von Sicilien auf dem Haupte, stellte er das Begehren an sie, allen diesen Vorrechten, als unvereinbar mit den monarchischen, zu entsagen. Da sie in seinen Willen sich nicht fügten, führte er alle seine Streitkräfte gegen sie ins Feld, den kleinen Freistaat gleichzeitig angreifend zu Lande mit seinen Normännern, zur See mit sicilianischen Schiffen, und nöthigte sie, sich zu unterwerfen, nachdem eine nach der andern von ihren Festungen in Folge förmlicher Berennung in seine Hände gefallen war.

Nun machte sich Roger zu gleichem Zwecke über die ersten Barone seines Reiches her, die bisher, in schier unbegrenzter Selbstständigkeit, nur aus freiem Willen für ihn gefochten hatten. Robert, Fürst von Capua, ein Sproße Drengot's, und Gründer der Colonie von Normännern zu Aversa, kein Verwandter des Hauses Hauteville, war der Vornehmste unter den Edlen der Normänner. Obgleich Beherrscher eines beinahe unabhängigen Staates, einer Eroberung seiner Voreltern, hatte er doch den Huldigungseid bei der Krönung Rogers zu Palermo nicht verweigert. Doch da der König in die Barone drang, sich ihm anzuschließen im Feldzuge gegen den rechtmäßigen Papst, versagte er den Gehorsam und schloß ein Bündniß mit Sergio, den Anführer der neapolitanischen Truppen und mehreren Baronen der Normänner, zur standhaften Vertheidigung ihrer bürgerlichen und kirchlichen Freiheit gegen jeglichen Angriff.

Die Barone sahen jedoch ihre Waffen im Kriege gegen den König nicht vom Glücke begünstiget; einer nach dem andern unterlag; selbst die Stadt Capua fiel in seine Hände, und die einzige Stadt Neapel bewahrte noch ihre Unabhängigkeit inmitten der Staaten des Königs Roger, die das ganze südliche Italien umfaßten. Fürst Roger von Capua warf sich nach Neapel; doch, wohl wissend, daß Rogers Waffen ihn auf der Ferse folgen würden, verfügte er, im Einverständnisse mit dem Anführer der Krieger dieses Freistaates, alles Nöthige zur Vertheidigung dieses letzten Asyls der Freiheit.

Nach Pisa, einem Freistaate, der schon damals durch Ueberlegenheit im Handel und zur See den minder betriebsamen Städten Amalfi und Neapel den Rang abgelaufen hatte, wendete sich Robert im Namen der Neapolitaner und stellte persönlich das Gesuch um die Hülfe der Pisaner, für sich sowohl als für den Freistaat von Neapel, gegen einen König, der im südlichen Italien die Freiheit ihrer alten Bundesgenossen vernichte, und der Kirche die Anerkennung eines Gegenpapstes statt des rechtmäßigen Papstes, mit verwegener Willkühr abdrängen wolle. Schnell rüsteten die Pisaner, der Sache Innocenz II. thätig zugethan, ihre Flotte, welche etwa achttausend streitbare Männer den Neapolitanern zu Hülfe bringen sollte; doch verlangten sie von diesen einen Kriegskostenvorschuß von ungefähr dreitausend Pfund gewichtigen Silbers, und ohne Zaudern wurden die silbernen Kirchengefäße zur Vertheidigung der Freiheit aufgeopfert.

1135.

König Roger hatte inzwischen die Vorstädte von Neapel den Flammen übergeben, und Aversa zu einem Bollwerke gemacht; eine in Sicilien ausgerüstete Flotte wurde bestimmt, die Stadt seewärts zu berennen, und zugleich mußten die Truppen zu Aversa und in Campanien jede Verbindung der Neapolitaner mit dem festen Lande unmöglich machen. Die besten Soldaten der Amalfitaner wurden dazu auserseben, welche so-

hin genöthiget waren, wider Willen im Interesse des Roger und der Kirchenspalter zu kämpfen. Die Schiffe von Amalfi vereinigten sich mit der sicilianischen Flotte; die Besatzung der Stadt lag in Aversa oder Salern, wodurch Amalfi bloßgestellt wurde.

Hievon in Kenntniß gesetzt unternahmen Alzopardo und Cane, die Consuln von Pisa, und Befehlshaber der sechs und vierzig Segel starken Flotte der Republik, einen vom Glücke begünstigten Ueberfall; die Stadt Amalfi wurde erstürmt und geplündert; unter der Beute der Sieger befand sich auch der berühmte Codex der Pandekten des Justinian, der nach Pisa wandern mußte. Aber mit beflügelter Eile brach des Königs Rache über sie herein, der eben Aversa besetzt, und die Festungswerke wieder brauchbar zu machen angeordnet hatte. Unwirthbare Wälder und für bahnlos gehaltene Gebirge mit seinem Heere durchfliegend, überrumpelte er die Pisaner bei der Belagerung des Schlosses Fratta, und nöthigte sie, nachdem sie fünfzehnhundert Mann an Todten und Gefangenen zurück gelassen, worunter auch einer ihrer Consuln war, zur raschen Flucht auf ihre Schiffe.

Mit Sergio, dem Befehlshaber der neapolitanischen Truppen, erschien der Fürst von Capua im Winter zum zweitenmale in Pisa. Umsonst legte jener ehrwürdige Beamte, seit zwei und dreißig Jahren an der Spitze der Regierung seines Vaterlandes, den auf freiem Platze zur Berathung versammelten Pisanern mit der größten Beredsamkeit ans Herz: „daß der letzte Freistaat, bis jetzt noch das einzige Bollwerk der Freiheit im südlichen Italien, seinem Sturze nahe sey, den Titel König, welchen Roger bereits führe, werde er bald zur Unterwerfung von ganz Italien benützen; das Interesse der Religion und der Kirche treffe hier mit jenem der Freiheit und der allgemeinen Sicherheit zusammen.“

Durch den lange dauernden Krieg mit Genua geschwächt, und erst kurz zuvor bei Fratta geschlagen, wollten die Pisaner nicht allein die Bürde eines neuen Krieges auf ihre Schultern

laden, der überdieß nicht durch ihr unmittelbares Interesse geboten war. Geneigt, das Aeußerste zu versuchen, begab sich Robert sodann nach Deutschland, den Kaiser um Hülfe bittend im Namen des Papstes Innocenz, des Freistaates Neapel, und der unter das Joch ihres Königs gebeugten normännischen Barone, während Sergio im Jahre 1136 seinen Mitbürgern in Neapel die Botschaft brachte, daß nur ihre eigene Tapferkeit ihnen die Befreiung verschaffen könne.

Mit einem über alle Erwartung günstigen Erfolge wurde Roberts Bemühen gekrönt, den Kaiser Lothar auf seine Seite zu bringen. Der Partei Innocenz II. hätte sich der berühmte Abt von Clairvaux beigesellt, der heilige Bernhard, der nur mit Mißfallen den Anaclet ungefährdet auf dem päpstlichen Stuhl sitzen sah, und weil Roger der einzige Monarch unter Allen war, der als Kämpfer für die Kirchenspaltung in die Schranken trat, so forderte Bernhard in einem Schreiben voll der ihm eigenthümlichen, heftigen Glut, den Kaiser Lothar zur Züchtigung des verwegenen Sicilianers auf, der einen kirchenspaltigen Papst zu beschützen gewagt habe. Die nachdrücklichen Ermahnungen des Heiligen bewogen den Kaiser, noch vor des Winters Ende mit einem Heere nach Italien zu ziehen. Sein Marsch wurde jedoch durch den Aufenthalt in jeder Provinz, zur Abstellung der Verwaltungs-Gebrechen, und zur Befestigung der Rechte des Reiches, sehr verzögert; Robert eilte ihm also voraus, wiederholte seine Schritte bei den Pisanern, mit deren Beistande er fünf Schiffe ausrüstete, mit Lebensmitteln befrachtete, und in den Hafen von Neapel, mitten durch die ihn blockirende sicilianische Flotte, im Triumphe führte. Hunger wüthete bereits in der Stadt Neapel; doch die Kunde anrückenden Beistandes, und die angekommenen Vorräthe, verliehen dem erschütterten Selbstvertrauen der Einwohner einen neuen Schwung.

Kaum hatte der nie rastende Robert seine Schiffe im Hafen gesichert, als er wieder zu Kaiser Lothar zurückeilte, um ihn zur Beschleunigung seines Marsches zu bewegen. In einem

Lager bei Cremona traf er den Monarchen in der Mitte seiner Feldherren, mit der Musterung des Heeres beschäftiget, stürzte zu seinen Füßen, streute Staub auf sein Haupt, flehte inständig um Unterstützung im Besitze seines Erbes und um schnellen Beistand für seine Bundesgenossen, die sein ferneres Säumen dem Hungertode überliefern würde. Zu Neapel hatte die Noth in der That den äußersten Grad erreicht; Weiber, Kinder und Greise sanken auf offener Straße vor Elend zu Boden und verschmachteten. „Allein," äußert ein schreibender Zeit- und Leidensgenoß, „allein Sergio, der Befehlshaber der Soldaten und der ihm treuen Einwohner, dieser Wächter der Freiheit und standhaften Bewahrer altväterlicher Denkweise, wollten lieber Opfer des Hungers werden, als unter dem schweren Drucke der Könige leiden."

Rechtzeitig rückte der Kaiser heran, um das ungeduldig werdende Volk zu beruhigen, und dessen gesunkenen Muth neu zu beleben. Roberts Sendungsgefährten kamen wieder nach Neapel, und bezeugten eidlich in Gegenwart des Befehlshabers der Truppen vor dem versammelten Volke, den Kaiser mit seinem Heere zu Spoletto mit eigenen Augen gesehen zu haben. Lothars Gesandte brachten einige Tage später die Botschaft von seiner Ankunft an den Gestaden des Pescara, und in kurzer Zeit folgte ihnen, von einer Sendung an den Kaiser zurückkehrend, der Erzbischof mit mehreren der angesehensten Bürger, welche zu allgemeiner Freude den Erretter als schon ganz nahe verkündeten. Die Neapolitaner rafften demnach den Rest ihrer Kräfte zusammen, um die Qualen der Hungersnoth noch einige Tage tragen zu können, und ließen sich auf keine Unterhandlung mit dem Feinde ein, ungeachtet die Zahl der streitbaren Männer bereits bis auf dreihundert geschmolzen war.

1137.

Endlich schlug die Stunde der Belohnung des standhaften Heldengeistes; am Ostertage setzte der Kaiser über den Fluß Pescara, nachdem er seinem Schwiegersohne, Heinrich von

Bayern, den Oberbefehl über dreitausend Mann Geleitstruppen des Papstes Innocenz II., zur Wiedereroberung des Herzogthums von Rom und von Campania, übergeben hatte. Die Stadt Termole und der ganze Adel von Abruzzo unterwarfen sich schnell; er überzog Apulien, nahm Siponto und den Engelsberg, und so gewaltig ging Schrecken vor ihm her unter Rogers Unterthanen, daß auf seinem Wege nach Bari alle Städte ihm, auf jegliche Gegenwehre verzichtend, die Thore öffneten. Dagegen zog der Papst über San Germano nach Capua, wo er den Fürsten Robert wieder an die Spitze stellte. Die verzagten Normänner flüchteten sich auf allen Seiten vor dem deutschen Heere, und Roger büßte in einem einzigen Feldzuge alle Provinzen disseits des Pharus ein.

Im Aufgebote aller Kräfte zur Befreiung Neapels übertrafen die Pisaner noch ihre mächtigen Bundesgenossen. Mit einer Flotte von hundert Segeln schifften sie jubelnd in den Hafen. Um die Schmach einer Niederlage in früherer Zeit zu rächen, griffen sie Amalfi an, das durch schnelle Uebergabe das Loos der Festungen Scala und Scalella abwendete, deren Abwehre durch Erstürmung und Plünderung bestraft wurde. Der Untergang des Freistaates Amalfi wurde durch diesen zweiten Schlag entschieden. Die Stadt allein hatte dazumal fünfzig tausend Einwohner; nach dem Berichte Brückmann's, der im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts dahin kam, zählte sie kaum noch tausend; heut zu Tage mögen ihrer sechs bis acht tausend seyn. In allen Häfen von Sicilien, Egypten, Syrien und Griechenland besaß sie Lagerhäuser, die nach und nach verschwanden, namentlich durch die Aufhebung der republikanischen Formen ihrer innern Verfassung von Seite der Könige von Neapel gegen das Jahr 1350.

Doch auf die Ruinen der untergegangenen Größe von Amalfi leuchten noch zwei ihrer Bürger durch die Größe ihrer Thaten zurück: Flavius Gioia, der Erfinder oder Verbesserer des Compasses im Jahre 1320, und Masaniello, der Häuptling einer Empörung zu Neapel im Jahre 1647. Aus gemei-

nem Stande schwang sich dieser Fischhändler auf die Spitze eines gewaltigen Staates empor, — geistig größer noch, als die ihm vom Zufalle verliehene Rangstufe, würdig, ein Vater des Volkes zu heißen, dessen Leidenschaften er zu zügeln verstand. Die Freude der Republik Neapel über den gegen den König von Sicilien erfochtenen Sieg, sollte von kurzer Dauer seyn; Salerns Einnahme warf den Apfel der Zwietracht unter die Bundesgenossen. Die Unterzeichnung der Uebergabe dieser Stadt von Seite des Kaisers, ohne die Pisaner auch nur zu befragen, erzürnte diese um so mehr, da das Verdienst dieses Erfolges ihre Flotte mit seinem Heere theilte. Ferner sprach Innocenz, ohne eigentlich nachweisen zu können, warum, Salern als ein Eigenthum des päpstlichen Stuhles an. Der Rückzug der Verbündeten war die Folge dieses zweifachen Zerwürfnisses; die Pisaner zogen mit ihrer Flotte nach Toskana, der Kaiser nach Deutschland, der Papst nach Rom, Roger aber nur noch seinen alten, an Niederlagen schon gewöhnten Feinden gegenüber, wieder in sein italienisches Königreich. Mit offenen Armen empfing ihn Salern; Nocera bezwang er, verbrannte Capua, und eroberte beinahe mit derselben Schnelligkeit seine Provinzen wieder, womit er sie im jüngsten Feldzuge verloren hatte.

Vom Kaiser aufgegeben, bemühte sich nun Innocenz II. den Krieg und die Kirchenspaltung durch Unterhandlung auszugleichen. Jeder von den Päpsten wählte drei Cardinäle aus seiner Partei, deren Aufgabe es war, vor Roger zu beweisen, daß ihr Oberhaupt im rechtsgültigen Besitze seiner Würde sey. Diese Beweisführung, wie es denn gewöhnlich der Fall ist, bewirkte gerade eine Befestigung der Parteien in ihren Ansichten und kaum war sie geschlossen, als auch schon jeder von den Päpsten gegen den hartnäckigen, durch sonnenhelle Wahrheit nicht zu bekehrenden Nebenbuhler, den Bannstrahl schleuderte.

Bald darauf starb Anaclet, wodurch der Friede der Kirche nur gewinnen konnte; unter dem Namen Viktor III. wählten zwar seine Anhänger ihm einen Nachfolger; doch Innocenz

bewog ihn durch eine bedeutende Summe Geldes abzudanken, und glich auf solche Weise die Spaltung aus.

1138.

In einer Kirchenversammlung zu Rom, im Jahr darauf, wiederholte Innocenz den gegen Roger und dessen Anhang ausgesprochenen Bannfluch, dem er durch Berennung des Schlosses Galluzzo, an der Spitze eines kleinen Heeres, mehr Nachdruck zu geben suchte. Er selbst wollte, obgleich völlig unwissend in allen Theilen der Kriegsführung, und zur allgemeinen Entrüstung, die dazu nöthigen Anstalten leiten; da überfielen ihn die Krieger des Roger und seines Sohnes, schlossen ihn ein, verjagten seine Soldaten, und brachten ihn selbst als Gefangenen in das Lager des Königs von Sicilien.

Die Niederlage des nun gefangenen Innocenz entschied das Geschick von Neapel; ohne Bedenken brachte er jene, die ihn früherhin beschützt hatten, seinem Erbfeinde zum Opfer, die Belehnung über Capua, das er seinem unglücklichen Freunde, dem Fürsten Robert, mit Beobachtung aller Formen des Rechtes raubte, dem Könige Roger überlassend, sammt der Ehre Neapels und dessen Zuständigen, nämlich mit der Obergewalt über diesen Freistaat, der niemals den Päpsten unterwürfig gewesen war. Als ihr Herzog Sergio in einem der jüngsten Treffen gefallen war, erkannten die Neapolitaner ihre hülflose Lage, die ihnen keine Wahl mehr ließ. Endlich mußten auch sie, die letzten, in die unabwendbare Nothwendigkeit sich fügen; Sendlinge eilten nach Benevent, und trugen dem Könige Roger die Herzogskrone an; Neapel wurde eine Provinz seiner Monarchie.

Nicht, wie bisher die eroberten Länder, mit unbeugsamer Härte behandelnd, sondern weit großmüthiger benahm sich der König gegen die Neapolitaner. Alle ihre, mit dem Königthume nur immer verträglichen Privilegien, so wie ihre städtische Gemeindeordnung, die fast noch hundert Jahre lang unverändert fortdauerte, erhielten seine Genehmigung. Doch, als Neapel fiel,

floh die Freiheit aus dem südlichen Italien, und Neapel beschäftiget färder unsere Feder nicht mehr, nach dem Verluste des Einzigen was kleine Völker groß zu machen vermag. Nach und nach versiegten Wohlstand und Verkehr dieser Stadt, obgleich die Zahl ihrer Einwohner stieg, als sie zur Hauptstadt des Königreiches erhoben wurde.

Mit gar vielen schmerzlichen Thränen beweinten die Neapolitaner den Untergang ihrer Freiheit, als Roger die königlichen Gesetze gab, einen Soldatenadel einführte und eine verfälschte Münze schlug, durch deren Umlauf jener König beider Sicilien Verkehr und Feldwirthschaft zu Grunde richtete.

5.

Venedigs Entstehen. Seine Umwälzungen vor dem zwölften Jahrhunderte. — Pisa und Genua, neue Seefreistaaten, Nebenbuhlerinnen Venedigs, und ihre ersten Erfolge.

Venedig ist der berühmteste Freistaat, unter allen, welche Italien schmückten; schier der Einzige, dessen Geschichte auch über den heimathlichen Boden hinaus erklungen ist, nicht minder überdauerte er die andern. Er entstand siebenhundert Jahre vor der Befreiung der lombardischen Städte, und sein Untergang zuletzt ist ein Ereigniß unserer Tage im dritten Jahrhunderte, nachdem des Mittelalters ansehnlichster Freistaat, Florenz, unter das Joch gebeugt war.

Noch vor wenigen Jahren war die Republik Venedig Europa's ältester Staat; die eigene Freiheit und Selbstständigkeit fortwährend schirmend, ließ sie inmitten welterschütternder Revolutionen, diese wie Bilder vor ihren Augen vorüberziehen, Zeugin des langen krampfhaften Siechthums und des Hinscheidens des römischen Reiches im Abendlande, des Ursprunges des römischen Reiches zur Zeit der Eroberung Galliens durch Clovis, des Baues und Sturzes der Ostgothen in Italien, und ihrer Nachfolger, der Lombarden, dann der West-

gothen in Spanien, und ihrer Verdränger, der Sarazenen; Zeugin, wie das Reich der Califen sich erhob, zur Zeit seiner Macht Ketten schmiedete für die ganze Erde, und endlich zusammenbrach und verging. In langem Bündnisse mit den Kaisern von Byzanz, benahm sie sich gegen diese bald hülfreich, bald feindlich, eroberte Siegeszeichen in der Hauptstadt derselben, vertheilte ihre Provinzen, und vermehrte ihre Titel mit dem hochklingenden Namen der Beherrscherin vom vierten Theile des römischen Reiches. Aber auch dieses stürzte vor ihren Augen zusammen, und auf seinen Trümmern lagerten sich Muhammeds Barbaren. Die fränkische Monarchie sah sie zu Grunde gehen, und mit stolzem Blicke Königreiche und Völker an ihrer eigenen unerschütterlichen Größe wie Schatten vorübergleiten. Zuletzt schlug auch ihre Stunde, und verschwunden ist das, beide Endpunkte der Gegenwart und Vergangenheit, und die zwei Zeitabschnitte der Weltkultur in sich vereinende Volk.

Die Venetianer verdankten der Beschaffenheit ihres Landes ihr langes Daseyn. Der obere Theil des adriatischen Meerbusens bildet das Becken zur Aufnahme der Gewässer, welche der südlichen Alpenabdachung entquellen, vom Po an, der auf der Rückenwand der Berge in der Provence hervorbricht, bis zum Lisonzo, den die Gebirge Kärnthens senden. Ein Zwischenraum von dreißig Stunden trennt die Mündung des südlichsten dieser Flüsse von der Mündung des nördlichsten, belebt von der Etsch, der Brenta, der Piave, der Livenza, dem Tagliamento und zahllosen kleinern Flüssen, die dem Meere zuströmen. Wenn die Regenzeit beginnt, führt jeder von diesen Flüssen außerordentlich viel Sand und Schlamm in den nächsten Theil des Meerbusens, der nach solcher Anschwemmung aufhört, Meer zu seyn, und doch kein Land noch bildet, und den Namen Lagune trägt, worunter eine Ausdehnung von zwanzig bis dreißig Meilen, vom Ufer her seewärts, verstanden wird.

Die Lagune, eine unermeßliche Strecke voller Untiefen und Schlamm, spärlich von seichten Wasser überronnen, auf wel-

chem nur leichte Kähne fortkommen, ist von Kanälen durchkreuzt, deren Bette zuerst vielleicht ins Meer einmündende Ströme aufgewühlt, und in späterer Zeit Menschenhände zur Erleichterung der Verkehrsmittel in geordnetem Stande erhalten haben. Die größten Schiffe können jetzt in diesen Kanälen sicher vor Anker liegen; die Brandung des Meeres gegen die Muracci und die Felsen an die Lagunen hin, hat auf der andern Seite dieser Scheidewände zum Gegenstücke eine lautlose Stille; die Wellen bergen hier keine tückischen Abgründe, darum kann auch der Sturm sie nicht aufpeitschen. Vieljähriger Erfahrung jedoch bedarf ein Lootse, um dem Labyrinthe sich glücklich zu entwinden, welches von den schmalen, netzförmig verzweigten Kanälen gebildet wird. Viele hundert Inselchen ragen aus diesen Untiefen hervor, beginnend im Süden von Chiozzo, bei den Mündungen des Po und der Etsch, ungestört sich an einander reihend bis nach Grado, über die Mündungen des Lisonzo hin. Einzelne sind bloß von engen Kanälen durchschnitten, wie der Grund, auf den Venedig ruht, andere beherrschen streckenweise die Lagune gleich Bollwerken zur Abwehre des Feindes vom festen Lande.

Zwar belohnen diese Inseln im Allgemeinen durch keine Früchte die Mühe des Bebauers; doch ist ihre Lage sehr günstig für den Fischfang, für Salzgewinnung, das einige dieser Untiefen, welche Estuari heißen, beinahe müßigen Händen liefern, der Schifffahrt und dem Handel, und ihre Bewohner können so ganz sicher und bequem auf einfachen Fahrzeugen, mit allen Städten der Lombardei, mit allen Häfen von Istrien, Dalmatien und Romagna verkehren, daß sie wohl von jeher von betriebsamen Menschen bewohnt wurden, die auf ihnen eben so viel Sicherheit als Gemächlichkeit finden. Fest genug gegen jeglichen Angriff zu Wasser oder zu Lande, bieten diese Inseln ihren Bewohnern Sicherheit gegen die Raubzüge der Seeräuber, wie gegen eroberungssüchtige Landheere, und nur Verrath in ihrer eigenen Mitte könnte sie in die Gewalt der Feinde bringen.

In seinen Abhandlungen über die Venetianer hat der gelehrte Graf Figliasi den Beweis geliefert, daß schon vor unfürdenklichen Zeiten die Bewohner des Landes, welches späterhin den Namen „Venetianische Staaten der Veste“ erhielt, gleichsfalls im Besitze der an diesen Küsten befindlichen Inseln waren, wie die Ausscheidung in Venetia prima et secunda andeutet; jener Name nannte die Veste, dieser die Inseln und Lagunen. Die Bewohner des ersten Venetiens, auf einem reichen gesegneten Boden, widmeten sich bereits zu den Zeiten der Pelasger und Etrusker dem Feldbaue, die Bewohner des zweiten, inmitten der Kanäle lebend, nicht weit von den Mündungen der Ströme, auf der einen Seite Nachbaren der griechischen Inseln, auf der andern der üppigen Gefilde Italiens, — der Schifffahrt und dem Handel. Kurz vor dem Beginne des zweiten punischen Krieges, erkannten beide die Oberherrschaft der Römer an; aber dem Reiche als eigentliche römische Provinz einverleibt, wurden sie erst nach dem Siege des Marius über die Cimbern.

Für das erste Venetien widrige Ereignisse füllten wohl manches Blatt der Geschichte unter der Kaiserregierung. Der Reichthum, die Fruchtbarkeit und die Menschenmenge dieser Provinz, lockten Ehrsüchtige zu einem köstlichen Fange, den sie während der Bürgerkriege oft unter sich vertheilten. Zugleich galt diese Provinz für den Schlüssel von Italien jener Seite zu, wo das Hereinbrechen der germanischen, scythischen und slavonischen Völker in das Reich zu erwarten stand. Immer überströmten die Barbaren zunächst Venetien, mit rasender Wuth es verwüstend, so oft bei dem Sinken des Reiches die Abwehre der Donau überwältiget wurde. Dagegen verkehrte in unbelauschter Verborgenheit die Seeprovinz, mit dem Fischfange, der Salzbereitung, dem Handel, sohin mit solchen Geschäften in Verbindung, welche die Römer keiner geschichtlichen Erwähnung würdigten. Weder Raub, Mord, noch Verheerung fesselten ihre Aufmerksamkeit. Sie befanden sich wohl auch besser in ihrer Verborgenheit, als Padua und Verona in

ihrer traurigen Pracht. Ungeachtet so mancher Entbehrungen und Leiden jener Insulaner, sahen doch die Bewohner der genannten, einst reichen, aber kraftlosen, in Schwelgerei aufgelöseten Städte, der Beute des nächsten besten Feindes, sehr wohl ein, wie unglücklich sie bei einem Vergleiche sich fühlen müßten. Mit einer, alle unsere Vorstellungen übersteigenden, blutgierigen Rohheit, hauseten die Nomadenvölker, das Reich überziehend. Nicht zufrieden, den armen Bewohnern dieser Gebiete alles Bewegliche zu rauben, gaben sie sich noch überdieß alle Mühe, den Boden ihrer Streifzüge den Wüsten ihrer Heimath gleich zu machen. Städte und Dörfer gingen in Flammen auf, und das Hinschlachten von Männern, Weibern und Kindern bewirkte die Vernichtung ganzer Geschlechter.

Ein solcher Würgengel war Attila in Aquileja, Concordia, Oderso, Altino, und Padua. Doch der Ruf seiner Greuelthaten flog ihm voraus, und alle Bewohner des ersten Venetiens, denen es ihre Verhältnisse erlaubten, suchten in dem zweiten eine Freistätte. Diesen Inseln zu flohen Männer, Weiber, Kinder und Greise. Der Burgort Rialto, mitten unter den Inseln, auf welchen heute Venedig ruht, gab den Flüchtlingen Schutz. Auf gleiche Art überfüllten sie auch noch alle andern, und in eilig gebretterten Hütten sahen sie dem Auswühlen des furchtbaren Sturmes entgegen.

Alle, welche nicht für hinreichende Vorräthe zu einem andauernden Verweilen in ihrer Freistätte gesorgt hatten, eilten wieder in ihre Behausungen auf dem festen Lande, nach dem Rückzuge Attila's nach Panonien. Namentlich die Landleute drängten ihre unbebauten Felder, die Sehnsucht nach dem heimathlichen Boden und die Sorge für ihre Familien wieder zu ihren Geschäften; doch die angesehenen Gutsbesitzer, die römischen Edlen, alle, die im Stande waren, auch auf den Inseln ihre Wünsche zu befriedigen, und das Leben ohne Gefahr zu genießen, zogen ihren neuen Aufenthalt der Rückkehr zu den glimmenden Brandstätten vor, gegen welche neue Horden von Barbaren anrückten.

Die Einkünfte ihrer Güter wurden zwar durch ihre Abwesenheit geringer, doch sie glichen den Verlust durch Handel und Schifffahrt wieder aus, nach dem Beispiele der Insulaner. Auf diese Weise trieb der Adel in unserer Zeit Gewerbe, die ihm früher mit seiner Ehre unvereinbar schienen. Durch die Mißgeschicke der Provinzen bekam der Handel einen größern Schwung und brachte mehr Gewinn. Alle ihre Kräfte mußten die Veneten aufbieten zur Lieferung der nöthigen Materialien, um die durch Feuer verheerten Städte wieder aus ihrer Asche zu erheben, und der genügenden Lebensmittel bis zur nächsten Ernte. Der Handelsbetrieb konnte eine bedeutende Zahl Matrosen und Handwerker beschäftigen, und durch die Zusicherung einer namhaften Vergütung und durch die Aussicht auf ein unbedrohteres Leben, als irgendwo sonst, wurden die Besten unter den armen und arbeitsamen Flüchtlingen zum ständigen Aufenthalte auf diesen Inseln bewogen.

Mitten in der Lagune entstand so durch nothgedrungene Verbindung der ersten Veneten mit den zweiten, ein neues Volk, gebildet aus Edlen, thätigen Handwerkern und Seeleuten, nicht von der Scholle genährt, sondern von den Erträgnissen einer fortwährend steigenden Gewerbsthätigkeit, und dieses Volk ist das Venetianische.

Ursprünglich mögen die Gemeindeordnung der kleinen Stadt Rialto, ihre Consuln oder Tribunen, von Padua gekommen seyn. Doch Padua war eine Brandstätte; seine Edlen und vermöglichsten Einwohner, bereits im zweiten Venetien eingebürgert, drängte keine Gewalt und lockte kein Vortheil, eine fernere Abhängigkeit zu dulden. Zwar gehörte der neue Freistaat zum römischen Reiche, doch dieß war selbst nur noch ein Schattenreich, und das Echo seines Namens. Die Barbaren handthierten darin nach Belieben, obgleich sie noch gerne mit den Titeln der Verwaltungsbeamten prangten. Die Bewahrung der Selbstständigkeit war ein leichtes Werk für die angrenzenden Provinzen und fremden Völker; ihr Recht dazu lag bloß in der Kraft des Widerstandes gegen die Angriffe der

Barbaren. Wiewohl aus römischen Blute gezeugt, und darum immer noch mit Liebe und Ehrfurcht dem alten Namen Roms zugethan, waren doch die Bewohner der Provinzen froh, sich zu befreien von dem drückenden Joche einer tyrannischen Regierung, von unerschwinglichen Abgaben, welche doch in das Bodenlose der erschöpften Staatskasse sanken, von den verhaßten Soldatenaushebungen, die dem entarteten Heere doch keine Kraft mehr verliehen. Zur Zeit der Verwüstung Italiens durch Attila hatten sohin die Venetianer den Grundstein ihres Staates und ihrer Freiheit zugleich gelegt, die sie bei den Raubzügen der Vandalen, Heruler und Ostgothen nur noch mehr lieb gewannen.

Bis gegen das Ende des römischen Reiches dauerten, wie schon erwähnt, die demokratischen Formen der städtischen Gemeindeordnungen. Die allgemeinen Angelegenheiten einer jeden Stadt wurden von Volksversammlungen berathen, und Lokalverordnungen von ihnen sanktionirt, auch die jährlichen Gemeindebeamten mit richterlicher Gewalt von ihnen aufgestellt, die zu Rialto, wie man vermuthet, bereits geraume Zeit vor dem Einfalle Attila's, Tribunen hießen. Das bedeutende Anwachsen der Bevölkerung durch den Zuzug von mehren tausend Flüchtlingen, wurde die Aufstellung eines eigenen, von seinen Mitbürgern gewählten Tribuns, auf jeder der vorzüglichsten Inseln nothwendig. Zeitweise kamen diese Tribunen, um sich über die Angelegenheiten des Meer-Venetiens zu besprechen, zusammen, die wichtigste Aufgabe, die sie zu lösen hatten, war jedoch stets das Richteramt, und die Leitung der Verhältnisse des Volkes in Gemäßheit hiezu in den Hauptversammlungen jeder Insel erhaltener Anordnungen. Ohne förmliche Gesetze zu bedürfen, ohne gewaltsame Umwälzung, selbst fast ohne Berathung dazu, ging die neue Republik unter einer freien Verfassung ihren Gang.

Nur ein Schein-Reich war noch geblieben, als Augustulus den Thron bestieg, ein Werk des Patriziers Orest; dieses sank jetzt durch Odoacer als ein eitel kostbar prahlerisches Ding,

und diese Umgestaltung gewiß die Bande, durch welche, während des Reiches Dauer, Venedig noch mit Rom zusammenhing. Bei der Gründung des Reiches der Ostgothen, gelang es dem edelmüthigen und klugen Barbaren Theodorich, seiner Herrschaft die Neigung der Römer zuzuwenden; Friede herrschte zwischen ihm und den Venetianern, und aus ihren ihm geleisteten Diensten ließe sich wohl selbst auf die Bewahrung ihrer Unabhängigkeit von ihm schließen. Der von Cassiodor, dem Schreiber Theodorichs, im Namen des Königs von Italien an die Venetianer geschriebene Brief ist in unserer Zeit die älteste Reliquie dieses Freistaates. Um sich geistvoll zu zeigen, weicht der Redner von der eigentlichen Aufgabe seines Briefes ab, und malt den Venetianern die wundersamen Umrisse ihres Gebietes, ihrer Industrie, ihrer Thätigkeit und Tugenden, mit lebhaften Farben.

Nach dieser Schilderung von dem Entstehen des Venetianischen Freistaates, wollen wir die interessantesten Ereignisse aus seiner Geschichte der ersten Hälfte des Mittelalters erzählen, die zeitweise Einfluß übten, auf die Fortbildung des Volksgeistes und die Staatsverfassung, so wie die Rückwirkung dieser neuen Nation auf die übrigen italienischen Staaten begünstigte. Außer unserm Plane liegt eine zusammenhängende und erschöpfende Geschichte der Zeiten vor dem zwölften Jahrhunderte; auch machen es uns die aus ihm vorangegangenen Zeiten uns erübrigten inhaltleeren, widersprechenden und unaufgehellten Nachrichten, fast zur gebieterischen Pflicht, rasch über Jahrhunderte hinwegzuschreiten, die uns so ungenügende Kunde davon geben.

518 — 527.

Auf dem von den übrigen Barbarenhorden vorgezeichneten Wege, brachen unter der Regierung des Kaisers Justin, des Aeltern im Morgenlande, die Slaven in das Reich ein, und machten durch Gewalt aus Dalmatien eine Niederlassung. Durch viele Verwüstungen erschöpft, konnte dieß Land ihre Raubsucht nicht mehr befriedigen; der Neigung der alten Illy-

rier zur Seeräuberei zugethan, auf deren Boden sie hauseten, benützten sie zu diesem Gewerbe die zahlreichen Seehäfen der neuen Eroberung. Vorzugsweise hatten sie es auf die Venetianer abgesehen, die auf schmächtigen Kähnen das Meer durchruderten; aber diese rührigen, mit den Gefahren zur See vertrauten Männer, leisteten ihnen tapfern Widerstand. Sie, welche einst den nordischen Eroberern mit schaafmüthiger Hast den Rücken zeigten, bemannten nun ihre Fahrzeuge, um ferne vom häuslichen Heerde den nämlichen Feind aufzustöbern, zu besiegen, und die Freiheit der Meere sicher zu stellen. Somit wurde der Grundstein zu ihrer Größe gelegt durch die Eifersucht der beiden Seestaaten und ihre häufigen Fehden, die nur mit der völligen Bezwingung Dalmatiens aufhörten, wodurch die Venetianer alle ihre Kräfte entwickeln, und Muth mit Betriebsamkeit vereinen mußten. Vor der Regierung Justins nahm dieser erste Krieg seinen Anfang, und zeuget von dem hohen Alter ihrer Selbstständigkeit.

568.

Die venetianischen Inseln zogen aus dem, vierzig Jahre später erfolgten Einfalle der Lombarden in Italien, einen zweifachen Vortheil; er füllte sie nicht nur neuerdings mit nothgedrungenen Flüchtlingen vom festen Lande, sondern veranlaßte auch das Entstehen einer unabhängigen Geistlichkeit auf jenen Inseln. Der Patriarch von Aquileja wählte Grado zum Aufenthalte, wo er seine neue Hauptkirche einführte; der Bischof von Oderso die Stadt Heraclea, von seinen Mitbürgern erbaut; der Bischof von Altino öffnete seine Kirche zu Torcello, jener von Concardia zu Caorlo, und jener von Padua zu Malomocco. Arianische Geistliche wurden von den Lombarden in allen ihren Städten auf dem festen Lande aufgestellt, und als zwischen den Patriarchen von Aquileja und Grado die Spaltung der Kirche beider Communionen einen heftigen Krieg veranlaßte, fühlten die Bischöfe keine Neigung mehr, ihre sichere Freistätte auf den Inseln zu vertauschen.

Zwar waren die venetianischen Städte und Inseln eine Art von Bundesstaat, allein nicht klar genug ausgeschieden die Macht der Gemeindeverwaltungen und jene des Volkes, die Rechte des Bundes und der verbündeten Völkerschaften, um eine Verfassung zu begründen von hinreichender Kraft, die Ruhe im Innern und die Sicherheit gegen Angriffe von Außen zu verbürgen. Ehrgeiz erfüllte die Tribunen, Zerwürfniß und nachbarlicher Neid die Städte, während diese Wirren innerer Spannungen landwärts die Lombarden, und meerwärts die Slaven zu ihrem Vortheile ausbeuteten. Man hätte glauben sollen, die Republik sey rettungslos verloren; doch unerschöpflich ist die Kraft eines freien Volkes, das oft, von der Flamme gewaltsamer Umwälzung durchglüht, wie neugeboren sich wieder emporschwingt.

Im Jahre 697 wurden die Stände des Staates zu einer allgemeinen Versammlung nach Heraclea geladen, wobei der Adel, die Geistlichkeit und das Volk erschienen. Genehmigend den Vortrag des Patriarchen von Grado, beschloß hier die Nation ein einziges Oberhaupt anzuerkennen, das unter dem Namen Herzog oder Doge, ermächtiget seyn solle, die vereinten Kräfte gegen feindliche Angriffe, so wie gegen Frevler wider die Ruhe im Innern zu verwenden, und, höher gestellt als die Tribunen der verbündeten Inseln, ihren Zwisten und willkührlichen Verfügungen mit Nachdruck einen Damm zu setzen. Doch von jenem unwissenden Zeitalter durfte man keine kunstvoll gegliederte Verfassung hoffen; auf ihre Freiheit eifersüchtig, hielten die Venetianer ihre Volksversammlungen fort, gegen die niemals Einsprache geschah; aber auch auf Macht waren sie stolz, und umgaben daher das Oberhaupt ihres Staates mit allen Befugnissen eines Gebieters. Er konnte alle Bedienstungen verleihen, die Anträge der von ihm selbst gewählten Räthe gutheißen oder verwerfen, Frieden schließen oder Krieg erklären, so, daß er zuletzt alle Schranken seiner Gewalt aus den Augen verlor. Der Erste, den die Nation durch die Uebertra-

gung dieser hohen Würde auszeichnete, war Paul Luc Anastestus von Heraclea.

Einige Zeit lang waren die Venetianer zufrieden mit ihrer neuen Art regiert zu werden. Anastest machte allen Ruhestörungen im Innern ein Ende, zwang die Slavonier zum Rückzuge, und die Lombarden zur Anerkennung der Unabhängigkeit der Republik und der Grenzen ihres Gebietes. In gleichem Geiste regierte sein Nachfolger; allein schon der dritte Doge, der Ränke überdrüssig, womit man häufig seine Absichten zu vereiteln suchte, wollte den Staat unbeschränkt beherrschen, und gerieth dadurch in heillosen Zwist mit dem Volke. Die entfesselte Raserei der Empörungen wehrte rechtlose Uebergriffe ab, welche dieser Doge und einige seiner Nachfolger mit dem Tode büßten. Das Reich der Lombarden in Italien nahm ein Ende während dieser innern Zerwürfnisse, und die Dynastie der Karolinger trat an ihre Stelle.

Kaum einen geringern Haß als früher gegen die Hunnen, Ostgothen und Lombarden, trugen die Venetianer gegen die Franken in ihren Herzen. In zerstörenden Raubzügen durch die Provinzen des Reiches, hatten alle jene nördlichen Völker einen gemeinsamen Wetteifer gezeigt. Die Venetianer waren stolz auf ihre reine Abstammung von den Römern, und erklärten ihre Republik für die älteste Tochter der einzig rechtmäßigen Tochter des römischen Freistaates. Unter den Völkern von gleichem Ursprunge, die aber ihre Nacken unter das Joch beugten, allein die Selbstständigkeit behauptend, nannten sie Italiens fremde Unterdrücker — Barbaren. Den Griechen nur, ob gleicher Sittigkeit und weil sie dem römischen Namen mit Liebe und Ehrerbietung zugethan waren, schenkten sie ihre Freundschaft, besorgt um ihr Wohlergehen, zu hülfreichem Beistande stets bereit, und auf denselben im eigenen Mißgeschicke vertrauend; sie erkannten gleichsam nur Wechselbeziehungen von Zuneigung und Pflicht, und wollten zwar nicht für Unterthanen des griechischen Reiches, aber doch für treue Anhänger desselben gelten.

Pipin, Sohn Karls des Großen und König von Italien, suchte Ausdehnung seines neuen Reiches auf Kosten des Nicephorus, Kaisers des Orients, dem er Dalmatien und Istrien nehmen wollte, und hatte den regierenden Doge Obelerio durch wiederholt erwiesene Gefälligkeiten des französischen Hofes für sich gewonnen. Vergebens aber war Obelerio's Bemühen, die Venetianer zu einem mit ihren Gesinnungen unvereinbaren Kampfe zu bestimmen; ja er konnte es nicht einmal hintertreiben, daß die Stände zu Malamocco sich versammelten, dem Pipin gegenüber auf die Verpflichtungen der Nation gegen die Griechen sich beriefen, und seine Zumuthungen abwiesen. Zornentbrannt bekriegte Pipin die Venetianer, und gab zwei Städte den Flammen preis, Heraclea, eine Zeitlang die Hauptstadt der Republik, und Equilo. Der vierte Doge, Theodat, wählte Malamocco zum Sitze der Regierung. Nicht lange darnach, neuerdings aufgebracht, rüstete Pipin zu Ravenna eine namhafte, mit Landungstruppen bemannte Flotte aus, nahm Chiozza und Palesteina weg, und landete sodann auf der nur durch einen schmalen Canal von Malamocco getrennten Insel Albiola.

Einer der reichsten Einwohner, Angelo Patricipazio, beredete in dieser verhängnißvollen Lage seine Mitbürger aus den Mauern ihrer Hauptstadt mit allem beweglichen werthvollen Eigenthume sich nach Rialto zu flüchten, da die Lage dieser Insel mitten in der Lagune weit mehr Sicherheit biete. Die Schiffe Pipins verfolgten sie; doch die leichten Fahrzeuge der Venetianer flohen mit überlegener Eile vor ihnen her, jene in Untiefen verlockend, und als die Zeit der Ebbe sie unbeweglich fest bannte, benützten sie den Vortheil des Angriffes, zerstörten viele derselben durch Feuer, und erbeuteten viele. Aus Zorn und Scham überlieferte Pipin die eroberten venetianischen Städte den Flammen, die seinem Rückzuge nach Ravenna leuchteten. Bald darauf kam es zum Friedensschlusse zwischen beiden Reichen, der sich auch auf die Venetianer als Getreue des morgenländischen Reiches erstreckte.

Rialto blieb von da an die Hauptstadt des neuen Staa-

tes; diese erste Insel wurde mit den übrigen sechzig kleinen Inseln, welche noch in unserer Zeit Venedig tragen, durch Brücken in Zusammenhang gebracht. Auf der Stätte, wohin er damals gebaut wurde, befindet sich noch jetzt der herzogliche Palast, und den Namen der ganzen Republik: „Venedig," erhielt auch die Hauptstadt. Nach Verlauf von zwanzig Jahren kam der Leichnam des heiligen Markus aus Alexandrien an. Handelsleute raubten diese Relique der egyptischen Kirche und sollen, wie es heißt, auf eine listige Weise den Leichnam des heiligen Claudius, der in geringerm Ansehen bei ihnen stand, untergeschoben haben. Der heilige Markus wurde nun zum Patrone des Freistaates erhoben; ihre Münzen trugen sein oder seines Löwen Bildniß, so auch die Banner ihrer Heere; mit dem Namen des Staates floß der Name des heil. Markus so ganz in Eins zusammen, daß er einen süßern Laut hat bei den Venetianern, als das Wort Republik, als das Andenken an ihre Triumphe, und daß ihm noch jetzt die Thränen der Patrioten geweiht sind.

837—864.

Die ganze Republik wurde um die Mitte des neunten Jahrhunderts durch den Streit einiger patricischen Familien beunruhigt. Jede Partei bekam ihre Anhänger unter dem Volke, das sich als blindes Werkzeug durch nebenbuhlerische Ruhmsucht entstandener Feindschaft, einer zügellosen Wuth überließ. In wahnsinniger Gährung der Parteiwuth, vernachlässigten die Venetianer die Sicherstellung nach Außen, und die räuberischen Sarazenen aus Sicilien und Afrika, so wie die Narentiner, trieben ungestört ihr Unwesen im adriatischen Meere. Seeräuber aus Dalmatien waren diese letztern, angesiedelt in der Stadt Narenta, in der Mitte des gleichnamigen Meerbusens, beiläufig Ancona gegenüber, wo sie die Niederlage ihrer Beute hielten. Andere Seeräuber ließen sich hundert Jahre später auch in einigen Städten von Istrien nieder,

und ein verwegener Handstreich derselben forderte die Beachtung und Züchtigung der Republik heraus.

Die Trauungen der Edlen und angesehensten Bürger Venedigs wurden altherkömmlich an einem Tage und in einer Kirche gefeiert. Der diesem Nationalfeste geweihte Tag, an welchem die Republik zwölf junge Mädchen aussteuerte, war der Tag nach Mariä Reinigung. Festlich gezierte Gondeln aus allen Vierteln der Stadt, glitten mit Tagesanbruch der das äußerste Ende derselben begrenzenden Insel Olivolo oder Castello zu, dem Sitze des Oberhauptes der Geistlichkeit, damals Bischof, späterhin die Würde eines Patriarchen bekleidend. Rauschende Musik verkündete die Landung der Verlobten und ihrer Bräute auf dem Platze von Castello, umgeben von ihren festlich gekleideten Verwandten und Freunden; die Geschenke der Braut, ihre reichen Kleinodien wurden prunkend voraus getragen; das Volk rannte am slavischen Gestade und auf den schmalen Pfaden gegen das Castell hin, unbewaffnet, fröhlich und wohlgemuth dem Zuge folgend.

Mit diesem alten Herkommen wohl vertraut, waren die istrischen Seeräuber so kühn, in der Stadt selbst sich gegen die Verlobten heimlich auf die Lauer zu legen. Zu jener Zeit war das hinter dem damals noch nicht erbauten Arsenal, an Olivolo grenzende Viertel, noch nicht bewohnt. Nächtlicher Weile landeten die Istrier an dieser öden Insel, und versteckten sich mit ihren Fahrzeugen. Eben waren am nächsten Morgen die Verlobten, inmitten eines großen Volksgedränges, zum Gottesdienste in der Kirche erschienen, als die Fahrzeuge der Seeräuber den Canal von Olivoli pfeilschnell durchruderten, Bewaffnete ans Ufer sprangen, mit blanken Säbeln durch alle Pforten in die Kirche drangen, die hülfeschreienden Bräute von der Schwelle des Altares wegrissen, unwiderstehlich in die zum Empfange des Raubes schon bereit gehaltenen Fahrzeuge trugen, wohin sie auch alle den Dienern entrissenen Kleinodien schleppten. Mit derselben Eile suchten sie das Weite zu ge-

winnen, und mit äußerster Anstrengung rudernd Istriens Häfen wieder zu erreichen.

Bei dem Feste befand sich der Doge Peter Candiano III. über diesen tückischen Frevel eben so entrüstet wie die Verlobten. Schnell verließen Alle die Kirche, durchrannten die nächsten Viertel, zu blutiger Rache das Volk aufstachelnd. Hastig rafften die Bewohner von St. Maria Formosa einige Schiffe zusammen, welche der Doge mit den verhöhnten Gatten besteigt. Ihre Segel bläht ein günstiger Wind, und glücklich erreichen sie noch innerhalb der Lagune von Caorlo die Istrier. Ein entsetzliches Schlachten war's; alle Räuber sanken unter den Schwertern der zornentbrannten Gatten, und mit Siegesjubel führten diese noch an demselben Tage die schönen Venetianerinnen wieder in die Kirche zurück, die der Schauplatz ihrer Entführung gewesen war. Bis zum Kriege von Chiozza wurde das Andenken dieses Ereignisses alljährlich durch einen Festzug junger Mädchen und durch einen Besuch des Doge am Tage vor dem Reinigungsfeste im Kloster St. Maria Formosa gefeiert.

Diese blutige Warnung nicht für genügend erachtend, beschloß der Doge die völlige Säuberung des adriatischen Meeres von diesen Seeräubern, und sterbend überließ er seinen Nachfolgern mit dem herzoglichen Throne die fernere Lösung dieser schwierigen Aufgabe. Zu den Erfolgen seiner Waffen gehörte die Zinsbarkeit der Städte von Capo d'Istria und Narenta — 961. — Doch viele Jahre hindurch wurden die Waffenthaten der Venetianer gelähmt durch das Benehmen seines entarteten Sohnes, Candiano IV., den zügellose Wollust und Ehrsucht gleichmäßig beherrschten, durch die hohnvolle Willkür dieses Fürsten, und durch seinen schrecklichen Tod, den des Pöbels gereizte Raserei beschleunigte. Dieser Staat brachte es erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts dahin, seinen wilden Bürgerkriegen ein Ziel zu stecken, und, aus seinen Lagunen auftauchend, in den jenseits des Meeres gelegenen Provinzen

den Grundstein zu jener Macht zu legen, in deren Genuß derselbe bis auf unsere Tage geblieben ist.

Das griechische Kaiserthum hatte bei der Theilung des römischen Reiches durch Theodosius, die östliche Küste des adriatischen Meeres erhalten, doch die Gewalt der Barbaren hob diese Theilung bald auf. Zwei selbstständige Staaten, mit Constantinopel feindlich zerfallen, Croatien im Norden, und südlich Dalmatien, waren von Eroberern slavischer Abkunft dort gegründet worden. Die Griechen behielten nur wenige feste Städte an der Seeküste, und nahmen, um sie wehrhaft zu machen, aus Mangel an Besatzungstruppen für jede derselben, zu dem, wie schon erwähnt wurde, von ihnen bereits früher im Königreiche Neapel gebrauchten Mittel ihre Zuflucht, den Bürgern das Recht, Waffen zu führen, und die Selbstwahl ihrer Obrigkeit zu verleihen. Als diese nun, im Besitze eines Vaterlandes, den Wunsch seiner Vertheidigung nährten, glaubten die Griechen mit Recht sich der Pflicht ihrer unmittelbaren Beschützung überhoben. Beinahe nicht weniger selbstständig waren die vom Abendlande abhängigen Seestädte Istriens, und somit die illirischen Gestade weithin von entstehenden Freistaaten belebt, welche schier ununterbrochen mit den Barbaren Krieg führten.

Der Seestädte gefährlichste Feinde waren die Narentiner, welche, aus slavischem Stamme entsprossen, als Seeräuber das ganze adriatische Meer beunruhigten, als sie einmal einen Seehafen sich verschafft hatten. Die befestigte Stadt Narenta bot gleiche Sicherheit, wie ihr Hafen; ihre Lage mitten zwischen Dalmatien und Croatien erleichterte ihr die Verstärkung mit Mannschaft aus beiden Königreichen. Die tapfersten Soldaten weit umher ließen sich bei ihrer Flotte anwerben, gelockt vom mühelosen Erwerbe durch Seeräuberei, womit jene barbarische Zeit noch keinen entehrenden Begriff verband. Die Seestädte erkannten die Nothwendigkeit eines Bündnisses gegen die Na[illegible] ein großes Gewicht auf die Mitwirkung der Re[illegible] legend, setzten sie vorschnell dieselbe an die

Spitze eines solchen, und überließen ihr für Schutz und Hülfe Vorrechte, welche bald den völligen Verlust ihrer Selbstständigkeit veranlaßten. Die mit dem Doge Peter Urseolo II. eingeleitete Unterhandlung verpflichtete die Obrigkeiten der Städte, der Republik den Eid zu leisten, und ihr zu huldigen, ferner unter die Banner derselben ihre Truppen zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes zu stellen.

Nie war eine stärkere Flotte der Republik ausgelaufen, als im Jahr 997 unter Peter Urseolo. Unmittelbar nach Pola, der ansehnlichsten Stadt Istriens, segelte er, entgegennehmend die Huldigung der Obrigkeiten von Parenzo, Triest, Justinoplio oder Capo d'Istria, Pirano, Isola, Emona, Rovigno, Humago, und sofort der Reihe nach von allen Seestädten Istriens, sein Heer mit ihren Truppen verstärkend. Nun steuerte er nach Zara, der ältesten Bundesschwester der Venetianer in Dalmatien, in Eid und Pflicht zu nehmen die umherliegenden Städte Salona, Sebenico, Spalatro, Trau, Nona, Belgrado, Almissa und Ragusa, deren Verhalten die Inseln Coronata, Pago, Ossero, Lissa, Brazza, Arbo und Cherso sich anschlossen, und die ganze illirische Küste anerkannte freiwillig die Oberherrschaft Venedigs, nur nicht das Inselpaar Corzola und Lezinia, die ein Bündniß mit den Narentinern der Entsagung auf ihre Selbstständigkeit vorzogen.

Der Doge griff nun diese beiden Inseln an, die, so zu sagen die Sperrketten des narentinischen Meerbusens bildeten, besiegte sie nach tapferer Gegenwehre, verwüstete mit Feuer und Schwert das ganze Gebiet der Narentiner, und gestand ihnen erst dann einen schmachvollen Frieden nach so völliger Erschöpfung zu, daß sie nie mehr Kraft genug zur Erneuerung ihrer Räubereien gewannen.

Die Unterwerfung der Narentiner brachte der Republik nicht so großen Vortheil, als das vorausgegangene Bündniß, welches, wie jedes zwischen Schwachen und Starken geschlossene, Siegern und Besiegten gleiches Geschick bereitete. Aus Venedig kamen in die verbündeten Städte Prätoren oder Po-

destas, venetianische Edle, die im Namen der Republik Recht sprachen, deren Doge von da an den Titel eines Herzogs von Venedig und Dalmatien annahm.

Zur Zeit der Ausbreitung der Herrschaft Venedigs über die östliche Küste des adriatischen Meerbusens, und der Begründung jener hohen Macht, durch die es bald sich auszeichnen sollte, suchten zwei Städte an der Küste des tyrrhenischen Meeres, Pisa und Genua, ein altes, drückendes Joch abzuschütteln, und die jugendlichen Blüthen einer Macht herauszustellen, die einst das Gegengewicht der venetianischen bilden und durch die Dauer eines nebenbuhlerischen Kampfes auf Leben und Tod bezeugen sollte, daß die Italiener der Herrschaft zur See würdig seyen.

980.

Zur Eroberung von Großgriechenland sich anschickend, verlangte Otto II., um beide Sicilien angreifen zu können, von den Pisanern Schiffe, und diese Unterhandlung zeigt uns die ersten Spuren der in Aussicht gestellten Größe einer Stadt, welche zu den ersten gehörte, die im zehnten Jahrhunderte frei wurde, und eine Consular-Regierung einführte. Die leichten Schiffe der damaligen Zeit fanden in der Mündung des Arno, wahrscheinlich noch nicht so versandet, wie jetzt, einen Hafen, und darin eben so viel Schutz gegen Stürme als gegen Seeräuber. Schon früh beschäftigten sich die Pisaner mit Schifffahrt und Handel; damals, wo die Sarazenen, beinahe stets zum Angriffe geneigt, auf allen Inseln des mittelländischen Meeres lagen, wo die Venetianer und Amalfitaner, nach der Alleinherrschaft des Meeres strebend, die übrigen Völker daraus verdrängen wollten, konnten Seefahrten nur mit Muth und tiefen Handelskenntnissen unternommen werden, entzündeten die Vollkraft der jungen Pisaner und beseelten sie mit Freiheitsliebe.

Aus Solons Tagen hat sich die Bemerkung auf uns vererbt, daß an Selbstgefühl und Freiheitsliebe Niemand die See-

leute übertreffe, und in den Häfen der Hanse wie im Hafen von Athen als richtig bewährt; sie erklärt zugleich, wie Pisa schon so früh reich und selbstständig werden konnte. Bald gewahrte man in den Umgebungen die Wirkungen der durch Handel gewonnenen Reichthümer; die Sümpfe im Delta des Arno, jenes üppigen Flachgefildes, das heut zu Tag halb wüst liegt, wichen in kurzer Zeit lachenden Gärten; Galeeren schwammen in die Häfen von Pisa und Livorno, und die vielen adeligen Bewohner der Hügel vom Thale Nievola bis an die Ufer des Ombrone, bewarben sich um das Bürgerrecht zu Pisa, das ihnen bewilligt wurde, und stellten sich unter den Schutz des Freistaates.

Pisa's sieben älteste Familien, welche eine Zeitlang eine für sich bestehende Adelsklasse dieser Stadt bildeten, geben an, daß sie zur Zeit des Kreuzzuges Otto's des Rothen nach Toskana gekommen seyen. Man nennt sieben Barone des Kaisers als Stammväter dieser sieben Familien: Visconti Godimari, Orlandi, Verchionesi, Gualandi, Sismondi und Lanfranchi. Letztere drei waren Söhne eines Vaters, den Einige auch als Lanfranco Duodi und als einen Edelmann von Kölln anführen; der Geschichtschreiber von Pisa, Marangoni, hält sie für eine Familie, und zählt daher noch zwei andere hinzu, Ripafratta und Gantani. Diese Edlen scheinen im Jahre 982 eine Sendung nach Pisa erhalten zu haben, um zu bewirken, daß diese Stadt mit ihren Galeeren den neuen Anschlag des Kaisers auf Calabrien unterstütze. Die Unterhandlung wurde durch Otto's Tod abgebrochen; angelockt von dem bezaubernden Himmel und dem gesegneten Boden Etruriens, beschlossen sie, dort ihren Aufenthalt zu nehmen, erhielten das Bürgerrecht der Stadt, und einige Schlösser oder Edelsitze von ihrem Bischofe als Lehen.

Im zehnten und eilften Jahrhundert war es noch nicht Sitte, Familiennamen zu führen, sondern die altherkömmliche Benennung des Enkels nach dem Großvater machte jeden Stamm leicht kennbar; im folgenden Jahrhundert wurde diese vertrauliche Bezeichnung, womit jedes zweite Geschlecht wieder

erschien, zum Familiennamen. So trugen die sieben Barone Otto's II. ihre Namen auf sieben Familien über, die lange Zeit Häuptlinge des Adels oder der Gibellinen waren. Verfolgungen und Verbannungen schwächten ihre Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit nicht, bis zur schmerzlichen Zeit, da Pisa unterjocht wurde.

So thätig die Stadt Pisa dem Anbaue der fruchtbaren Hügel am Arno und der angrenzenden lieblichen Ebenen sich widmete, betrieb Genua Handel und Schifffahrt; durch einen eben so weiten als sichern Hafen entschädigte die Natur diese Stadt für ihre Lage auf nackten Bergen, zwischen öden Felsen und an einem fischlosen Meere. Doch die nämliche Rührigkeit strömte auch hier die nämlichen Reichthümer aus, und ihre Bergwände schieden sie doch glücklicherweise vom Herzen des Reiches und von dessen Zwingherren. Die Griechen blieben noch lange nach dem ersten Einfalle der Lombarden im Besitze dieser Stadt, die selbst nach ihrer Eroberung nie fest an diese Monarchie sich anschloß, woher es gekommen seyn mag, daß sie, wie im Jahr 936, öfter von den Sarazenen angegriffen und geplündert wurde. Gegen den Ablauf des zehnten Jahrhunderts war jedoch die Zahl ihrer Bewohner schon so groß, und ihr Geist so kriegsmuthig, daß sie ähnliche Mißgeschicke nicht mehr zu fürchten hatte.

An Flor und Bevölkerung übertraf Pisa einige Zeit lang den Freistaat Genua. Der Ruhm ihrer Thaten verhallte nicht innerhalb der enggezogenen Grenzen von Toskana; auch die Sarazenen in Spanien, Afrika und Griechenland, mußten die Tapferkeit der Italiener, und die Macht eines emporstrebenden Volkes fühlen und achten lernen.

Wechselbeziehungen des Handels verband die Pisaner mit den Griechen in Calabrien, in dessen geräumigsten Häfen sie Niederlagen hielten. Feig durch lange Sclaverei, vermochten die Unterthanen Constantinopels nicht, die Angriffe der Muselmänner auf ihr Hab und Gut abzuwehren. Mitten unter ihnen siedelten sich Mauren an, die ihre Städte einschüchterten,

und widerstandlos ihre Felder verwüsteten. Die wilde Behandlung ihrer christlichen Freunde hatte die Handelsherren und Reisenden von Pisa zur raschen Beendigung dieses Unfuges angeeifert. Ins Vaterland heimgekehrt, riefen sie ihre Mitbürger zu den Waffen gegen die Ungläubigen; die edle Gluth, wovon sie beseelt waren, ergriff auch alle Stände des Volkes; die waffenfähigen Jünglinge flogen auf die Schiffe, und eine mächtige Flotte steuerte, zur Bekriegung der Sarazenen, den Küsten Calabriens zu.

Der Maurenkönig Muset hatte inzwischen das, der Küste von Pisa beinahe gegenüber liegende Sardinien genommen, und daselbst eine Niederlassung von Seeräubern gegründet. Die Theilnahme der kühnsten Pisaner an jenem abentheuerlichen Seezuge, und der darum fast wehrlose Zustand der Stadt, blieben ihm nicht lange verborgen. Seine Galeeren erschienen in einer Nacht in der Mündung des Arno, und steuerten stromaufwärts bis an die untere Vorstadt. Ein Mordgeheul riß die Einwohner aus ihrem Schlafe auf, und plötzlich sahen sie ihre Häuser lichterloh brennen, und die Muselmänner heranstürmen. Ueber Hals und Kopf flüchten sich alle ins Freie hinaus; eine Frau nur, Namens Chinzica, aus dem Hause Sismondi, wiedersteht der fortreissenden Gewalt der Flüchtenden, nach dem Palaste der Consuln stürzend, ohne Furcht vor den zahllosen Sarazenen, welche die Brücke und Straße füllten, die den Arno entlang einen Verbindungsweg zwischen der Stadt und Vorstadt bildeten. Welches Verderben dem Vaterlande drohe, berichtete sie den hohen Beamten, und ließ die Sturmglocke im Palaste um Hülfe dröhnen. Augenblicklich stimmten alle Glocken der Stadt mit ein; die Einwohner ermuthigten einander zur Gegenwehre und Rache. Dadurch eingeschüchtert, hielten die Sarazenen gegen die republikanischen Kämpfer nicht Stand, sie rannten auf ihre Schiffe, und suchten voll panischen Schreckens so schnell als möglich durch die Mündung des Arno in die hohe See zu gelangen. Der Chin-

zica wurde in der Vorstadt eine Bildsäule errichtet, die nach ihrer Wiederherstellung den Namen derselben trug.

Bedeutende Siege hatte während dieses Zwischenereignisses die nach Calabrien gesegelte Flotte über die Sarazenen davon getragen, die bei Reggio sich zusammenziehen mußten, um diese Stadt, ihre Eroberung, zu vertheidigen, nicht weit von welcher sie durch jene Flotte, vor deren Wegsteuern aus Siciliens Gewässern; ihre letzte Niederlage erhielten.

Im Hafen von Pisa landend, fühlten die Truppen der Flotte bei der Nachricht von dem verwegenen Angriffe der sardinischen Seeräuber sich von Rache durchglüht. Die beschlossene Sühne wurde jedoch wegen einer Fehde zwischen ihrem Vaterlande und dem nahen Lucca, oder wegen irgend eines andern Grundes, bis zum Jahre 1012 vertagt, wo spanische Mauren wieder an ihrer Küste landeten, und sie zur Züchtigung ihrer Verwegenheit herausforderten. Durch einen Legaten ließ Papst Gregor VIII. sie zum Kriege antreiben, und ohne Zweifel war der Vorschlag eines Bündnisses zwischen Genua und Pisa, und das Zusammenwirken der Streitkräfte dieser früher nebenbuhlerischen Freistaaten gegen den gemeinsamen Feind, sein Werk.

Mit Grauen gewahrte Muset im Jahr 1017 das Heransegeln der mächtigsten Flotte, die seit Jahrhunderten auf dem tyrrhenischen Meere erschienen war, gegen Sardiniens Küste. Er mußte die Landung der Truppen geschehen lassen; überdieß verstärkte der Rest der auf der Insel befindlichen Christen die Reihen der Pisaner; auf allen Seiten unterliegend, blieb den Muselmännern nichts übrig, als ihre Eroberungen aufzugeben, und die zum Raube bestimmten Schiffe zur Flucht zu verwenden.

Nun aber brachte die Theilung der Eroberung Uneinigkeit unter die Sieger. Die Genueser, vermuthlich ohne nur daran zu denken, daß der Seezug einen so günstigen Ausgang nehmen werde, hatten bei dem Beginne des Krieges festgesetzt, daß alle Beute ihnen, dagegen den Pisanern aller Grund und Boden der allenfallsigen Eroberung gehören solle. Vergebens

rafften sie nun mit der größten Sorgfalt Alles zusammen, was den Sarazenen abgejagt wurde; denn leider überzeugten sie sich, daß ihr ausbedungener Antheil tief unter dem Werthe des herrlichen Königreiches stehe, welches sie ihren Nebenbuhlern überlassen sollten. Ihre Umtriebe, sich von der selbstgestellten Bedingung loszumachen, brachten die Pisaner so weit, den Vollzug des Vertrages durch die Gewalt der Waffen zu sichern und die eigenen Kampfgenossen bei der Eroberung Sardiniens, aus diesem Lande zu vertreiben. Dieses Zerwürfniß geschah vermuhlich erst im Jahre 1021, als Muset Zeuge seyn mußte, von dem Falle seiner letzten Festungen und von der Niederlage des von ihm persönlich aus Afrika gebrachten Zuzuges.

Doch dieß Alles entmuthigte Muset nicht bis zur Entsagung auf die Hoffnung einer künftigen Wiedereroberung Sardiniens; in jedem Frühlinge erschien er mit einer neuen Flotte durch fortwährend gewagte Handstreiche die Truppen des Freistaates in ruheloser Beweglichkeit zu erhalten. Nach einer bereits achtzehnjährigen Dauer des Krieges, nach so manchen über seine Flotten an den Küsten erfochtenen Siegen, hielten die Pisaner einen Angriff der Sarazenen in ihrem eigenen Lande für das beste Mittel, dem Unwesen einmal ein Ende zu machen. Afrikas Küsten durchstreifend, bedrohten sie Carthago, und eroberten Bona, das alte Hippona des heiligen Augustin. Die Nothwendigkeit, den Frieden nachsuchen zu müssen, fiel dem Muset nicht so schmerzlich, als die Unmöglichkeit, ihn innerhalb vieler Jahre brechen zu können. Am Rande des Grabes, in einem Alter, das dem Menschen Ruhe zum Bedürfnisse macht, versuchte er es noch einmal, sein Glück auf die Probe zu stellen. (1050.) Die Mauren in Spanien rief er persönlich zur Hülfe auf, segelte mit einer mächtigen Flotte nach Sardinien, überfiel die noch dort befindlichen Besatzungen der Pisaner, und eroberte sofort wieder die ganze Insel mit Ausnahme von Cagliari.

Der langbewährte standhafte Muth der Republik in die-

sem Kriege gegen die Mauren, schien nun doch zu schwinden. Das Selbstvertrauen des Volkes wankte, das all sein Vermögen den Kosten, und seine blühenden Söhne, die Vertheidiger Sardiniens, den feindlichen Schwertern dieser endlosen Seezüge geopfert hatte; doch mit neuer Kriegslust beseelte der Adel die Truppen, fest entschlossen, die verpfändete Ehre von Pisa wieder einzulösen. Um Sardinien wieder zu besitzen, mußte es auch wieder erobert werden; die Republik traf alle Anstalten hiezu; Schiffe und streitbare Männer lieferten der Adel und seine Dienstmannen. Die Gherardescas, die Sismondis, die Sardis und Cajetanis sind in den Zeitgeschichtbüchern namentlich aufgeführt. Beistand verhießen die Republik Genua, der Markgraf Malespina von Lunigiana, der Graf Bernard Centilio von Mutica in Spanien; die beiden letzten sicherten sogar zu, persönlich für diese heilige Sache zu kämpfen. Gualduccio, ein Pisaner von bürgerlicher Geburt, in der Kriegskunst hoch erfahren, erhielt den Oberbefehl über die Bundesflotte. Vor den Augen der Feinde, bei der treuen Stadt Cagliari, welche sie eben belagerten, ließ der Admiral die Ausschiffung seiner Krieger bewerkstelligen. Alsbald, am Gestade noch, wurde die Schlacht geschlagen. Der löwenkühnsten Helden würdig kämpfte der vier und achtzigjährige Muset; allein seine Mauren wurden in wilde Flucht gejagt, da sie dem Ungestimme der Pisaner, dem Wurfgeschütze der Schiffe und den Ausfällen der Bewohner von Cagliari zugleich, nicht lange widerstehen konnten. Aus zwei Wunden blutend, sank Muset vom Pferde, ward gefangen nach Pisa geführt, wo er in Ketten vom Leben schied, und das Kreuz des Herrn thronte wieder siegreich auf der ganzen Insel. Mit der Vertheilung der verschiedenen Grundbesitzungen unter die Verbündeten, wurde Gualduccio von der Republik beauftragt. Die Gherardescas bekamen als Lehen das Gebiet von Cagliari, Oleastro fiel den Sismondis zu, Arborea den Sardis, Oriseto den Cajetanis, Algarie den Genuesern, Sassari dem Grafen von Mutica, und die Gebirge bekamen die Malespinas. Der Rest der

Insel wurde unter die unmittelbare Oberherrschaft des Freistaates von Pisa gestellt.

Die Republik Venedig sehen wir während des eilften Jahrhunderts durchaus nicht umstrahlt von einer solchen Glorie des Ruhmes, wie Pisa durch seine Bekämpfung der Ungläubigen; eine Beute innerer Zerwürfnisse, wühlte sie mit aller Gewalt in ihren eigenen Eingeweiden. Mit zügelloser Wuth zerfleischten sich zwei Parteien in ihrem Schoße, die Morosini und Coloprini, Namen, welche vielleicht zwei der ersten Familien wirklich trugen, oder als Spitznamen, womit beide Parteien einander bezeichneten. Persönliche Zerwürfnisse waren die Triebfedern der Schilderhebung; Männer jedoch, voll Muth, Feuer und Kraft, völlig überzeugt, daß nur entnervte Feiglinge Ehrensachen an die Gerichtshöfe bringen, machten den Zwist Einzelner bald zu einer Angelegenheit der Familien, und endlich zum Brennstoffe, der einen Flammengürtel um die ganze Republik schlang. Eine Beleidigung reihte sich an die andere; Schlag auf Schlag; der Knabe trug schon den Haß in seinem Busen als ein Erbtheil seines Namens; er wuchs mit dem Manne empor, und wurde erst mit ihm begraben.

Diese Fehden hörten noch vor dem Schluße des eilften Jahrhunderts auf, und die Seestädte Pisa, Genua und Venedig, deren Macht nicht mehr nöthig hatte, zu kleinlichem Neide zu greifen, bezeichneten schon den Beginn des zwölften Jahrhunderts durch ein fortschreitendes Abtrennen ihrer besondern Vortheile von dem allgemeinen Italiens, und unternahmen gar oft Seezüge in das Land der Ungläubigen, um Lorbeeren des Ruhmes und Schätze, als Zeugen ihrer Gewalt, in die Heimath zu bringen. Auf solchen Zügen wurden sie nicht selten zu wechselseitiger Befehdung hingerissen; nebenbuhlerische Ruhmsucht löschte das Andenken an ihre gemeinsamen Vortheile aus, und die Meere und Küsten Asiens tranken oft italienisches Blut aus Wunden, welche italienische Waffen geschlagen hatten.

Die Geschichte der Genueser liegt klarer vor unsern Augen,

als manche ihrer Nachbaren, in jener unerhellten Zeit, wo die Geschichte der Republiken eine Art Mosaik bildet, zusammengefüget aus einzelnen Ereignissen, die aus fremden und weit spätern Quellen, wohin der Zufall führte, mühsam geschöpft wurden. Wir besitzen noch eine Chronik der Republik Genua von Caffaro's Hand, einem ihrer vornehmsten Beamten. In voller Rathsversammlung wurde sie jährlich den Consuln vorgelegt, und im Archive des Staates aufbewahrt, wenn der Senat nichts dagegen einzuwenden hatte. Sie beginnt mit dem Jahre 1101, wo Caffaro in Seediensten war, und erzählt alles Geschehene bis 1164, wo er sechs und achtzig Jahre alt starb; ihre Fortsetzung nach seinem Tode besorgten verschiedene Geschichtschreiber der Republik bis zum Jahre 1294. Ihr Vortrag zeugt bisweilen von Parteigeist, und den augenfälligen Wunsch, dem Magistrate und dem Volke durch die Darstellung ihrer Thaten zu schmeicheln. Uebertriebene Huldigungen der Verfasser lassen sich übrigens an den bezüglichen Stellen leicht von der Wahrheit scheiden, und das Gepräge der Parteilichkeit benimmt diesem wichtigsten Zeugnisse jenes Jahrhunderts nichts an seinem höchst interessanten Werthe.

All' unsere Würdigung verdient ihr Bericht über Genua's Verfassung und Umwälzungen zu jener Zeit. Consuln hießen die ersten Beamten, wie in allen andern italienischen Staaten. Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts waren ihrer wechselweise vier oder sechs, die drei oder vier Jahre amtirten. Im Jahre 1122 wurde die Dauer des Consulats auf ein Jahr herabgesetzt, und 1130 der Geschäftskreis dieser Beamten in zwei verschiedene Zweige umgewandelt. Von da an hießen jene vier oder sechs ersten Beamten der Republik **Consuln der Gemeinde**, einer jährlichen Wahl durch das Volk unterliegend, beauftragt mit der vollziehenden Gewalt, namentlich mit dem Polizeiwesen, der Strafrechtspflege, der Correspondenz mit den auswärtigen Mächten, mit dem Oberbefehle über die Land- und Seemacht, selbst zu fernen Kriegszügen. Mit dem Ende ihrer Amtsgewalt mußten sie über die Verwen-

dung der Staatseinnahmen dem versammelten Volke Rechenschaft ablegen.

Noch andere Beamte wurden in demselben Jahre, bald eben so viele, bald mehr, zu Richtern letzter Instanz in der Republik gewählt, unter dem Namen: Consuln des mündlichen und öffentlichen Rechtsverfahrens. Das Volk wurde in sieben Genossenschaften, und die Stadt in sieben Distrikte eingetheilt, um dadurch zugleich den Wahlmännern ihre Bezirke anzuweisen, und die Rechtsbefugniß der Richter zu bezeichnen, da jeder Consul von der Genossenschaft gewählt wurde, die bei ihm Recht zu suchen hatte. Späterhin entstanden zwei Gerichtshöfe, einer für die Stadt, der andere für die Burg, und ein Beschluß von 1179 bewilligte dem Angeklagten, an jenen Gerichtshof, der ihm am meisten zusagte, seinen Kläger zu verweisen. Die Consuln des mündlichen und öffentlichen Rechtsverfahrens, so wie der Gemeinde, unterlagen einer jährlichen Wahl.

Die Republik wählte Reformer der Gesetze unter besondern Umständen, und wenn das Volk es verlangte. In den Händen dieser zehn oder fünfzehn Commissarien befand sich die gesetzgebende Gewalt. Keineswegs gesinnt, diese Gewalt dem Volke zu überlassen, waren die Italiener der Meinung, daß die Gesetzgebung eine Sache des Talentes der Rechtsgelehrten sey, denen sie daher auch die Ausübung übertrugen, und deren Entscheidungen nach den Formen der Schule und der Autorität Justinians, sie ohne Grübelei hinnahmen. Die Rechtsstudien waren im Allgemeinen von den Geschäften der Regierung ausgeschieden, wodurch die Richter durch keinen Vortheil zum Mißbrauche oder zur Unterdrückung des Volkes konnten verleitet werden; doch die römische und Reichsgesetzgebung würdigte diesen Stand zu sclavischen Gesinnungen herab, woher es kam, daß sie bei allen Streitsachen zwischen den Freistaaten und dem Reiche, als Feinde der Freiheit, die Tyrannei in Schutz nahmen.

Den Consuln der Republik sollte auch noch ein Rath oder

Senat beigegeben werden; vermuthlich hatte er nur sehr unrichtige Befugnisse, weil auch die Geschichte höchstens dreimal von ihm spricht. Der Antheil des Volkes an der Staatsverwaltung bestand in der Bildung eines Parlaments auf offener Straße, um entweder die Rechenschaftsablage der Beamten entgegen zu nehmen, oder auch allgemeine Angelegenheiten von Wichtigkeit zu berathen. Diese einfache Verfassung war eine genügende Gewährleistung für die Freiheit des Volkes, erfüllte es mit der innigsten Theilnahme am Wohle und Wehe des Staates, und mit der herzlichsten Liebe zum Vaterlande, je nach dem Grade der bewilligten Einwirkung auf den Gang der Regierung. Die Art und Weise, wie die Obrigkeiten gewählt wurden, die Verbindlichkeit derselben zur Rechenschaftsablage über die Führung der ihnen anvertrauten Aemter, das Parlament unter Gottes freiem Himmel, mußten die Bürger von der völligen Verwebung der öffentlichen Angelegenheiten mit ihren persönlichen, und des allgemeinen Wohles mit ihrem eigenen, täglich überzeugen. Weniger durch die Heiligkeit der Gesetze, als durch Sitte und Herkommen, wurde die öffentliche Ordnung aufrecht erhalten, und insbesondere war der Rang der Beamten ein Damm gegen gesetzlosen Zustand und zügellose Volkswillkühr. Seitdem der Adel sich dem Berufe geweiht hatte, das Volk zu schirmen gegen Kaiser und Mächtige, war er von diesem, zum Beweise der Dankbarkeit und des Vertrauens, zum Schirmvogte seiner Rechte, und darum gewöhnlich jeder Consul aus dem Adelstande gewählt worden. Von da an verherrlichen auch viele ruhmgekrönte Namen die Jahrbücher des Consulats, die Namen der Spinolas, Dorias, Ruffos, Fornaros, Negri, Serras, Picamiglios. Heil dem Freistaate, dessen Volk unbedingte Wahlfreiheit genießt, und doch nur die Edlen seiner Stimmen würdig hält!

Genua's Geschichte duldet keine Sonderung von der Geschichte Pisa's; beinahe denselben Gewohnheiten sich hingebend, gleich mächtig, nach gleichen Formen regiert, nährten beide Republiken, fast schon von ihrem Beginne an, eine feindselige

Nebenbuhlerschaft, die erst nach einem Kampfe mancher Jahrhunderte mit dem Sturze von Pisa endete. Doch Pisa kämpfte, nach dem Urtheile der Nachwelt, auf dem Felde der Geschichte nicht so rühmlich, wie einst seine Söhne mit ihren guten Schwertern. Mit Ausnahme einer übertriebenen Lobrede auf ihre erfochtenen Siege, hat uns die damalige Geschichte Pisa's nur ein halbbarbarisches Gedicht über den Krieg von Minorca, und zwei magere unvollständige Chroniken aufbewahrt; daher man die Schilderung ihrer Triumphe und Niederlagen bei ihren Feinden suchen muß. Noch weniger befriedigen die Geschichtschreiber von Venedig; darunter ist der Doge Andrea Dandolo, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, der älteste, bezüglich auf frühere Ereignisse jedoch von sehr unzuverlässiger historischer Treue.

Mit gleichem ritterlichen Eifer kämpften die drei Republiken für die Sache der Christenheit im gelobten Lande. Der heilige Krieg galt den Seefreistaaten als vorzüglichste Angelegenheit, indessen er in der Geschichte anderer Völker nur als eine zufällige Nebensache erscheint. Die Lage Venedigs lud es ein, das Vorbild der Thätigkeit zu werden. In Asien waren bereits alle Städte und Plätze, die besten Märkte für den Handel der Republik, in der Gewalt der Türken, und nahmen die Eroberungen dieser Barbaren in gleichem Maaße zu, unterjochten sie auch noch die Griechen und Sarazenen, dann mußte den Venetianern der Absatz in das ganze Morgenland verloren gehen. Ferner mußten sie auf die Vertheidigung ihres eigenen Gebietes gefaßt seyn, das täglich einen Angriff von den angrenzenden Muselmännern erwarten durfte. Sehr bereitwillig waren sie daher zur Ueberschiffung der Kreuzfahrer nach den Küsten Asiens, gegen Entrichtung der Ueberfuhrgebühren; auch besorgten sie die gesammte Verpflegung, und um den Handel wegen des Krieges nicht zu vernachlässigen, beluden sie die Flotten, welche den Ungläubigen Verderben drohten, mit kostbaren Rückfrachten nach Venedig. Die Geleitflotte des ersten Kreuzzuges zählte nach den Meldungen der

Geschichtschreiber der Republik, zweihundert Schiffe, unter dem Oberbefehle vom Sohne des neuen Doge, Vital Michieli, im Jahre 1099.

Die Küsten von Rhodus waren Zeuge eines feindlichen Zusammenstoßes dieser Flotte, noch vor ihrer Ankunft am Ziele der Reise, mit jener von Pisa. Der grimmige Aufschrei eifersüchtigen Rachegefühls, übertäubte in diesem Momente die bessere Stimme ihres Innern, die ihnen sagte, daß sie Christen, Söhne eines Vaterlandes, und gemeinsame Verfechter einer heiligen Sache seyen. Später nahmen und plünderten die Venetianer Smyrna, und begünstigten die Eroberung von Jaffa oder Joppe durch das Landheer.

1100.

Unter der Anführung eines Consuls der Republik, lief im August des nächsten Jahres eine Flotille von acht und zwanzig Galeeren und sechs Schiffen, bemannt mit Landungstruppen, von Genua aus; an Bord derselben befand sich auch der Geschichtschreiber Caffaro. Auch die Pisaner entsendeten zur selben Zeit eine Flotte von hundert Schiffen unter dem Oberbefehle Daimberts, damals Erzbischof, und in der Folge Patriarch von Jerusalem. Zu Laodicea überwinterten beide Flotten, und retteten, da eben der Tod des edlen Königs Gottfried von Bouillon den Bestand seines neuen Königreiches bedrohte, den Latinern die Seeprovinzen.

1101.

Mit vereinigten Kräften machten sich im Frühjahre darauf die Genueser, Pisaner und die andern Kreuzfahrer, an Cäsarea's Eroberung. Auch im Lager festhaltend an den freien Formen des Vaterlandes, bildeten die Republikaner vor der Belagerung von Cäsarea ein Parlament, um als Bürger zu berathschlagen über ihre kriegerischen Pflichten. Als weissagender Redner und als Soldat, sprach zuerst Daimbert zum versammelten Volke, dem er den Empfang des heiligen Abend-

mahles, sobald der Morgen graue, an's Herz legte; neu gestärkt durch diese Verbürgung des göttlichen Schutzes, sollten sie dann rasch, ohne Zeitverlust durch weitere Aufstellung von Wurfgeschossen, auf den Galeerenleitern die Mauern erklimmen, mit der Verheißung im Namen des Himmels, daß sie die Herren der Stadt seyn würden durch Gottes Hülfe, noch ehe die Sonne unterginge.

Nach der weissagenden Ermuthigung Daimberts strömte in ihrem Geiste, Caput Mallio, Genua's Consul, die Flamme seiner kriegerischen Beredsamkeit aus, welche vom laut jubelnden Volke mit Begeisterung begrüßt wurde. Muthig stürmten sie am kommenden Tage über die Galeerenleitern zur Zinne der Mauern hinauf. Mit dem Schwerte in der Faust schwang sich Genua's Consul zuerst auf die Brüstung der Wälle, und kämpfte anfangs ganz allein gegen den abwehrenden Feind, bis ihm seine Kampfgenossen folgten; geschlagen wurden die Muselmänner, die Stadt erobert und geplündert. Nach der Sitte der alten römischen Heere, vertheilten die Consuln die Beute; für die Matrosen, welche den Dienst auf den Galeeren versehen mußten, wurde der fünfzehnte Theil zurückgelegt, ein anderer Theil für die Beamten und Offiziere, und der gemeine Soldat bekam sechs und vierzig Silberschillinge (etwa hundert und siebzig Franken), und zwei Pfund Pfeffer. Die republikanischen Flotten lichteten nach diesem ruhmvollen Siege wieder die Anker, in die Häfen der Heimath segelnd.

Die Kreuzfahrer hatten den italienischen Seestädten allerdings sehr viel zu verdanken, allein diese vergaßen eben so wenig ihren eigenen Vortheil dabei. Aus einer Schenkungsurkunde, ausgestellt im Jahre 1130 durch die Regentschaft von Jerusalem den Venetianern, ist zu ersehen, daß ihnen während der Gefangenschaft Boduins II. ein abgesondertes Stadtviertel mit einer Kirche, einem offenen Platze, einer Mühle und einem Backhause, in jeder Stadt des lateinischen Königreiches eingeräumt wurde, worin kein Steuereinnehmer Zutritt hatte; ihrem Handelsverkehre durfte nicht das Min-

beste in den Weg gelegt werden. In ihrem Viertel standen die Venetianer unter den Gesetzen ihres Vaterlandes, unter Obrigkeiten ihrer eigenen Wahl, mitten im Königreiche Jerusalem kleine republikanische Niederlassungen bildend, die mit jenem nichts gemein hatten, als die Vertheidigung gegen den gemeinsamen Feind.

Solche Vorrechte bekamen die Pisaner für noch bedeutendere Hülfeleistungen, wohl auch bei minderer Selbstsucht, als die Venetianer bethätigten, schon früher als diese, von allen lateinischen Fürsten im Morgenlande. Der hochherzige, von Tasso verherrlichte Tancred, der so eben die Herrschaft über das Fürstenthum Antiochien begann, überließ im Jahre 1108 den Pisanern in den beiden Städten Antiochien und Laodicea ein Viertel und auf gleiche Weise, wie seinen Unterthanen, die unbeschränkte Benützung seiner Seehäfen. Eine Erneuerung und Vergrößerung dieser Vortheile findet man in nachfolgenden Urkunden von Amaury im Jahre 1169; von Boduin IV. 1182, Jerusalems Königen, von Boemund III., Fürsten von Antiochien 1170, und Raimund, Grafen von Tripoli, 1187.

Zerwürfnisse mit den Griechen wurden bald veranlaßt durch den vielseitigen Verkehr der Venetianer mit den Kreuzfahrern im Königreiche Jerusalem. Mit der den Barbaren eigenthümlichen Verachtung gesitteter Völker, waren die Kreuzfahrer im Oriente gelandet. Sie dünkten sich erhaben über die landesüblichen Gebräuche, sprachen den Gesetzen Hohn, und verletzten die Religion der Griechen durch rohe Bethätigung ihres Aberglaubens. Wollte dann die Obrigkeit gegen ihre Uebergriffe einschreiten, so griffen sie zum Schwerte, um Christen zu tödten, anstatt, ihrem angeblichen Berufe gemäß, sie zu beschützen. Früh schon waren zur Sicherstellung gegen die Latiner, selbst zur bewaffneten Abwehre derselben, die Comnenen gezwungen, von denen zuerst der Hülferuf in die Abendländer gedrungen war, und welche nun verantwortlich einstehen sollten für die von untergebenen Bediensteten verübten

Erpressungen, für die Betrügereien griechischer Handelsleute, ja sogar für die Launen des Wetters.

Schwierig war es, aus dem bis dahin von den Venetianern beobachteten, ehrerbietigen Benehmen zu ermessen, ob sie als Verbündete oder Vasallen des byzantinischen Reiches zu erscheinen wünschten; da warfen sie urplötzlich die alte Maske ehrfurchtvoller Achtung ab, verlockt vom Uebermuthe gewonnener Vortheile auf die von ihren neuen Bundesgenossen, den Kreuzfahrern, betretene Bahn. Ein Held und ruhmvoller Kaiser auf dem Throne von Byzanz, Johann Comnenus, genannt der Schöne, ließ im Jahre 1124 auf die Schiffe der Venetianer in allen Häfen seines Reiches so lange Beschlag legen, bis die Republik auf die gegen das Benehmen ihrer Bürger erhobenen Beschwerden Genugthuung würde gegeben haben.

Dazumal war der Doge Dominikus Michieli Befehlshaber einer Flotte, die noch mit den Siegeslorbeeren der Eroberung der Stadt Tyrus prangte; augenblicklich segelte er vor Rhodus, stürmte und plünderte diese Stadt; hierauf eroberte er 1125 Scio, und nahm dort mit der Flotte sein Winterquartier. Der kommende Frühling war Zeuge verübter Grausamkeit bei der völligen Plünderung der Inseln Samos, Mitylene und Andros. Alle diese Siege wurden mit geringer Mühe errungen, jedoch auch ohne Ruhm; sorglos über einen Angriff von der Seeseite nach Erschöpfung der Sarazenen, hatten sich die Griechen nicht mehr um ihre Inseln bekümmert, die Besatzungstruppen und alle wehrhaften Männer abberufen, zur Verwendung auf Bollwerken gegen die Türken. Die Republik Venedig erntete zwar auf griechischem Boden Lorbeeren des Ruhmes in Fülle; aber das Verderben von so manchem Volke unter den Kreuzfahrern lastet auf ihrem Gewissen.

Zwar durch altverjährte Knechtschaft war der Griechen lebenskräftiger Muth, der die Dauer der Reiche bedingt, und die Herzen an das Loos ihres Vaterlandes bindet, von ihnen gewichen; doch durch die Gunst des Geschickes trugen feste Säulen den Thron von Constantinopel, die Comnenen, welche

mit Sorgfalt die Liebe zu den Wissenschaften, und den kriegerischen Geist neu belebten. Ritterliches Ehrgefühl begann wieder in der Haltung des Volkes sich zu verkünden, Begeisterung für Vaterland und Freiheit unverkennbar alle Herzen zu durchglühen, und vermögen Herrscher der Scheinleiche einer Nation neues Leben einzuhauchen, so durfte die Auferstehung der griechischen zu hoffen seyn. Ohne alle Hülfe, oder nur bei geringer, wären die Griechen zuletzt wohl noch mit den Türken fertig geworden, deren blutige Religionsschwärmerei sich nicht lange auf ihrer überspannten Höhe erhalten konnte. Der Durchzug der als Freunde und Feinde gleichmäßig gefährlichen Latiner, wurde den Griechen zum Unheile; sie bezeichneten ihn durch die Plünderung ihrer Städte, durch das Hinschlachten ihrer Einwohner, Zerstörung der Mauern und Bollwerke, Wegnahme der Hauptstadt, und als sie endlich wie Feinde den Orient verließen, hatten sie das Reich bis zu solcher Hinfälligkeit geschwächt, daß die Türken wenig Anstrengung brauchten, um den Rest der Christen im Morgenlande unter das Joch des Halbmondes zu beugen.

Von kurzer Dauer war dieser erste Krieg der Venitianer mit den Griechen. Heimkehrend hatte der Doge Michieli, des adriatischen Meeres Schwelle übersegelnd, die dalmatischen Städte Spalatro und Trau den Hungarn wieder entrissen; nach seiner Ankunft in Venedig ereilte ihn bald der Tod. Die Zeit löschte die Erinnerung an seinen griechischen Feldzug aus, und die Venetianer entsprachen nach zwanzig Jahren dem vertrauenvollen Hülfsgesuche des Manuel Comnenus, indem sie mit gewaltiger Macht das Gebiet seines Feindes, des Königs Roger von Sicilien, angriffen.

Immer lebendiger und stärker gestalteten die Venetianer ihre Beziehungen zu den Kreuzfahrern im Königreiche Jerusalem, dessen Fortdauer durch die Hülfe des Abendlandes bedingt schien. Aus Glaubenseifer gegen die Ungläubigen, faßten inzwischen die Pisaner den Plan, das tyrrhenische Meer von den Freveln der Muselmänner zu säubern. Nazaredech,

König von Majorka, machte räuberische Zerstörungszüge die Küsten von Frankreich und Italien entlang, wohin überall das Entsetzen seinen Schiffen voransegelte. Es wird behauptet, daß in seinen Kerkern dreißigtausend Christen elend zu Grunde gingen. Zahlreich zogen die Landleute am Ostertage 1113 nach Pisa, um dort den bischöflichen Segen zu holen; da erschien der Erzbischof Peter mit dem Kreuze in seiner Rechten an der Schwelle der Kirche, und forderte sie mit flammenden Worten im Namen des Gottes aller Christen auf, die Ketten ihrer Brüder zu zerreissen, die in den Verließen der Heiden ihr Leben verjammerten, ständlich mit allen Qualen bedroht, um sie zur Abläugnung ihres Glaubens zu zwingen.

Lauten Beifall jubelten dem ehrwürdigen Prälaten vor Allen einige Greise zu, die als Jünglinge im Feldzuge gegen Sardinien, und bei dem Siege von Bona in Almeria mitgefochten hatten; sie fanden der schon hundertfältigen Aufzählung ihrer Heldenthaten kein Ende, und beschworen die lebenskräftigen Jünglinge, einzustehen für die Ehre von Pisa, und sie durch die Glorie von Thaten zu verklären, gegen welche selbst die ihrigen verschwinden müßten. Die Flamme ihrer Begeisterung durchglühte die Gemüther wie ein elektrischer Schlag; alle Jünglinge nahmen das Kreuz, und das Volk wählte zwölf der vornehmsten Einwohner an die Spitze der Unternehmung; welcher die Lösung der Aufgabe oblag, für den günstigen Erfolg derselben durch Herbeischaffung alles Zweckdienlichen, so wie durch Abschluß nöthiger Bündnisse zu sorgen.

Zur Erbauung der Flotte und Anfertigung der erforderlichen Wurfgeschosse und übrigen Maschinen, wurde die erste Zeit des Frühlings verwendet. Hülfstruppen kamen inzwischen von Rom und Lucca an, und ein Nuncius des Papstes von Pisa, um das Vorhaben zu segnen. Anfangs August, am Tage des heiligen Sixtus, an diesem fröhlichen Jahresfesttage eines durch die Pisaner über die Afrikaner errungenen Sieges, segelte die Flotte ab, zuerst Sardinien zu, um sich

über den Stand der Dinge zu unterrichten, und zugleich von den pisanischen edlen Lehenvasallen dieser Insel Verstärkung zu erhalten. Nach fünfzehntägiger Ruhe steuerten die Kreuzfahrer nach den balearischen Inseln; dazumal war noch kein Compaß, keine zuverläßige Karte ein sicheres Gebiet des Seemanns, und darum auch die kürzeste Fahrt gefährlich und schwierig. Einem Meeressturme waren sie glücklich entkommen, als sie ein Land erblickten, welches sie alsbald angriffen, in der festen Meinung, es sey Majorca. Vor ihren Waffen flüchteten sich die Bewohner der Küste, einige fielen als Gefangene in ihre Hände, die ihnen aufklärten, daß dieß Cataloniens Küsten, und die Besitzer der von ihnen verheerten Felder ihre Mitchristen wären. Die Waffen von sich werfend, lagen sie tiefbetrübt und schweigend am Gestade des Meeres, in völliger Hoffnungslosigkeit, jemals zu den balearischen Inseln zu kommen. Nicht ohne Vortheil für sie, war ihr Verweilen in Catalonien wegen widriger Winde. Auf ihre Einladung schlossen sich Raymund, Graf von Barcelona, Wilhelm, Graf von Montpellier, Emery Graf von Narbonne, und noch andere Ritter Frankreichs und Spaniens dem heiligen Zuge an, dessen Thätigkeit jedoch wegen fortdauernder Ungunst des Wetters bis zum folgenden Jahre gelähmt blieb; sie kehrten zurück, jedoch mit kriegserfahrnen Soldaten, und zahlreicher durch die Zuzüge einiger Verbündeten.

Endlich landeten die Kreuzfahrer im April 1114 auf Jvica, und eroberten diese Insel nach einem mörderischen Treffen; dann ging's nach Majorka; ein volles Jahr lang widerstand die eben so genannte Stadt den belagernden Pisanern, bis sie zuletzt, ungeachtet der tapfern Gegenwehre des Sarazenenkönigs und seiner vielfachen Verbündeten, die er in sein Interesse gezogen hatte, am Osterfeste im Jahre 1115 erstürmt wurde. Im Kampfe fiel der König; der Erbe seines Thrones mußte als Gefangener den Triumphzug der Sieger nach Pisa verherrlichen, wohin sie überdieß von der Insel ungeheure Summen schleppten.

1118.

Bald nach der Heimkehr der Pisaner von ihrem Unternehmen gegen die balearischen Inseln, erschien in ihrer Stadt, Schutz suchend; und geraume Zeit daselbst wohnend, Papst Gelasius II., sich flüchtend vor seinem Gegner Heinrich V., auf seiner Reise von Rom nach Frankreich. Ein Sprößling des edlen Hauses der Garti in Pisa war dieser Papst, der in dankbarer Anerkennung der Dienstleistungen der Pisaner, wohl auch aus Vaterlandsliebe, die Bisthümer in Corsika unter die Mutterkirche in Pisa stellte, und von dieser abhängig erklärte. Zwar machte der Prälat zu Pisa seit 1092 von dem Titel eines Erzbischofs Gebrauch, ohne daß sich jedoch eine Spur der Abhängigkeit eines Bischofes von ihm vorfände. Durch ein Volksfest wurde die Verleihung der neuen erzbischöflichen Würde gefeiert. Zur Entgegennehmung der bischöflichen Huldigung und zur Einweihung der Kirchen, wurde der Erzbischof von den Consuln und Senatoren in festlichem Zuge hinüber nach der Insel Corsika geleitet. Je wichtiger die Pisaner dieses Ereigniß herauszustellen bemüht waren, desto gereizter wurden ihre eifersüchtigen Nebenbuhler, und namentlich unter diesen die Genueser.

1119.

Schon im nächsten Jahre brach diese Eifersucht zwischen beiden Republiken in Kriegsflammen aus. Nach Caffaro's Berichte machten die Genueser mit achtzig Galeeren und vier gewaltigen Transportschiffen mit Kriegsmaschinen, einen Angriff auf den Hafen von Pisa. Diese Flotte trug zwei und zwanzigtausend Mann Landungstruppen, worunter fünftausend mit Panzern und Helmen von Eisen. Die Pisaner machen keine Erwähnung von einer so riesenhaften Streitmacht, womit eine einzelne Stadt die Schiffe ohne Mithülfe eines Wunders kaum hätte bemannen können. Die Früchte des Sieges wollen beide Nationen geerntet haben, und doch entschieden die Schalen

der Kriegswage in vierzehnjähriger Dauer so durchaus nichts für eine der streitenden Parteien, daß ihr Kampfsmuth immer mehr aufgestachelt wurde, ohne ihren Erwartungen genügen zu können. Beide Gegner nahmen, versengten oder verbrannten einander viele Schiffe; eine Menge Dörfer und Schlösser an den Küsten wurden geplündert und den Flammen preisgegeben; in endlos wiederkehrenden Treffen sanken viele heldenkühne Bürger in den Tod.

Demungeachtet wurde die Bevölkerung nicht geschwächt, die Staatskasse nicht geleert. Zu keiner Zeit hatte die Schifffahrt und der Handelsverkehr beider Nationen eines größern Schwanges sich zu erfreuen. Zuletzt, im Jahre 1133, übernahm Papst Innocenz II., flüchtig in Pisa, die Vermittlung des Friedens zwischen beiden Republiken, deren jeder er Dank schuldete für wider den Gegenpapst Anaclet geleistete Hülfe. Die Eifersucht der Genueser war durch die dem Prälaten zu Pisa verliehene erzbischöfliche Würde erregt worden, daher mit derselben der Papst auch den Bischof von Genua bekleidete, indem er ihre Kirche von der Hauptkirche zu Mailand trennte, zum Erzbisthum erhob, und diesem zwei neue Bisthümer unterordnete, die an beiden Küsten den Namen Riviere führten. Die pisanische Kirche erhielt die Bisthümer Sardiniens, und in jene von Corsika theilten sich beide Republicken.

Pisa's Lehnsherren in Sardinien hatten diesen langen Kampf, wenn es etwa nicht schon früher geschah, zur Erlangung ihrer Unabhängigkeit benützt, und aus eigener Machtvollkommenheit in kleine Fürsten sich verwandelt. Nicht lange darnach schmückten sich einige derselben bisweilen sogar mit dem Königstitel: die Herren von Cagliari, Sassari, Logodoro und Arborea; andere, jeglicher Rangsucht fremd, bewährten deswegen keine geringere Liebe zur Unabhängigkeit, z. B. die Visconti, Galluras und Sismondis von Oleastro, die beiläufig zu jener Zeit als Bundesgenossen der Republik Genua beitraten, und Bürgen derselben wurden. Ohne Ueberlegung, und uneingedenk ihrer Bürgerpflicht und der heiligen

Bande, die ihn an Pisa knüpften, wählte ein Zweig der Familie Sismondi in der feindlichen Stadt Genua seinen Aufenthalt. Dieser Linie des Hauses Sismondi entsprossen Sismondi Muscula, Consul des öffentlichen und mündlichen Rechtsverfahrens im Jahre 1146, und Corso Sismondi, Consul der Gemeinde und Abgesandten Genua's an Friedrich im Jahre 1164.

Doch zur selben Zeit bewährte sich dem alten Vaterlande in Treue zugethan ein anderer Zweig der Sismondi, und erleichterte durch einen namhaften Ankauf die Absperrung des pisanischen Bodens gegen die Fremden, und die Sicherstellung der Häfen der Republik gegen bedrohliche Mitbewerbung der Nachbarschaft. Ein Markgraf Albert regierte im Namen des Reiches in Corsika; er besaß den dritten Theil des Schlosses von Livorno, dessen Hafen damals weder geräumig gemacht noch kunstmäßig fest war, allein theils wegen des benachbarten Hafens von Pisa, theils wegen seiner Lage in mitten des Gebietes der Republik, zwischen der Hauptstadt und den Thälern, die zur Maremme *) gehörten, für die Republik die größte Wichtigkeit hatte. Nach Inhalt der im Archive von Pisa hinterlegten und von Muratori abgedruckten Urkunde, gab Markgraf Albert im Jahre 1146 dieses Lehen mit allen seinen Anhängseln und Gerechtsamen an zwei Brüder Sismondis.

Von Lerica bis nach Pisa, längs dem Meere, erstreckte sich das Gebiet dieser Republik; doch gehörte nicht diese ganze Strecke unmittelbar zur Stadtgemeinde; doch die kleinen Städte und Schlösser an beiden Ufern: Lerici, Viareggio, Massa, Piombino und Grosseto, hatten sich unter den Schutz einer mächtigen Republik gestellt, ihre Waffenfähigen scharten sich unter die Banner von Pisa; aber entstandene Zerwürfnisse

*) Maremme, eine Nachbildung des lateinischen „Maritima," bezeichnet jenen Theil Toscanas, der längs dem Meere, vom Fuße der ligurischen Alpen sich hindehnt bis auf Cechio, und von Cecinna bis an den Kirchenstaat.

zwischen diesen zwar freien, doch nur unkräftigen Gemeinden, ließen diese lieber durch ihre Consuln, als durch das Schwert entscheiden. Auch die Genueser waren auf gleiche Art Schutzherren nicht nur der Polsevera und der die Stadt umgürtenden Thäler, sondern auch der kleinen Städte beider Gebiete. Savagna, Ventimiglia, Savona und Albenga. Das Verhältniß jener Orte war zu Pisa und Genua etwa dasselbe, wie jenes der Bundesgenossen in Latium zum römischen Volke.

Schon vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts hatten sohin die drei Republiken drei kleine Bundesgebiete unter sich, von denen die Seestädte Illyriens an die Venetianer, die Orte der Maremme an die Pisaner, und die Orte der Riviere an die Genueser sich anschlossen. Ueber Bundesgenossen, die sie zu dieser Stellung beinahe gezwungen hatten, wußten sich die drei Republiken eine Obergewalt anzumaßen, welche sie bereits durch eine herrische Behandlung bethätigten. Die Reste freier Verfassungen dieser kleinen Gemeinden, spornten inzwischen doch die Vollkraft der mächtigern Städte zu größerer Anstrengung, begünstigten die Ausbreitung des Einflußes derselben, und verbürgten den Erfolg ihrer Unternehmungen. Jenes Bundesgebiet von diesen, welche zu Pisa gehörte, hatte den ärmlichsten Bestand; von ihrem Schutze und ihren Wechselbeziehungen konnte sie nur gegen die Maremme zu Gebrauch machen, eine gesegnete, aber der Gesundheit nachtheilige Provinz, deren prangende Felder im Sonnenlichte der Freiheit gereifte Früchte trugen; doch die Zahl der Bewohner wollte sich nie recht vermehren, und aus ihrer Mitte gingen auch keine kräftigen Krieger oder geübte Seesoldaten zum Dienste der Republik hervor. Der Staat von Pisa fühlte sich auf den zwei andern Seiten, und selbst im Herzen seines Gebietes durch die Städte Lucca und Florenz eingeklemt, deren Macht bereits zur Vereitlung jeglicher Vergrößerungsträume hinreichte. Lucca brachte es zuerst zu einer haltbaren Regierung, und zur Unterwerfung der angrenzenden Thäler; seit dem eilften Jahrhunderte lag diese Stadt im Kriege mit Pisa.

Dagegen herrschte zwischen Florenz und Pisa ein wechselseitiges Wohlwollen, so zwar, daß nach dem Berichte des pisanischen Geschichtschreibers Giovanni Villani, die Florentiner während der Dauer einer Kriegsfahrt der Pisaner, die Stadt derselben bewachten und beschützten, überdieß sogar, um sie vor einem Handstreiche der Luccheser zu bewahren, ihr Lager in einer Entfernung von zwei Stunden von der Stadt schlugen, und ihren eigenen Soldaten bei Todesstrafe verboten, die Stadt zu betreten, um den auf deren Wällen zurückgebliebenen Greisen und Weibern, zu einer Klage über unschonend-treubrüchiges Benehmen, auch nicht den geringsten Anlaß zu geben.

Als der Friede zwischen Genua und Pisa im Jahre 1133 geschlossen war, unternahmen die Pisaner zu Gunsten des Papstes Innocenz und des Kaisers Lothar, mit ihrer Flotte einen Kriegszug in das Königreich Neapel gegen den König Roger und den Gegenpapst Anaclet. Von diesem durch Auffinden der Pandekten und durch Amalfi's Untergang denkwürdigen, ruhmgekrönten kriegerischen Unternehmen, haben wir bereits im vorigen Kapitel einen erschöpfenden Bericht erstattet.

6.

Aller Städte Italiens Befreiung vor dem zwölften Jahrhunderte.

Des Reiches und der Kirche doppelte Geschichte haben wir bis zum Beginne des zwölften Jahrhunderts erzählt, hierauf einzeln die Geschicke der frühern Republiken, und der Revolutionen von Rom, Neapel, Amalfi, Venedig, Pisa und Genua, in soferne es möglich war, den jene Zeiten verhüllenden Schleier zu lüften. Im zwölften Jahrhunderte jedoch erlangten alle italienischen Städte ihre Freiheit, und im nächsten Capitel bewähren sich nun alle gleich lebenskräftig, in Uebung republikanischer Tugenden wetteifernd, und insgesammt der erstrebten Unabhängigkeit würdig, so wie uns denn

auch die flüchtig skizzirten Umwälzungen Italiens, und deren Einflüsse auf die Gesinnungen des Volkes, das Herannahen der großen Stunde ihrer völligen Freiheit als etwas Zweifelloses weissagen konnten. Doch eben diese letzte Revolution entschwindet unserm Blicke, und hüllt sich in ewiges Dunkel.

Wie interessant, belehrend und durch Wechsel ergötzlich auch immer die Einschau in das Emporblühen und stufenweise Fortgedeihen der republikanischen Verfassungen im eilften und zwöften Jahrhunderte seyn möchte, hätte nicht die Zeit mißgönnend uns die nähern Umstände entzogen; so dürfte es doch keinem Zweifel unterliegen, daß der glücklichste Erfolg nur auf theilweise Lüftung des Schleiers sich beschränken könne. Im eilften und zwölften Jahrhunderte besaß Norditalien fast keinen Geschichtschreiber, daher wir den Bericht über die Zerwürfnisse zwischen dem heiligen Stuhle und den Heinrichen, von den Geschichtschreibern der Deutschen borgen mußten, welche an gründlicher und ausführlicher Darstellung jenes Zeitraumes die Italiener weit übertreffen.

Wenn so hochwichtige Ereignisse, die zu ihrer Zeit alle Gemüther mit der größten Theilnahme erfüllten, von keinem Geschichtschreiber für unsere Tage aufgezeichnet wurden, so kann uns der Mangel aller geschichtlichen Aufschlüsse über das Knospen- und Blütenleben dunkler Gemeindeverfassungen nicht auffallend scheinen, die es darauf anlegten, ihre stets fester wurzelnde Unabhängigkeit jedem forschenden Blicke zu entziehen. Fort und fort unbemerkt mit der Zernichtung fürstlicher Privilegien beschäftiget, bereiteten die Bürger ihre Freiheit vor; Mißbräuche drängten sie auf demselben Wege hinaus, auf welchem sie sich eindrängen; auf Umwegen brachten sie die Freiheit in ihre Mitte, wie die Großen es oft mit der Tyrannei zu halten pflegen, und auf gleiche Weise strebten sie die Fortschritte ihrer Bemühungen ihren Drängern und den Forschungen der Nachwelt zu verhehlen. Ohne Aufsehen zu erregen, von der Zeit gepflegt, erstanden neue Vorrechte, und ihrer zu späte Bekämpfung konnte schon das verjährte Recht

uralten Herkommens mehrer Menschenalter entgegengesetzt werden.

Ruhm suchten die Städte zunächst, als sie ihre Macht und Bedeutung erkannten. Geschichtschreiber thaten sich hervor, welche bemüht waren, die Wiege ihres Entstehens zu beleuchten, nicht selten auch durch erhebende Sagen zu verschönern. Was diese Geschichtschreiber erzählen, ist um so inhaltleerer, je älter sie selbst waren, als die Ereignisse, und die Chroniken des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, welche, bei dem Mangel schreibender Zeitgenossen, die glaubwürdigste Geschichte des zehnten Jahrhunderts enthalten könnten, beschränken sich alljährlich auf die Meldung vom Tode eines Bischofs oder eines Heiligen, eines Kirchenbaues, oder des Raubzuges einer Horde von Barbaren. Jede Thatsache fertigten sie mit einer Redensart ab, wovon jene so leer wie diese ist.

Mit Benützung fremder Geschichtschreiber und namentlich der in Klöstern und Familienarchiven aufgefundenen Urkunden, brachten zwar die Gelehrten des letzten Jahrhunderts überhaupt, eine Geschichte ihrer Stadt während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in der Art zu Stande, daß dadurch die Neugier ihrer Mitbürger zur Noth gestillt wurde, und vorzüglich der Eigendünkel ihres Adels, welchem sie sein hohes Alter darthun, wenn sie auch eben nicht die großen Verdienste seiner Ahnen aufzählen können; doch eine in solchem Geiste geschriebene Geschichte kann nur ein örtliches Stadt-Interesse haben. Auch ist sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, bruchstücklich; weitwendig dargestellte Ereignisse, welche das Gedeihen und den Geist der Freiheit eines aufblühenden Volkes beleuchten, ragen einzeln unter Zwischenräumen hervor, die in uns keine Spannung erregen.

Unbedeutende Verhältnisse und Ereignisse, womit sich die Geschichtschreiber jeder Stadt beschäftigen mögen, übergehend, werden wir uns demnach nur auf die Erwähnung dessen in Hauptumrissen beschränken, was sich als gemeinsames Erleben

der lombardischen, venetianischen und toskanischen Städte herausstellt; dahin gehören: die ersten Grundstoffe einer republikanischen Constitution in der Anlage ihrer Gemeindeobrigkeiten; die erste Uebernahme des Rechtes, Krieg zu erklären und Friede zu schließen; die erste Anregung, die sie dem Kunstfleiße und dem Handel gaben; ihre ersten Zerwürfnisse mit dem Adel; die erste Einfügung dieses ungebräuchlichen Steines in den Neubau der Freistaaten, eines Standes, dessen Glanz theilweise auf den bürgerlichen zurückstrahlte, mit dem er zusammenwirkte, und das Ansehen der Städte auf dem Reichstage erhöhte.

Den Pfad zu ihrer Unabhängigkeit wies den Städten zunächst ihr, wie bereits erwähnt, schon im neunten und im Beginne des zehnten Jahrhunderts ausgeübtes Recht, sich mit Mauern zu umgürten zur Vertheidigung gegen die räuberischen Ungarn und Sarazenen. Gegen gesperrte Städte mit Ringmauern, die ihnen Kerker schienen, hatten die Germanen und Scythen eine entschiedene Abneigung. Die Wälle der Städte rissen sie in allen von ihnen eroberten Ländern nieder, und jene konnten noch vom Glücke sagen, wenn sie ihre Häuser nicht verbrannten, die Bewohner nicht tödteten oder verjagten. Im ganzen lombardischen Reiche wurden so die Bollwerke der Städte geschleift, die nicht wieder errichtet werden durften, ohne besondere Erlaubniß des Königs als Reichsvertheidigers. Dieß ist zweifellos die Veranlassung, daß späterhin die offenen, durch Barbaren zerstörten Städte, bei ihren Monarchen die Erlaubniß nachsuchen mußten, sich selbst zu vertheidigen. Nur in Gemäßheit einer gesiegelten Urkunde der Könige oder Kaiser konnten sie neue Mauern bauen; nur selten wurde Anfangs diese Huld gespendet, späterhin aber so häufig, daß in kurzer Zeit jede Stadt, jedes Kloster, Dorf und Schloß im Besitze einer kaiserlich-urkundlichen Berechtigung dazu war.

Bald erkannten die Städte, berechtiget zur Selbstwehre, ihren eigenen Werth wieder. Zu förmlichen Gemeinden gedeihend, strebte jeder Bürger eifrig nach Vermehrung der Vor-

rechte dieser Gemeinden. Vor der Regierung Otto's des Großen jedoch, bemerken wir keinen Flor dieser Städte, obgleich ihre Befestigung ihnen Vortheile gewährte. Aufgegeben von einem Adel, der geeignet gewesen wäre, ihr Emporblühen zu begünstigen; erschöpft durch den von Barbaren endlos abgetrotzten Tribut, noch erschöpfter durch die Wirren eines gesetzlosen Zustandes oder einer schwachen Regierung, gebrach es ihnen an Männern, die durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die noch völlig darniederlag, oder durch Geburt, die unter Bürgern spurlos blieb, oder durch Reichthum, den der Adel allein in seinen Händen hatte, oder durch den Handel, der noch im ersten Entstehen war, oder durch Muth und Kriegskenntnisse, die nicht zu den Bedürfnissen der Städte gehörten, ruhmwürdig sich ausgezeichnet hätten; überdieß ist der dichteste Schleier über sie gebreitet.

Die meisten Städte bekamen unter der Regierung Otto's, wie wir schon wissen, und unter seinem Schutze eine Gemeindeverfassung, die aus dem Vertrauen und der Wahl ihrer Mitbürger hervorging. Ihre obrigkeitlichen Personen waren schon immer aus dem Volke genommen; die Lombarden nannten sie Schultheiß, die Franken Schöppen; sie waren Beisitzer des Stadt-Grafen und Vertreter der Bürgergemeinde. Als jedoch Otto die Freiheiten der Städter erweiterte, stellten sie diese nordländische Amtirungsweise ab, und richteten sich hierin, so gut sie es eben verstanden, nach dem Vorbilde der römischen Republik oder ihrer Colonien.

Zwei durch das Volk wählbaren Consuln, wurde anfangs von allen Städten die Regierung auf die Dauer eines Jahres übertragen. Die Rechtspflege unter ihren Mitbürgern war ihre erste und wichtigste Aufgabe; kleine Republiken erachten nämlich die Trennung der Gewalten und die Unabhängigkeit der Richter nicht für so wichtig und unentbehrlich, wie dieß in größern Staaten der Fall ist. Die Rechtspflege ist das Hauptgeschäft der Regierung eines kleinen Volkes, das nur wenige und gewöhnlich dauernde Gesetze, keine namhaften Ein-

nahmen und Ausgaben hat, und nur wenige Bedienstungen zu vergeben. Ein solches Volk wählt sich kein Oberhaupt, um in die Hände desselben die gesetzgebende und vollziehende Gewalt zu legen, die es selbst handhabt, sondern zur Abwehr von Unordnungen, zur Bestrafung von Verbrechen, und Ausgleichung von Streitigkeiten zwischen Bürgern.

Während des ganzen Mittelalters war das Amt eines Richters, mit jenem eines Heerführers verbunden. Als Feind der Gesammtheit galt jeder Bedroher des Staates, sey's durch Angriffe von Außen, oder durch Verbrechen im Innern; in beiden Fällen mußte das Oberhaupt mit der öffentlichen Gewalt einschreiten. Heerführer und Richter zugleich waren zuerst der Herzog und später der Graf jeder Stadt, und dieses Doppelamt ging auch auf ihre Nachfolger, die jährlichen Consuln, über. Bei dem Aufgebote des Heerbannes durch den König oder Kaiser, und der Truppenstellung jeder Stadt im Namen des Monarchen zu einem Feldzuge, oder im Falle der Fehde einer Stadt, veranlaßt durch eine nur sie allein treffende Beleidigung, nach damaliger Lehnsverfassung, erschienen die Consuln im Lager ihrer streitbaren Mitbürger als Anführer.

Die Einberufung und Präsidirung des Rathes der Republik, war gleichfalls eine Amtspflicht des Consuls. Außer dem allgemeinen Rathe oder der Volksversammlung, hatte jede Stadt in der Regel einen zweifachen Rath. Einer von ihnen hatte nur wenige Beisitzer, zur unmittelbaren Aushülfe für den Consul in solchen Verrichtungen bestimmt, welche man dem gewöhnlichen Magistrate nicht anvertrauen wollte. Diese Versammlung hieß der Rath der Credenza, der vertraute oder geheime Rath; sie hatte die Staatsgelder zu verwalten, die Consule zu überwachen, und die auswärtigen Angelegenheiten zu besorgen. Unter den ungleichen Benennungen: Senat, großer Rath, besonderer Rath oder Volksrath, die sie in mehren Städten führte, gab es eine andere Versammlung aus hundert Mitgliedern und darüber, zur Vorbereitung von Beschlüssen, welche in den Generalversammlungen vom Volke berathen und

entschieden wurden. Parlament nannte man solche Versammlungen auf öffentlichem Markte, bei denen zu erscheinen dem Volke mit der großen Glocke das Zeichen gegeben wurde. Die Oberherrlichkeit ruhte auf dieser Volksversammlung, welche sich in bedenklichen Angelegenheiten bei der Obrigkeit Rathes erholte. In Gemäßheit eines Grundgesetzes jedoch, durften in den meisten Städten an die Volksversammlung nur vorher vom Rathe der Credenza oder dem Senate schon geprüfte Anträge gestellt werden.

Die Eintheilung der Städte geschah in vier oder sechs Viertel, die ihren Namen gewöhnlich von nächsten Thore erhielten, weil die Bewohner eines jeden Viertels zunächst das Thor und die dazu gehörige Mauer vertheidigen mußten. Gleichmäßig für die bürgerliche wie für die militärische Einrichtung wurde diese Abtheilung benützt. Nach wenigen Jahren wählten gar manche Städte so viele Consuln, daß jedes Viertel einen eigenen bekam. Ferner geschah die Wahl des Rathes der Credenza ebenfalls nach dieser Eintheilungsweise, wodurch in den städtischen Verfassungen ein gemischtes Repräsentativsystem in's Leben trat.

Jedes Stadtviertel lieferte auch eine Anzahl Soldaten unter ihrer eigenen Fahne, und eine oder zwei von oben bis unten gewappnete Schwadronen, aus den vermöglichsten Bürgern, späterhin aus Adeligen bestehend, als der Adel um die Gunst der Städte sich zu bewerben begann; überdieß noch zwei andere auserlesene Schaaren, wovon jede zweimal so viel Mannschaft zählte, als eine Schwadron, nämlich die Armbrustschützen und das schwere Fußvolk, welches als Waffen die Schildwand, eine Art Schild, die den ganzen Leib deckte, die Sturmhaube oder den eisernen Helm und die Lanze trug. Die übrigen eben so in Schaaren geordneten Bürger, bloß mit einem Degen an der Seite, mußten mit dem ersten Dröhnen der Sturmglocke auf dem Waffenplatze ihres Viertels sich versammeln, ohne Ausnahme vom achtzehnten bis zum siebzigsten Lebensjahre. Den Befehl über das Heer führten die Consuln,

der den Hauptmann des Viertels, dessen Gonfalonier oder Fahnenträger, und den Hauptmann jeder Compagnie unter sich hatte. Die vielen Ober- und Unteroffiziere des Kriegswesens unserer Tage, waren dazumal noch nicht bekannt. In der Schlacht tapfer zu seyn, war das höchste Gesetz, und die einzige Aufgabe, den Fahnenträger, welchen man stets vor sich sah, niemals zu verlassen. In allem übrigen konnte der Soldat seiner eigenen Eingebung folgen, noch nicht als Theil einer kunstvoll gegliederten Maschine verwendet, worin der Einzelne, nicht wissend warum, nur ein Rad unter Rädern, das Ganze in Bewegung bringen hilft, die nach dem höhern Willen eines lenkenden Geistes geschieht. Zur Zeit, da die Städte zum Zwecke der Vertheidigung selbstständige Gemeinden bildeten, verlieh ihnen die Urkunde, welche ihnen die Errichtung von Mauern erlaubte, zugleich die Bewilligung, Soldaten zu halten, deren Verwendung sie jedoch nicht bloß auf die Reichskriege beschränkten, sondern auch für sich das den Grafen, Markgrafen, Prälaten und Burgherren bereits verliehene Recht, für Privatbeleidigungen mit eigenen Waffen Genugthuung zu suchen, in Anspruch nahmen. Nach dem Geiste des Lehnwesens hatten die Gerichtshöfe entstandene Zwiste durch eine Art versöhnlichen Uebereinkommens auszugleichen. Im Falle die Beleidigung zweifellos dargethan war, sprachen sie auf eine gesetzliche Sühne, welche beide Partheien verpflichtete, ihrem Haße und ihrer Fehde zu entsagen; doch ob sie dieß thun wollten oder nicht, blieb ihnen freigestellt. Zur Entscheidung ungewissen Rechtes beantragten sie den Zweikampf, worin das Urtheil Gottes so klar sich abspiegeln könne, wie im Blutstrome einer langen Fehde, die nur beide Parteien erschöpfen, den beklagten Verlust vergrößern, und zahllose Menschenleben fruchtlos opfern würde. Allein allen Gesetzen jener Zeit lag das Naturrecht der Vertheidigung und der eigenmächtigen Selbstwehre zum Grunde; jeder dem Reiche Angehörige durfte einen partheiischen Richter ablehnen, und sein gutes Recht und gutes Schwert entgegenhalten. Daher kam es, daß die ersten Kriege

der Städte unter sich oder gegen ihre Zwingherren, die Markgrafen, nicht für Empörungen galten, sondern als Handlungen der natürlichen Selbstvertheidigung, geheiligt durch gesetzliche, allen Reichsangehörigen gemeinsame Rechte.

Das neidisch-nebenbuhlerische Anfeinden gleich mächtiger Staaten wegen Gebietsumfanges oder Bevölkerung, brachte Entartung in diese Privatkriege, und verlieh ihnen mehr einen volksthümlichen als gesetzlichen Charakter. Solch einem scheelsüchtigen Hasse gaben sich zuerst die beiden Hauptstädte der Lombardei hin. Die mittelalterlichen Könige nahmen ihren Sitz in keiner bestimmten Stadt; sie befanden sich mit ihrem Gefolge meistens auf ihren Burgen, oder wechselten ihren Aufenthalt in den Städten des Reiches. Doch schon zur selben Zeit eiferten Mailand und Pavia miteinander um den Vorzug. Pavia berief sich darauf, daß die berühmtesten Könige der Lombarden am Liebsten dort wohnten, und daselbst ihren herrlichsten Palast bauten. Die Stadt überwachte, in gleichem Abstande von den Schweizergebirgen und den ligurischen Alpen, die Ueberschreitung des Ticino, und die zwei Ebenen längs dem rechten und linken Poufer. Auch diesen Fluß beherrschten sie ganz; bis zu seiner Einmündung in das adriatische Meer trug sein Spiegel ihre Fahrzeuge, auch konnten sie stromaufwärts schiffen auf allen Strömen, die sich in ihn ergießen, bis zu den ihm Wasser liefernden Seen.

In der Mitte der Lombardei liegend, galt Pavia, so zu sagen, für den Schlüssel aller ihrer Flüsse; die Fruchtbarkeit des Bodens, den ihre gedeihlichen Anschwemmungen gebildet hatten und ihre Gewässer tränkten, durfte keinen Vergleich scheuen. Ausgestattet mit allen diesen Vorzügen, war Pavia eine große und stark bevölkerte Stadt, konnte sich jedoch, was Reichthum und Macht betraf, nicht mit Mailand messen, entweder weil das langwährende Vorbild eines Hoflagers ihren Aufschwung gelähmt hatte, oder weil die Dunstschichten, welche die Brust beklemmen, und die Nebelschleier, von denen sie unaufhörlich umhüllt wird, den Einwohnern die nöthige Gelen-

kigkeit nahmen, auf der Bahn wetteifernden Ehrgeizes und glanzumstrahlter Thaten, wie in einem angebornen Elemente sich zu bewegen.

In früherer Zeit war Mailand, die alte Hauptstadt der Insubrer und des ganzen cisalpinischen Galliens, die Residenz einiger von den letzten römischen Kaisern des Abendlandes, und der ganzen Lombardei ältestes und erstes Erzbisthum. Eine gesunde Luft durchweht diese Stadt, und die sie umgürtenden fruchtbaren Gefilde; da jedoch dieser Stadt ihre Lage keine besondere Begünstigung vor andern gewährt, durch welche sich ihr stets erwiesenes Emporragen über alle Städte der Lombardei erklären ließe, so mag es wohl gleichsam ein von den Römern auf sie vererbter Vorzug seyn, welcher alle Jahrhunderte der Barbarei und die Zeiten des abendländischen Kaiserthumes überdauerte. Daß Pavia für die erste Stadt des Königreiches gelten wollte, konnten die Mailänder nicht zugeben, die schon im Beginne des eilften Jahrhunderts jene an Reichthum, Macht und kriegerischem Geiste überflügelt hatten. Die Eifersucht beider Städte schlug zuerst in Flammen empor bei der Doppelwahl Heinrichs II. und Arduins auf den Thron des vom Tode hingerafften Otto's III. und hier zum erstenmale verdient ihr Kampf die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers.

Von ihrem Erzbischofe ermuthiget, und von dem Glauben beseelt, daß sie mit ihren Nationalrechten zugleich auch für die Kirche kämpfen, getrauten sich die Mailänder mit einem noch weit gewaltigeren Feinde anzubinden, als nach der Befehdung der beiden Städte die Soldaten unablässig geübt, und Vaterlandsliebe, Streben nach Freiheit und Selbstvertrauen in den Herzen der Bürger erglüht waren. Von ihrem Kriege mit Kaiser Konrad dem Salier, haben wir bereits in einem unserer früheren Capitel gesprochen. Der Erzbischof Heribert verbesserte in demselben Kriege durch eine, in allen Städten Italiens beinahe ohne Aenderung angewendete Erfindung bedeutend ihre Art Krieg zu führen. Gleichsam als eine Nachbildung der altjüdischen Bundeslade, ließ er ihren Heeren eine

Fahne von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, die den Namen Carroccio erhielt, voranziehen.

Der Carroccio war ein vierräderiger rother, von acht Stieren gezogener Wagen, über welche rothe Decken bis zu ihren Füßen hinunterhingen. In der Mitte des Wagens erhob sich eine hohe Stange, gleichfalls von rother Farbe, eine vergoldete Kugel auf der Spitze tragend, unter welcher die Fahne der Gemeinde zwischen zwei weißen Tüchern wehte, und noch weiter abwärts, etwa gegen die Mitte der Stange, spendete ein gekreuzigter Christus mit ausgespannten Armen Segen dem Heere. Des Wagens Vorder- und Rückseite war flach erhöht, jene für seine muthigsten Vertheidiger, diese für die Musiker mit ihren Trompeten bestimmt. Auf dem Carroccio wurde vor dem Abmarsche aus der Stadt ein Hochamt gehalten, und oft blieb ein eigener Feldcaplan dem Wagen beigegeben, mit der Verbindlichkeit, ihm auch auf die Kampfstätte zu folgen. Einer Gemeinde konnte keine größere Schmach begegnen, als den Carroccio zu verlieren; darum war auch dieses hochgefeierte Palladium einer Leibwache anvertraut, bestehend aus den erlesensten Soldaten jeder Stadt, und den Besten des Heeres. Der hartnäckigste Kampf war stets in der Umgebung dieses Wagens bemerkbar.

In Berücksichtigung der Nothwendigkeit, den Reitern der Edlen einen wirkungsreichen Widerstand zu leisten, mußten die Fußsoldaten der Städte hiezu herangebildet, und durch Alles niederwerfenden Ansturm, durch das Gewicht eines steingefügten Dammes; voll Selbstvertrauen, der Schrecken des Feindes werden; durch die Anwendung des Carroccio ist diese hohe Aufgabe vollständig gelöset worden. Im gleichmäßigen Gange mit dem schleppenden Vorwärtskommen eines gewaltigen, stierebespannten Wagens, konnte das Heer keine raschen Bewegungen machen; der Rückzug mußte nach berechneter Zögerung geschehen; an der Ferse des Fliehenden klebte die Schmach. In allen Unternehmungen oder Versuchen mußte sich die Reiterei nach dem bevorzugten Fußvolke richten, ihrem

Anpralle Stand zu halten, lernte dieß bald, dagegen mußte sein eigenes Anstürmen um so unwiderstehlicher seyn, weil es wie aus einem Guße und gegen einen bestimmten Punkt geschah. Dazu füge ich noch die Bemerkung, daß Italiens Rindvieh an raschem und gelenken Wesen dem französischen weit voraus, und tauglicher sey, mit den marschirenden Fußsoldaten Schritt zu halten. Wir begegnen der Anwendung des Carroccio auch zur Zeit, wo Adel und Volk zum erstenmale entschieden feindlich einander gegenüber standen. Hieran trägt gleichfalls, wie bereits erwähnt, die Schuld Erzbischof Heribert durch Mißbrauch seines Lehnrechts über die edlen Vasallen des Erzbisthums zu Mailand. Aus der bei diesem Anlasse vom Volke gegen den Adel bethätigten Eifersucht war zweifellos zu ersehen, daß schon zur selben Zeit städtische Handwerker nicht etwa in muthloser Armuth sich duckten, sondern die Bürger, im Bewußtseyn ihres eigenen Werthes, von jenem Streben nach Unabhängigkeit schon beseelet waren, dessen Quelle Gleichheit des Besitzes und geistige Bildung ist.

Klar mußte es nun den Bürgern werden, daß die Staatsgelder kein ausschließendes Eigenthum des Adels seyen, wovon er den gemeinen Leuten ihren Unterhalt nach Belieben spärlich zumessen oder verweigern dürfe, daß seine Erziehungsweise ihn zum Staatsdienste nicht weit mehr befähige, als die Klasse der Bürger, und daß durch die verfallende Cultur der Adeligen eine Umgestaltung der innern Staatsverhältnisse sey veranlaßt worden, welche für beide Stände Gleichheit der Rechte bedinge.

Mit Handel und Gewerbe beschäftigen sich gerne selbst die bildungslosen Völker unter dem Joche der Sclaverei; durch Tausch bemüht sich der Einzelne, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und wer ihm die Wege dazu bahnt, wird seine Rechnung dabei finden. Da nun bis in das zehnte Jahrhundert nur die Republiken Venedig, Neapel und Amalfi im Besitze einer freien, schützenden, beseelenden Verfassung waren, überflügelten sie die angrenzenden Völker so ganz unverhält-

nißmäßig, daß sie ausschließend die Herren und Leiter des Handels spielten. Den Zwischenhandel beider Reiche besorgten die Venetianer; im innigsten Verhältnisse mit den Griechen, lieferten sie dem Abendlande die Manufakturwaaren von Constantinopel und Morea, so wie die indischen, welche sie von Griechen und Muselmännern, wie's eben kam, einhandelten. Auf ihren leichten Fahrzeugen ruderten sie dann aufwärts auf den italienischen Strömen, und brachten den an den Gestaden liegenden Städten die Zeuge und künstlich gewobenen Tücher Asiens, oder indische Gewürze, als wichtigsten Artikel aber das in ihren eigenen Salzwerken gewonnene Salz, das die Lombarden seit langer Zeit nur von ihnen bezogen. An Zahlungsstatt nahmen sie wieder Feldfrüchte, Wolle, Leder, und rohe Erzeugnisse des Bodens als Rückfracht.

Dabei vernachlässigten sie mechanische Fertigkeiten nicht; sie legten in ihrer Stadt die erste Glockengießerei an, und machten dem Kaiser von Constantinopel und den Monarchen Europa's mit Glocken Geschenke, um ihnen bei den Griechen und Abendländern Eingang und Anwendung zu verschaffen. Der von Otto dem Großen als Botschafter an den Kaiser Nicephorus Phocas nach Constantinopel gesendete Geschichtschreiber Liutprand, fand unter allen zahllosen Prunksachen dieser reichen Welthauptstadt nichts Neues, und sagte den Griechen geradezu, die prächtigsten von diesen Kostbarkeiten habe er schon längst in den Magazinen Venedigs bewundert.

Auf welcher tiefen Stufe noch Industrie und Erwerbsthätigkeit der übrigen Städte sich befanden, und wie so sehr arm sie waren, ist schon aus der Natur und dem Flore des venetianischen Handels vollgenügend zu ersehen. Die Kaufleute wurden nur durch die Art und Weise dieses Handelsbetriebes, den Käufern gegenüber, reich; sie suchten nicht vielfältige Bedürfnisse durch vielfältige Handelsartikel zu befriedigen; der Handel, bloß mit einzelnen Artikeln sich befassend, konnte in Bezug auf Auswahl nur armselig heißen. Nur ihr Gewinn aus diesen einzelnen Artikeln fiel bedeutend aus. Ferner er-

schien dieser Handel seiner Natur nach ungleich; die Venetianer bekamen für Manufakturwaaren und Luxusartikel rohe Stoffe oder Geld. Demnach mußte die Bilanz des Handels nach den Ansichten derjenigen, welche wähnen, man könne ihn am Gängelbande seinem Flore entgegenleiten, völlig zu Gunsten der Venetianer und zum unausbleiblichen Schaden der Lombarden sich herausstellen. Bei diesen herrschte jedoch vollkommene Handelsfreiheit mit so erfreulichen Erfolgen, und zugleich als Widerlegung jener Träumerei von einem nachtheiligen Mißverhältnisse, daß sie innerhalb eines Jahrhunderts Schätze sammelten, und in Künsten und Gewerben die Nebenbuhler ihrer Handelsgenossen wurden; daß fortwährend die Zahl der Manufakturen und Gewerke in ihren Städten stieg und auf allen ihren Märkten der ausgebreitetste Verkehr bei unermüdlicher Rührigkeit, keine Spur ihrer ungünstigen mittelländischen Lage verrieth.

Die italienische Sprache wurde erzeugt oder vielmehr fortgebildet nach dem Maaße, als der Handel der Städte Fortschritte machte, sohin erst mit dem Schluße des zehnten Jahrhunderts, und ihre allgemeine Einführung förderte mächtig die Verschmelzung der mannichfaltigen Stände des socialen Lebens. Auffallend ist es allerdings, daß wir von der italienischen Sprache, wie sie im Munde des Volkes bis zum Ende des bezeichneten Jahrhunderts klang, durchaus nichts mehr auffinden können, wie denn auch der gelehrte Muratori mit unerschöpflicher Geduld alle alten Archive und ganze Ladungen alter Familien- und Gemeindeurkunden fruchtlos durchstöberte, ohne auch nur eine einzige Schrift aus jener Sprache treffen zu können, die man, gegenüber der nur von Gelehrten gebrauchten lateinischen, der in Gallien üblich gewesenen romanischen und der deutschen Sprache, deren sich die nordischen Eindringlinge bedienten, die gemeine Sprache hieß. Dennoch sollte man glauben, daß diese gemeine oder Volkssprache nicht bloß im täglichen Verkehre, sondern auch in Briefen und in Handelsangelegenheiten gebraucht worden sey. Ver-

muthlich fiel es jedoch den Italienern bis zum zehnten Jahrhunderte auch nicht im Entferntesten bei, ihre barbarische Sprachform der Aufzeichnung werth zu halten. Darum dürfte es auch in unserer Zeit wohl unmöglich seyn, irgend einen Brief oder eine Urkunde in limosinischen, normandischen, pikardischen Kauderwelsch oder in der Volksmundart von Bologna und Genua aufzutreiben.

Die Bewohner der Provinzen sprachen vermuthlich schon zu Roms Blüthezeit ein verderbtes Latein, das mehr oder minder Aehnlichkeit mit der italienischen Sprache unserer Tage hatte, und durch Vermischung mit den barbarischen Völkern noch schlechter wurde; nun erschienen die dem Norden eigenthümlichen Artikel und Hülfszeitwörter, welche die lateinischen Nenn- und Zeitwortswandlungen aus der Grammatik, als eine unnöthige und verwirrende Ueberladung, verbannten. — Landleute und Städter müssen sich der sogenannten gemeinen Sprache bedient haben. Im Allgemeinen nicht viel besser erzogen als ihre Untergebenen, gebrauchten die Edlen, größtentheils deutscher Abstammung, neben der für sie unentbehrlichen gemeinen Sprache, überdieß auch noch die deutsche. Benevents Lombarden gaben ihren Fürsten im neunten Jahrhunderte noch deutsche Zunamen; doch mögen sie ihrer Muttersprache in kurzer Zeit nicht mehr mächtig gewesen seyn, denn schon im darauf folgenden Jahrhunderte machen die Geschichtschreiber, welche jene Zunamen zu erklären versuchen, durch die dabei bewiesene Unkenntniß sich lächerlich.

Die deutsche Sprache erhielt durch die fränkischen und deutschen Kaiser in Italien eine erneuerte Ausdehnung. Alle Franken sprachen deutsch, was die salischen, ripuarischen und bayerischen Gesetze bezeugen, worin alle nicht lateinischen Worte deutschen Ursprunges sind. Die beiden Sprachen selbst, wovon eine der Adel, die andere das Volk sprach, schienen eine Kluft zu bilden zwischen beiden Ständen, und, ihre ungleiche Abstammung bezeichnend, die Flamme endlos gehässiger Eifersucht fortwährend zu schüren.

Allerdings mußten auch die Edelleute, Geistlichen, und namentlich die Rechtsgelehrten, im Lateinischen bewandert seyn, ihr mündlicher Vortrag muß jedoch schlecht gewesen seyn, wenn er ihrem schriftlichen glich, vorausgesetzt, daß sie im gewöhnlichen Umgange lateinisch sprachen. Viele noch vorhandene Urkunden sind in diesem Scheinlatein geschrieben; sie zeigen, daß die Notarien, ohne sich eben den Kopf zu zerbrechen, die sprachwidrigsten Wortfügungen sich erlaubten, und ungeachtet dieser bequemen Manier nur mit Mühe ihre Gedanken in erträgliche Ausdrücke kleideten. Der Leser leidet eine doppelte Qual: die Langweile des Inhaltes, und die unverkennbare Mühseligkeit der Stoppelei des Verfassers.

Zum drittenmale wurde die deutsche Sprache, als Hof- und Geschäftssprache der Regierung, durch eine wiederholte Vermischung deutschen Adels mit italienischen, verbreitet; doch diese, italienischen Kehlen so widerstrebende Sprache, konnte nie recht heimisch werden; schon das zweite, dritte Menschenalter, machte sich davon los. Die Kinder gewöhnten sich an die Volkssprache, in den Schulen wurde von den Geistlichen nur Latein gelehrt; auch zeigt sich keine Spur, daß die Familien, im erhebenden Bewußtseyn ihrer Abkunft, für die Fortdauer der deutschen Sprache gesorgt hätten, wie denn die Deutschen in der That den Schatz ihrer Sprache erst nach langer Zeit gewürdiget haben. Mit der zunehmenden Bedeutung der Bürger, mit dem wachsenden Wohlstande und der steigenden Bevölkerung der Städte, wurden die lateinische und deutsche Sprache von der unter ihnen üblichen Volkssprache immer mehr überflügelt, und diese um so schneller zur Nationalsprache erhoben; im zehnten Jahrhundert war sie bereits die alleinherrschende. Nun begann sie ihre Ausbildung und Glättung, schmiegte sich unter allgemeine Regeln, und die Geschichtschreiber und Dichter des dreizehnten Jahrhunderts zierten sie schon mit der Anmuth ihrer sinnigen Feder.

Inmitten des rohen zehnten Jahrhunderts, da die Italiener drei Sprachen hatten, wovon ihnen keine gehörte, schrieb

Luitprand eine Geschichte seiner Zeit, die auch jetzt noch den Leser anzieht, schier das einzige literarische Denkmal des nördlichen Italiens aus dem zehnten Jahrhundert, das wir noch besitzen. Fruchtlos durchstöbert man die Chroniken seiner Zeitgenossen nach einer nur einigermassen bedeutenden geschichtlichen Thatsache; doch Luitprand fesselt, und nur mit Ueberwindung hört man auf, ihn zu lesen. Allerdings darf man ihn nicht mit den Schriftstellern des Augustinischen Zeitalters vergleichen, wobei die Härte seines halbdeutschen Styles widrig klingen müßte, doch seinen Zeitgenossen gegenüber befriediget er auf die ergötzlichste Weise durch gedrängte Kraft, durch Scharfsinn mancher Ansichten, und durch den reichen Wechsel, womit er erzählend zu unterhalten weiß. Zwar sucht er nicht durch eine geregelte und unpartheiische Darstellung sich auszuzeichnen, allein er ist unterhaltend; auch verdient seine Gelehrsamkeit alle Würdigung. Bisweilen führt er am rechten Orte und plangemäß, die bessern Schriftsteller Roms als Gewährsmänner an, und gefällt sich mitunter, seine Kenntniß der griechischen Sprache zu zeigen, worüber wohl der Leser manchmal wider Willen lächeln mag; auch der deutschen Sprache war er mächtig, wie man bemerkt. Wo er von seinem Stoffe ganz beseelt wird, durchweht den prosaischen Styl ein dichterischer Schwung; auch seine Verse liest man mitunter gerne.

Luitprand war Canonikus zu Pavia, und Geheimschreiber Berengars II., der ihn im Jahre 946 als Gesandten an Constantin Porphyrogenetus nach Constantinopel schickte. Heimgekehrt zerschlug er sich mit Berengar, und reisete nach Deutschland an den Hof Otto's des Großen. Italien erobernd, brachte dieser Luitprand wieder zurück, gab ihm das Bisthum Cremona, und übertrug ihm die Sendung nach Rom und Constantinopel. Wir besitzen noch einen interessanten Bericht von ihm über seine Sendung an den Kaiser Nicephorus Phocas und über sein Leben in jener denkwürdigen Stadt. Er durchwob seine Schilderung mit einigen schlüpfrigen Histörchen, die eben kein

günstiges Zeugniß über den sogenannten guten Ton ausstellen, wie er sich im Verkehre der Großen jener Zeit ausprägte, namentlich wenn man seine Stellung am Hofe und seinen Stand als Geistlicher erwägt.

Rühmliche Erwähnung verdienen auch einige Schriftsteller des südlichen Italiens aus dem zehnten und eilften Jahrhundert. Man fühlt sich angenehm unterhalten von dem Ungenannten von Salern, Gottfried Malaterra, Alexander von Telesius und Falco von Benevent. Die Geschichtschreiber des Königreiches Neapel, wie es nun ist, haben jene des übrigen Italiens mehrere Jahrhunderte lang weit übertroffen. Dieß ist auch der Fall mit dem Gedichte Wilhelms des Apuliers, das die Siege der Normänner verherrlichet, im Vergleiche mit den übrigen historischen Dichtungen, deren jenes Zeitalter so äußerst viele aufzuweisen hat. Historische Gedichte barbarischer Jahrhunderte sind zweifellos die langweiligsten und widrigsten geschichtlichen Quellen, aus denen der Geschichtschreiber, welcher Thatsachen emsig aufzufinden sucht, schöpfen muß. Die gewöhnlich auch nicht mit dem leisesten Anhauche eines dichterischen Geistes gesegneten Schriftsteller, scheinen nur in der Absicht, ihrer Schreibart allen Wohlklang und ihrem Gedankenfluge den Schwung zu lähmen, ihre Worte an das Versmaaß zu schmieden. Ihre Gesinnung sprechen sie nie aus, und was sie sprechen, genügt nicht, und da sie ängstlich darüber wachen, daß weder Zahlen noch Eigennamen in ihren Versen vorkommen, oder beide nur auf eine klassische Weise, so sind ihre Aussprüche Räthsel, deren Lösung erschöpfend für den Leser ist, und doch zuletzt durch das Auffinden des bedeutungsleeren Inhaltes für den Aufwand von Zeit und Mühe nicht entschädiget.

Priester waren Italiens frühere Geschichtschreiber, Prälaten oder Mönche; einige weltliche Geschichtschreiber finden wir erst im eiften Jahrhundert, als die steigende Wohlfahrt der Städte dem Bürger mehr freie Zeit vergönnte, sich den Wissenschaften und gelehrten Studien zu weihen, und sein Ver-

hältniß zum Staate auch seine Theilnahme an dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten vermehrte. Arnulph und Landulph der Aeltere von Mailand, die alle zwei im eilften Jahrhunderte lebten, da eben über die Ehen der Geistlichen gestritten wurde, sind die zwei ersten Geschichtschreiber, die sich weder durch genaue, noch anziehende Darstellung auszeichnen; allein aus dem ganzen Wesen ihrer Geschichte erkennt man, wie wichtig die Städte zu werden begannen. Sie schildern die Zeiten der ersten Zerwürfnisse zwischen Adel und Volk, Zerwürfnisse von namhafter Einwirkung auf die Verfassungen der neuen Freistaaten.

Die Fehde der Edlen oder Vasallen mit dem Erzbischofe und den Mailänder Bürgern, die mit dem Tode Conrads im Jahre 1039 durch die Annahme der von ihm gegebenen neuen Lehensgesetze aufhörte, wurde schon in unserm zweiten Capitel besprochen. Diese Zwistsbeendigung brachte den Städten der Lombardei den meisten Nutzen, da gerade dazumal der größte Theil der Edlen und insbesondere die minder Mächtigen, das Bürgerrecht bei den nächsten Städten nachsuchten und auch in der That bekamen. Nebst ihren Dienstmannen stellten sie sich unter den Schutz dieser Gemeinden, die ihren Freunden ein achtunggebietenderes Ansehen als irgend ein anderer Stand des Reiches, zuwendeten. Auf diese Weise fanden die Edlen wieder ein Vaterland, welches ihnen das sinkende Reich der Lombarden nicht mehr zu bieten vermochte, und die Städte verstärkten sich durch neue Einwohner von hohem Range, deren kriegerischer Muth gleichsam ein Vermächtniß von Familie auf Familie war, und in deren hellleuchtenden Strahlen edler Abkunft und ruhmwürdiger Thaten die ihnen nun gleichgestellten Bürger sich sonnten.

Das Verhalten der neuen Republiken gegen die Landgrafen und Edlen, von denen viele das angebotene Bürgerrecht und jede Art von Verbindung mit ihnen ausgeschlagen hatten, ist der Erwähnung würdig. Eingeengt in die Zwischenräume dieser kleinen Herrschaften, konnten die Städte mit ihren Ge-

bieten bei zunehmender Bevölkerung nur durch freien Verkehr mit dem Lande und den Dienstmannen der Landgrafen einer Hungersnoth vorbeugen. Sie durften daher weder durch stolzes Benehmen noch durch unbillige Forderungen den Unwillen der Barone reizen, und dadurch vielleicht eine gemeinsame Schilderhebung derselben gegen sich herausfordern, die für sie um so gefährlicher geworden wäre, als jenen ihre Lage gestattete, die Dauer des Krieges nach Belieben zu bestimmen. Wie aus einer Räuberhöhle stürzten sie aus ihrer Burg auf Reisende und Handelsleute herab, nahmen ihnen alles ab, oder verwüsteten das Eigenthum der Städte bis an die Thore, während die Bürger, ungeachtet ihrer überlegenen Macht, von der Nothwendigkeit der Sorge für ihr tägliches Brod gezwungen, wieder heimkehren mußten, sohin nicht im Stande waren, ihre gesammten Streitkräfte lange auf dem Kriegsfuße in Thätigkeit zu erhalten. Die Belagerungskunst hatte gleichfalls noch nicht die zur Bezwingung der Edlen in ihren Burgen erforderlichen Fortschritte gemacht, und somit waren sie in ihren verrammelten Nestern, hoch oben auf den Zinnen pfadloser Felsen, wo sie nur mit ihren Familien und wenigen Knappen hauseten, vor den rächenden Schwertern der größten Heere geschützt.

Deswegen gaben sich die Freistaaten alle Mühe, sich die Landgrafen durch Verleihung der Bürgerrechte und der wichtigsten Staatsbedienstungen geneigt zu machen. Dennoch duldete die Republik keine Gewaltsübergriffe der Burgherren, keine von ihnen versuchte Unterdrückung Einzelner; in solchen Fällen machte die Republik die Sache eines jeden gekränkten Bürgers zu ihrer eigenen, und steckte das Schwert nicht mehr in die Scheide, bis zur Zurechtweisung des Beleidigers.

Sechs Abtheilungen, jede mit dem Namen eines Stadtthores bezeichnet, schieden Mailands Einwohner. Die Edlen hatten die Ertheilung der Bürgerrechte dazu benützt, sich die Oberaufsicht über die Thore, das Amt der Consuln und die Feldherrnwürde ausschließend anzumassen, und da sie eine

sichere Stütze an den obrigkeitlichen Beamten fanden, die alle ihrem Stande angehörten, so begannen sie, die Gewerksleute und das gemeine Volk mit verachtendem Hochmuthe zu behandeln. Ein Edler wagte es im Jahre 1041 auf öffentlicher Straße, am hellen Tage, einen Bürger mit dem Stocke zu schlagen; der Name des Bürgers blieb ungenannt, aber das ganze Volk hielt sich dadurch für beschimpft. Lanzon, wieder ein Edler, den vermuthlich Ehrgeiz zu einem Freunde des Volkes machte, trat als Anführer der zürnenden Bürger auf, die sich, sonderbarerweise, geehrt fühlten, einen Edlen an ihrer Spitze zu haben, da sie doch zur Züchtigung der Edlen sich erhoben; ein solches Uebergewicht ist dem Vorurtheile der Abkunft über den menschlichen Geist gegeben.

Lanzon wurde zum Vorstande des geheimen Rathes ernannt, und eine neue Wahl der Consuln durch das Volk vollzogen. Angeführt von diesen begannen die Bewaffneten die Berennung der Thürme und Burgen des Adels im Umkreise der Stadt, hinter deren festen Mauern sie die Weisungen der Gerichtshöfe verhöhnten. Eine förmliche Belagerung mußte bei vielen solchen Bollwerken der Schleifung derselben vorausgehen; und selbst auf den Straßen floß noch Blut zu ihrer Vertheidigung. Auf allen Punkten geschlagen, mußten zuletzt die Edlen der überlegenen Gewalt nachgeben, mit ihren Familien die Stadt räumen, und der Rache des Volkes ihre Zwingvesten überlassen, deren Zerstörung auch noch an dem nämlichen Tage geschah.

Verstärkt durch seine Dienstmannen, die Landleute, war nun der Adel an Streitkräften überlegen, außerhalb der Stadt, die er einige Jahre lang belagerte. Endlich begab sich Lanzon, noch immer Anführer des Volkes, nach Deutschland, um die Hülfe Heinrichs III. nachzusuchen, der gerne erbötig war, diese Gelegenheit zur Wiederbefestigung seines Ansehens in Mailand zu benützen, da er ob der stets zunehmenden Unabhängigkeit der Städte sehr besorgt war. Mit der Zusicherung von viertausend Berittenen verband er das Begehren ihrer un=

vorzüglichen Aufnahme in die Stadt. Schon wankte der Muth der Mailänder, durch die Gefahr einer Hungersnoth erschüttert, als der eilig zurückgekehrte Lanzon durch die freudige Botschaft nahen Beistandes alle Herzen mit neuen Hoffnungen beseelte; als ihm jedoch klar wurde, daß eine verblendete, rachsüchtige Partei das gesammte Vaterland wieder in die alte Sclaverei stürzen würde, unterhandelte er mit den angesehensten Edlen, schilderte ihnen mit aller Wahrheit ihre eigene traurige Zukunft, der sie selbst den Weg bahnten, und bewog sie endlich zum Abschlusse eines Friedens, der ihnen Theilnahme an der Regierung der Stadt, ohne Ausschließung des Volkes, verbürgte.

Da uns durchaus alle Nachrichten über die Geschichte der lombardischen Freistaaten und aller nördlichen Städte Italiens von jenem Kriege an bis zu dem von Como fehlen, womit unser nächstes Capitel sich beschäftigen wird, so müssen wir einen Zeitraum von siebzig Jahren mit Stillschweigen übergehen, welcher die auffallendsten Umwälzungen und die hartnäckigsten Kämpfe in diesen Gegenden umfaßt; während dieser langen Zeit berichten die schreibenden Zeitgenossen über das Gedeihen der Städte und ihrer Freiheit auch nicht das Mindeste. Dagegen haben Schriftsteller, größtentheils deutsche, den durch die Investituren herbeigeführten Krieg, und den an Ereignissen so reichen der Kaiser mit den Päpsten, höchst ausführlich geschildert. Nur diese mächtigen Erscheinungen hielten die Schriftsteller ihrer Beachtung würdig; diese fehlten den Städten dazumal gänzlich, und die Geschichtforscher mußten nach den magern, schleppenden Notizen Landulphs des Jüngern oder St. Pauls haschen, der, anstatt als ein Schriftsteller der damaligen Zeit die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben, die Widrigkeiten, in welche ihn eine armselige Pfründe verwickelte, seine Zerwürfnisse mit den abtrünnigen Nicolaiten, und die schmähligen Tücken der Geistlichkeit in Mailand zum Besten giebt. Gewiß wendet sich der Leser mit uns gerne weg von diesem so gar nicht entsprechenden Wegweiser, in's zwölfte Jahrhundert hinüber, wo uns fruchtbare schreibende Zeitgenos-

sen mit vollständigen Berichten, nicht lediglich mit lückenhaft-flüchtigen Umrissen, begegnen.

Doch einmal noch wollen wir unsere Blicke auf der durchschrittenen Bahn verweilen lassen, bevor wir eine neue beginnen.

Das Tagewerk einer, neue Völker und neue Menschen schaffenden Umwälzung, war vollbracht. Wie nach der Wasserfluth die am sengenden Strahle der Sonne erglühte Erde in ihrem unerforschlichen Schooße in Folge einer geheimnißvollen Befruchtung ein Ringen nach dem Daseyn spürte, und der träge Urstoff urplötzlich zur Thätigkeit des Lebens überging, so beseelte eine göttliche Flamme die Herzen der Italiener, und das ganze Volk hatte sich zu einem höheren Gefühle emporgeschwungen. Aus seinem Todesschlummer sich aufraffend, machte das bisher theilnahmlose Volk Riesenschritte auf dem Pfade zum Ruhme und zur Freiheit. Den das Ganze durchglühenden Geist der Kraft und Unabhängigkeit haben wir durch ein Gemeng dürftig erhellter Thatsachen abgezogen, durch Verweilen bei einzelnen von diesen, vielleicht nicht nach Verdienst gewürdiget, jenen Geist, der da waltete, als jeder Markgraf, jeder Prälat, im Bewußtseyn seines eigenen Werthes, das Richteramt über seinen Fürsten sich anmaßte, dem Urtheile seines Gewissens die Rechte des Reiches und der Kirche unterwarf, und nur nach freiem Willen für den Kaiser oder den Papst sich entschied; als jeder Edle, jeder Ritter, freiheitliebend, seine persönliche Sicherheit, sich selbst genug, nicht unter dem Schutze der Obrigkeiten und Gesetze suchte, sondern auf seinen Burgen, stolz auf seinen eigenen Muth und auf die Treue seiner Dienstmannen; als jede Stadt, stark durch eigene Kraft, durch Einigkeit und brüderliche Liebe der Bürger, ohne fremden Beistand zu erbetteln, die ganze Welt muthvoll zum Kampfe herausgefordert hätte.

In allen Herzen begann, gleichsam von der Hand eines höhern, segenspendenden Wesens geweckt, das Gefühl der Menschenwürde und angeborner Unabhängigkeit zu erwachen. Die heilige Saat der neuen Grundsätze von Freiheit reifte nicht

bloß auf Italiens Boden; sie wucherte durch ganz Europa; zwar nicht übereilt war ihr Fortschreiten vom Süden nach dem Norden, aber in stäter Bewegung. Dem Vorbilde Italiens und Spaniens, ahmten bald die Schweiz, Deutschland, Frankreich und England nach.

Die ersten freien Verfassungen kamen vom Norden her zu den gesunkenen Römern. Sehr denkwürdig und durch Erfahrung erprobt, bleibt immer dieses rückschreitende Entwickeln des republikanischen Systems vom Süden nach dem Norden. Allen übrigen Städten Italiens waren Neapel, Gaeta, Amalfi und selbst Rom hierin Vorbilder; die kriegeskühnen Gründer des Königreiches Soprarabia in Spanien im neunten Jahrhundert, hatten einen Mittelrichter zwischen König und Volk aufgestellt; nachahmend gab es später einen Oberrichter in Arragonien, und im Jahre **1115** verlieh Alphons I., Saragossa's Eroberer, die Privilegien und Freiheiten der Edelleute oder Jofancons, den Bürgern seiner Hauptstadt. Die Städte in Deutschland und der Schweiz aber lernten die Freiheit erst in den letzten Jahren des zehnten Jahrhunderts kennen, und die französischen und englischen Städte kamen noch später in den Besitz der Gemeinderechte.

Zwei Grundbedingungen müssen zunächst erfüllt werden, um die Menschen für Freiheit empfänglich zu machen: Kraft des Einzelnen und Kraft der Gesammtheit. Aus verschiedenen Quellen entspringen beide, und ihre Eigenheiten sind unvereinbar; beide durch ein vermittelndes Gleichmaaß zu paaren, gelang nur wenigen Nationen. Die den Wilden eigenthümlichen Vorzüge sind: persönliche Kraft, Selbstvertrauen, kühne Verachtung persönlicher Gefahr und fremder, Unrecht drohender Gewalt und der unerschütterliche Wille, nur das eigene Gewissen, das eigene Urtheil als ein Gesetz zu achten. Die Söhne Germaniens und Scandinaviens brachten solche Gesinnungen in die südlichen Länder, zugleich mit ihrer Unabhängigkeit, und stets verschmähten sie alle festern Bürgschaften ihrer Gesammtheit, da sie als eigene Völker auftraten. Ihre Grundsätze konnten keine andern Früchte

tragen, als die sie wirklich trugen: das edle stolze Selbstgefühl freier Ritter, doch auch ihre Zerwürfnisse, und die den Eroberern sich aufdringende Nothwendigkeit, nur durch Annahme der Fürstenwürde und Niederhaltung der Andern, die eigene Freiheit retten zu können.

Andererseits konnte die Kraft der Gesammtheit nur in Städten sich entwickeln, und nur der Süden hatte Städte, die der Cultur der Völker ihr Entstehen verdanken. Indem die Scandinavier die Städte zerstörten, wähnten sie etwas Verdienstliches zu thun, da sie jeden socialen Verein für die Freiheit des Menschen gefährlich erachteten, und jene Städte Italiens, die mit der den Barbaren unbegreiflichen Kraft der Gesammtheit vorbildlich dastanden, hatte wohl nur ein Wunder vor ihrer Verwüstung bewahrt, oder sie waren aus ihrem Schutte wieder neu empor gestiegen.

Die Kraft der Gesammtheit wird bedingt durch die völlige Hingebung des Einzelnen für die Gesammtheit, deren Theil er bildet. Daß der Einzelne sein Bestes nur in dem Besten Aller finden könne, auf diesen Glauben muß zunächst die Unterordnung seiner selbst sich gründen, dem Vaterlande ist der Bürger seine gänzliche Aufopferung schuldig; doch dazu wird ihn bloße Berechnung nie ermuthigen. Wird er auch überzeugt, daß hundertfältig das Beste des Vaterlandes mit seinem eigenen Besten unzertrennlich verbunden war, stets wird sein bedrohtes eigenes, die Erinnerung an das Beste des Vaterlandes verdrängen. Der sociale Verein erhebt sich sohin auf einer erhabenern Grundlage, als lediglich auf vertragsmäßig abgewogenen, getheilten Interessen; nicht eigennützige Selbstliebe nur Tugenden verbürgen die Dauer eines Vereines. Dankbarkeit für gegenseitige Beweise von Wohlwollen, schlinget ein gemeinsames Band um Freunde und Brüder; kindliche und religiöse Verehrung macht dem Menschen das Vaterland so theuer, dieses höhere, nach unserm Glauben zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen nach seinem Ebenbilde vermittelnde Wesen; Vergangenheit und Zukunft verschmelzen sich in un=

serer Seele durch ihre Sehnsucht nach Unsterblichkeit, welche die Pulsschläge unserer Herzen für den Ruhm unserer Ahnen und für das Heil unserer Enkel beflügelt.

Nur Freiheit ohne Vaterland war den nördlichen Völkern eigen, nur Vaterland ohne Freiheit den südlichen, und beiden völlig fremd der Tugenden höchste: Selbstaufopferung; jene band keine Pflicht, diesen fehlte der geistige Aufschwung. Durch das Eigenthümliche, daß er keinen Zweck erreicht, überrascht der Heldenmuth der Scandinavier und der Krieger Ossians. Der todesmuthige Held stirbt weder für das Vaterland, noch für die Glorie seiner Väter, noch für das Beste seiner Kinder; er stirbt nur für seinen eigenen Ruhm. Dem Süden fehlte es nicht am Zwecke der Selbstaufopferung, sondern nur am Muthe dazu. Die Größe seiner Dankverpflichtung erkannte jeder Bürger, der Stadt gegenüber, die ihn gebar, dieser großen Urne mit der Asche seiner Väter, innerhalb deren Mauern er vorahnend schon seine Enkel geschirmt sah. Die große Verbrüderung der Völker vereinte die Tugenden des Nordens und des Südens zu harmonischem Einklange, den unternehmenden Geist der Eroberer und die Neigung der besiegten Völker zum geselligen Leben, deren Wiedergeburt zur Menschheit, aus dem Schlamme der tiefsten Erniedrigung, ihrer Aufstellung als Vorbild in irgend einer Tugend vorangehen mußte.

Gleichwohl hatte sich aus Roms besseren Tagen auf sie vererbt: Liebe zu ihrem heimathlichen Boden, zu ihrem Namen, zu den Mitbürgern, die einst mit ihren Vätern lebten, deren Kinder die Genossen der ihrigen seyn würden, und nur die Sonne der Freiheit durfte ihnen tagen, um diese Liebe in ihren Herzen zu neuer Kraft zu entzünden. Unter den Mißgeschicken, die schwer auf Italiens Völkern lasteten, scheinen alle Ereignisse von einem gewissen Standpunkte aus beurtheilt, nach dem gemeinsamen Ziele der Vorbereitung jenes hellleuchtenden Zeitraumes des Ruhmes und der Freiheit sich zu wenden, dessen Morgenröthe auf den Schwingen des zwölften Jahrhunderts für die Italiener aufschimmern sollte.

Die Zerstückelung Italiens durch die Lombarden hatte doch den Vortheil, daß durch das Entstehen mehrerer neuer Völkerschaften in einer Provinz, das Vaterland dem Bürger theurer wurde. Der Römer hielt sich an den Römer, der Grieche an den Griechen, und in jenem Zeitraume legten viele unabhängige Staaten, von Neapel bis an Venedig, den Grund zu ihrer Freiheit.

Die Einflüsse der Cultur wurden durch die Eroberungen Karls des Großen und die Regierung seiner Nachfolger gelähmt; doch durch die Zerstörung des Reiches der Lombarden und durch das Umsichgreifen eines gesetzlosen Zustandes, wurden die Karolinger zu einer Umgestaltung der Verhältnisse gezwungen, daher sie den Städten der Lombardei jene Vortheile verliehen, deren sich Neapel, Amalfi und Venedig durch entsprechende Gemeindeverfassungen längst schon erfreuten.

Die Städte mußten in Folge der verwüstenden Raubzüge der Ungarn und Sarazenen, und des dadurch veranlaßten gemeinsamen Elendes, Kriegsmannschaft aufbieten, sich mit Mauern umgürten, und somit erhob sich wieder die gesunkene Volkskraft.

Eine völlige Auflösung gesetzlicher Bande füllt die Lücke zwischen dem Verfalle der Monarchie und dem Entstehen der Gemeindeverfassungen aus. Deutschland sendete einen großen Mann als Gesetzgeber einer Nation, über die er nur zu herrschen bestimmt war, und seine neuen Schöpfungen trugen gleich das Gepräge der Weisheit und Uneigennützigkeit.

Nicht ohne Vortheile für die Italiener, blieben die Ausschweifungen der Päpste im zehnten Jahrhundert, und ihre ehrsüchtigen Unternehmungen im eilften. Die Binde des finstern Aberglaubens lüfteten die erstern Päpste, und die andern brachten, durch den hartnäckigen Kampf zwischen dem Reiche und dem heiligen Stuhle, das Volk dahin, seine Dienstleistungen an Bedingnisse knüpfen, und aus abhängigen Dienstmannen selbstständige, verbündete Kriegsgenossen werden zu können. Die ewige Weltordnung, deren Triebwerk den Sterblichen un-

erforschlich bleibt, scheint das Gesetz zu enthalten, daß die Saat des Bösen oft zu guten Früchten reife. Des Elendes höchster Grad kann somit oft wie ein Wahrzeichen den segenvollen Umschwung aller Verhältnisse verkünden. Darum vertrauend emporgeschaut zu den heiligen Wahrheiten, zu den Tugenden, die der Menschen erhabenste Güter sind! Möge auch Vergessenheit vorübergehend sie umdunkeln! Möge auch feindlicher Grimm sie mit Dämmen einengen, der Jahrhunderte schweigend sich aufthürmende Muth wird sie doch zuletzt durchbrechen! Uns genüge demnach die Ueberzeugung, daß die ewigen Wahrheiten noch über die Grabhügel ihrer wüthendsten Feinde hinleuchten, und daß sie, wenn auch von der Erde vertilgt, selbstschöpferisch in den Herzen der Menschen eine neue Heimath fänden, wäre auch auf dem ganzen Erdballe von einem Denkmale ihres frühern Lebens und Wirkens und von der Huldigung, die ihnen einst gebracht wurde, auch nicht die mindeste Spur mehr zu schauen.

7.

Der Mailänder Ehrsucht; ihre Eroberungen in der Lombardei während der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — Lothars III. und Conrads II. Regierung. — Umwälzungen Roms von 1100 bis 1152.

Erschöpft durch Uebermaß und Dauer, mußte endlich, nach langer Verheerung, der gräßliche Sturm jener Leidenschaften vertoben, welche die Gemüther verblendeten, als der Kampf wegen der Belehnungen unter Gottes Banner gestellt wurde. Den Völkern gegenüber werden immer das nämliche Feldgeschrei, immer die nämliche Entwürdigung, immer der nämliche Ehrenraub, nach und nach abgenützt, und wirken nicht mehr als politisches Aufregungsmittel. Dem ganzen Volke verkündet der Himmel, wenn das Zünglein in der Wage sich zu keiner der beiden Partheien neiget, daß keine auf seine besondere Gunst rechnen dürfe; daß nur nichtiger Wortschwall in den Verheißungen der einen, wie den Drohungen der andern liege, daß nicht alle Tugenden auf Einer Seite

leuchten, und nicht alle Laster die andern verdunkeln. Was die Ehrsüchtigen eigentlich wollen, die das Volk aufstacheln, wird gar bald klar; der Wahn entschwindet, und für immer unbrauchbar bleibt die Höllenmaschine, vor deren Gewalt der Staat in seinen Grundfesten erbebte, sobald ihre zertrümmerten Räder nicht mehr ineinander greifen.

Unverkennbar wurden beide Partheien, Reich und Priesterschaft, immer unkräftiger, nach Zeichen zu schließen, die sich bereits einige Jahre vor dem Frieden zu Worms kund gaben, worunter das denkwürdigste, ausschließend zunächst uns interessirende, der Städte aufkeimende, wechselseitige Nebenbuhlerschaft, ihre Kämpfe unter sich und die Entwicklung republikanischer Neigungen andeutete, welche bei ihnen die frühere Glaubensschwärmerei ablöseten.

Die Gemeindeverfassungen der lombardischen Städte hatten unter der sturmumtobten Herrschaft Heinrichs IV. unbemerkt festen Boden gewonnen. Daß aber auch sie nicht von reiner Liebe zur Freiheit durchglüht seyen, sondern, gleich den Fürsten, von Ehrgeiz oder dem Streben nach Gebietsvergrößerung, unterlag schon in den ersten Jahren Heinrichs V. keinem Zweifel mehr. Frei waren alle Städte, aber nicht gleich an der Zahl der Einwohner. Manche behaupteten einen bedeutenden Vorrang an Macht und Reichthum durch den Segen oder Umfang ihres Bodens, durch eine von der Natur begünstigte Lage, oder durch alte Privilegien ihrer weltlichen und geistlichen Verwaltungsstellen.

Hoch über alle lombardischen Städte ragten Mailand und Pavia hervor, und der finstere Haß in den Herzen ihrer Bewohner gegeneinander wurde durch ihre Nähe noch mehr geschürt, da nur eine Ebene von zwanzig Millien, welche überdieß kein bedeutender Fluß unterbrach, die beiden erbitterten Völker schied. Wiederholte Zwiste wegen Leitung von Bächen, deren Wasser die Fluren tränken sollte, wegen Kirchspielgrenzen, wo die Natur keine bezeichnet hatte, würden schon an und für sich Stoff genug zu Kriegen zwischen beiden Staaten gegeben

haben, wäre nicht ihre nebenbuhlerische Ehrsucht ohnehin die reichhaltigste Quelle gegenseitiger Fehden gewesen.

Zwar kehrten beide Städte nicht unmittelbar gegeneinander ihre Waffen, doch spalteten sie durch Befehdungen nahe gelegener kleinerer Städte, die ihnen eine leichte Beute dünkten, die Lombardei in zwei Theile, jeder von einer der beiden Republiken vertreten. Ihnen an Macht zunächst sich anreihend in diesem Bezirke, unternahm Cremona schon im Jahre **1100** einen Angriff auf die Stadt Crema, und bot alles auf, sie zur Uebergabe zu drängen. Also zog einige Zeit darauf, im Jahre **1107**, Pavia gegen Tortona, und Mailand gegen Lodi und Novara. In ihrer mißlichen Lage suchten die Städte von jener Hauptstadt Beistand, die gegen sie am wenigsten feindlich gesinnt schien. Crema und Tortona stellten sich unter den Schutz der Mailänder, während ihnen gegenüber Pavia, Cremona, Lodi und Novara zur Wehre sich verbündeten. Der Cremoneser Nebenbuhler, die Brescianer, stellten sich zu den Mailändern, die Bürger von Asti, als Tortonas Feinde, hielten es mit jenen von Pavia. In der Regel gesellten sich Parma und Modena zu Mailand, indessen Piacenza bei der andern Verbindung blieb.

Plänkeleien gingen den Kriegen zwischen diesen Städten voraus; wechselseitige Wegnahme der eingebrachten Ernte machte den Beginn der Feindseligkeiten; der Zorn entlud sich dann in Herausforderungen; ihren Carroccio in der Mitte zogen alle, welche Waffen tragen konnten, zum Kampfe aus, an einem bestimmten Tage und an einen bestimmten Ort an der Grenzscheide beider Staaten. Diese Republikaner schätzten kriegslustige Tapferkeit höher als die Kunst Krieg zu führen, und nicht selten entschied die Schlacht den Feldzug und den ganzen Zwist. Nur um Siegesruhm war beiden Fechtenden zu thun; nicht den Fuß wollten sie dem Feinde auf den Nacken setzen, sondern nur mit Demüthigung und Schmach ihn überhäufen. Es ergab sich z. B., daß die Mailänder im Jahre **1108** die Pavesaner schlugen, und die vielen Gefangenen, die

sie machten, auf den Hauptplatz ihrer Stadt trieben, ihnen dort die Hände auf den Rücken und darunter eine brennende Fackel befestigten, und sie sofort in solchem Aufputze, unter schallendem Spottgelächter, durch die offenen Thore wieder nach Hause laufen ließen.

So gelinde endeten aber nicht alle diese Kriege. Sieben Freistaaten umgaben die Mailänder: Como, Novara, Pavia, Lodi, Cremona, Crema und Bergamo; keine von diesen sieben Städten lag weiter von Mailand in ihrer größten Entfernung als vierzig Millien. An Macht hatte darunter Cremona den ersten Rang, und war, so zu sagen, ein Theil des mailändischen Staates, nach freiwilliger Stellung unter dessen Schutz. Die andern Städte hofften ihre Erhaltung durch einen Bund gegen Mailand zu sichern, welches durch eine plötzliche Spaltung unter ihnen die schwächsten dann leicht bezwingen konnte. Jener Bund aber war nicht kräftig genug; ein einziger Sieg, ein einziger Friedensschluß, war hinreichend, ihn zu sprengen. Und in der That fügte es sich, daß die Mailänder über eine nach der andern herfallen konnten, daher sie im Jahre 1107 der Stadt Lodi eine Kriegserklärung sendeten.

1107—1111.

Nach Berichten der Geschichtschreiber von Lodi, haben ihre Landsleute während dieses vierjährigen Krieges mehr als einmal in offenen Feldschlachten über die Mailänder gesiegt, aber viele Feldfrüchte verloren, und sie verhöhnend erschienen die Mailänder vor den Stadtmauern. Dazumal kannte man beinahe noch keine andere Art von Belagerung. Gelang es den Belagerern nicht, die Belagerten aus den Mauern heraus zu einem Treffen im Freien zu bringen, so blieb ihnen selbst nur ein baldiger Rückzug übrig. Die meisten Soldaten waren Handwerker, die unbesoldet nicht lange ferne von ihren gewohnten Arbeiten dienen konnten. Mit jedem Jahr erneuerten die Mailänder ihre Kriegszüge gegen die Einwohner von Lodi, und das Verbrennen oder Wegschleppen ihrer Feldfrüchte,

unbekümmert um die helfenden Zuzüge von Cremona und Pavia.

Durch Wachen und Entbehrungen erschöpft, waren die Bürger endlich zur fernern Vertheidigung der Mauern unfähig, welche die Mailänder im Junius des Jahres 1111 erstürmten. Die Festungswerke von Lodi machten sie in ihrer grenzenlosen Wuth dem Boden gleich, verwüsteten die Häuser, oder legten sie in Asche, zerstreuten die Einwohner in sechs Dörfer, die sie mit ehernen Arme zügelten, und beugten sie unter die härtesten Gesetze. Sie schleiften auch die Stadt, die als Nebenbuhlerin einst so oft ihre Besorgniß erregt hatte, und zerstreute Trümmer bei Lodi Vecchio sind noch in unsern Tagen die alten Zeugen jenes Geschickes. Unter den Händen der Besiegten, auf einer andern Stätte, erhob sich nach sieben und vierzig Jahren eine neue Stadt Lodi.

1118.

Einen schwerern Krieg hatten die Mailänder mit der Stadt Como auszufechten, der im Jahre 1118 begonnen, und durch einen halb barbarischen Dichter aus Como im Gedichte verherrlichet wurde, welches schier unser einziges geschichtliches Zeugniß jenes hartnäckigen Kampfes ist.

Der Dichter von Como eröffnet sein Lied durch eine Gleichstellung des Looses seines Vaterlandes mit den Leiden von Troja. Er selbst ist zwar nicht von Geiste Homer's beseelt, aber überraschend die Aehnlichkeit der von beiden Dichtern besungenen Thaten. Die Belagerung von Como, wie jene von Troja, dauerte zehn Jahre; gegen die bedrängten Comeser verbündeten sich alle Freistaaten der Lombardei. Die Städte übten ihre Kräfte zum erstenmale in größern Verhältnissen; zum erstenmale kämpften ihre Krieger mit den Alpensöhnen, mit den Ansiedlern der Seen, mit den Bewohnern des Thales von St. Martin. Auf diesem Wege bildeten sie sich heran zu schlagrüstigen Streitern, und gewannen jenen Kriegsmuth, der ihnen

späterhin zum Walle diente gegen den gefürchteten mittelalterlichen Xerxes, — Friedrich Barbarossa.

Die Religion wurde im Anfange in den Zwist verflochten. Die Lombarden hielten es mit dem Kaiser, die Comeser mit dem Papste, dem sie einen Bischof nach ihrem Wunsche verdankten. Allein der Gegenpapst Burdino, oder Gregor VIII., wollte dem Landolph von Carcano, Diakon an der Kirche zu Mailand, einem Adeligen dieses Staates, das Bisthum von Como verleihen. In der Absicht, aus der Anwesenheit Heinrichs V. in Italien Vortheil zu ziehen, gab er sich vom Schlosse St. Georg aus alle Mühe, den Kirchsprengel seines Mitbewerbers mit listigen Ränken zu umspinnen. Einst überfiel nächtlicher Weile der rechtmäßige Bischof Guido, umgeben von den zwei Consuln von Como, Adam von Pirro und Gaudenzo Fontanella, das Schloß St. Georg, wobei Londolph in seine Hände fiel.

Von seinen Verwandten und Gefährten wurden mehrere auf der Wahlstätte getödtet, die übrigen flüchteten sich mit den blutbefleckten Gewändern der Erschlagenen nach Mailand, stellten die Kleider auf den Hauptplatz zur Schau, nebenan stumm trauernd, während die Wittwen und Waisen der Gebliebenen ein durchdringendes Wehgeheul erhoben, und das zuströmmende Volk zur Rache aufstachelten, und die Glocken von den Thürmen dröhnten, die Gläubigen zum festlichen Hochamte rufend. Umgeben von seiner Geistlichkeit wehrte der Erzbischof Giordano am Portale der Kirche den Herbeieilenden den Eintritt, mit dem lauten Zurufe, ihn nur jenen zu gewähren, die bereit seyen, für die Kirche und das Vaterland zu kämpfen. Durch großartige, prunkhafte Mittel, sucht man in Freistaaten auf die Gemüther der Bürger zu wirken, Mittel, die dort überflüssig erscheinen, wo nur Einem die Macht verliehen ist, über Krieg und Frieden zu beschließen. Die Mailänder rüsteten sich zum Kampfe, wozu sie die Comeser durch einen Herold aufboten, und rückten mit flatterndem Banner gegen Como, den festlich geschmückten Carroccio in ihrer Mitte. Am Fuße des Ber-

Wir beginnen mit dem meisterhaften Werke: „Die Weißkappen; oder: Anna von Gent; ein niederländisches Gemälde; drei Theile," — welches die interessante Geschichte des Aufstandes der Bürger von Gent gegen den Grafen von Flandern und ihrer Thaten erzählt, nachdem sie zum Erkennungszeichen ihrer Partei weiße Kappen gewählt hatten. Die Pracht der alten Ritterzeit, die damaligen Sitten, wechselreiche Charaktere, worunter ein ergötzlicher humoristischer Bürgermeister, große und selbst kleinere historische Thatsachen, sind hier mit fast dramatischer Lebendigkeit vor den Augen der gleichsam mitlebenden Leser aufgerollt. Die äußerst günstigen Urtheile der englischen Journale über die bisher erschienenen Werke der Bray, sind dem ersten Hefte unserer Uebertragung der „Weißkappen" beigefügt, um den Lesern eine Andeutung ihrer künftigen Genüsse zu geben.

Jedes Heft von 6 Bogen kostet im Subscriptionspreise 18 kr. oder 4 gr. — Alle Monate erscheint ein Heft.

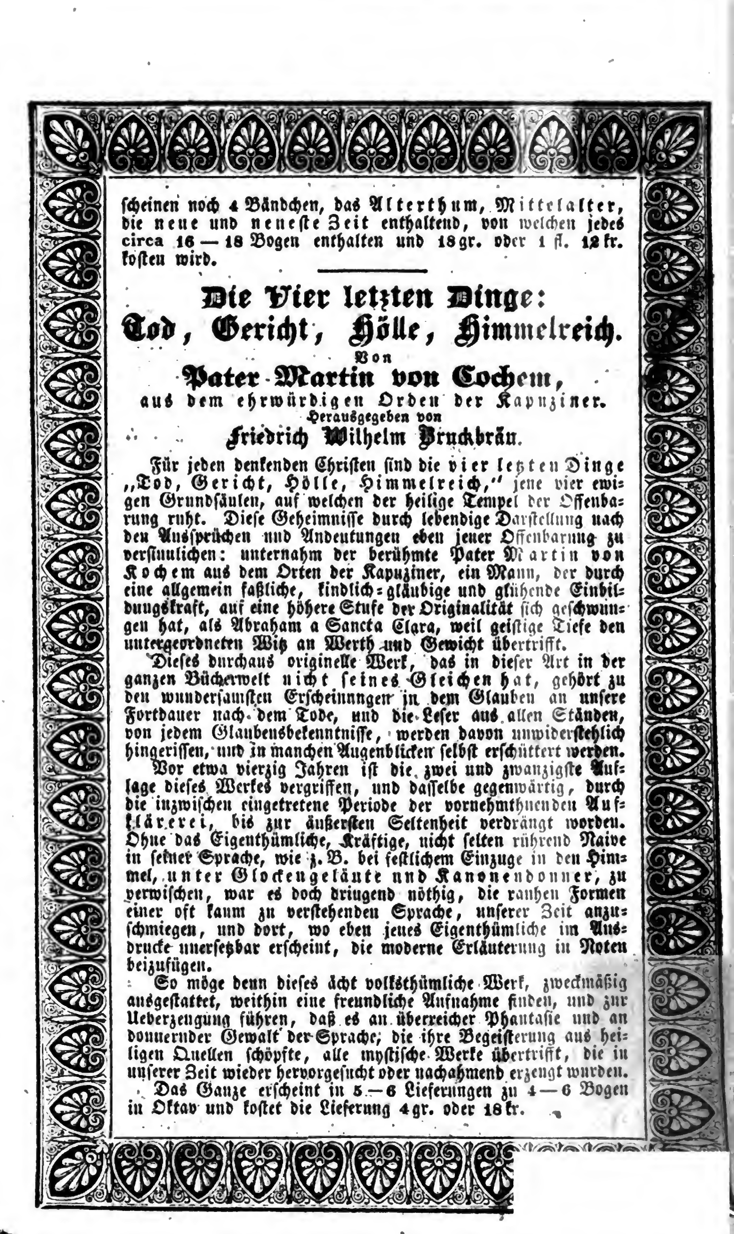
Erzählungen
aus der
Welt- und Menschen-Geschichte
aller Zeiten und Völker
mit besonderer Hervorhebung der wichtigsten Begebenheiten
der
christlichen Religionsgeschichte,
für die katholische Jugend und ihre Erzieher,
so wie
für Gebildete überhaupt.

Von
Johann von Gott Steinle.
Erstes Bändchen, die Vorwelt enthaltend.

> Der herrschende Ton kann nur durch eine rein sittliche Lektüre verbessert werden; allein diese Lektüre wird dort keinen Eingang finden, wo man es für abgeschmackt hält, von der Religion zu sprechen oder zu lesen.
>
> Rupert Kornmann.

Aufgemuntert durch den Beifall, den die früheren Werke des Verfassers fanden, ja in mehreren Recensionen, namentlich in der des hochwürdigen Herrn Domherrn Dr. J. A. Fischer in Luzern, dazu aufgefordert übergibt derselbe hiermit dem Volksschullehrer, dem gebildeten Bürger und Landmanne — hauptsächlich aber der heranwachsenden Jugend — eine gedrängte Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Allgemeinen-, der Religions- und deutschen Vaterlands-Geschichte in wohlgewählten Erzählungen um somit auf dem Wege der Unterhaltung und des Vergnügens das sittlich-religiöse Gefühl, so wie einen edlen Gemeingeist und wahrhaften Patriotismus anzufachen und zu bewahren.

Von diesem zunächst für den gebildeten Katholiken geschriebenen, aber auch dem unbefangenen Wahrheit liebenden und religiösen Protestanten vielfach brauchbaren Buch, er-



scheinen noch 4 Bändchen, das Alterthum, Mittelalter, die neue und neueste Zeit enthaltend, von welchen jedes circa 16 — 18 Bogen enthalten und 18 gr. oder 1 fl. 12 kr. kosten wird.

Die Vier letzten Dinge: Tod, Gericht, Hölle, Himmelreich.

Von

Pater Martin von Cochem,

aus dem ehrwürdigen Orden der Kapuziner.

Herausgegeben von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Für jeden denkenden Christen sind die vier letzten Dinge „Tod, Gericht, Hölle, Himmelreich," jene vier ewigen Grundsäulen, auf welchen der heilige Tempel der Offenbarung ruht. Diese Geheimnisse durch lebendige Darstellung nach den Aussprüchen und Andeutungen eben jener Offenbarung zu versinnlichen: unternahm der berühmte Pater Martin von Kochem aus dem Orden der Kapuziner, ein Mann, der durch eine allgemein faßliche, kindlich-gläubige und glühende Einbildungskraft, auf eine höhere Stufe der Originalität sich geschwungen hat, als Abraham a Sancta Clara, weil geistige Tiefe den untergeordneten Witz an Werth und Gewicht übertrifft.

Dieses durchaus originelle Werk, das in dieser Art in der ganzen Bücherwelt nicht seines Gleichen hat, gehört zu den wundersamsten Erscheinungen in dem Glauben an unsere Fortdauer nach dem Tode, und die Leser aus allen Ständen, von jedem Glaubensbekenntnisse, werden davon unwiderstehlich hingerissen, und in manchen Augenblicken selbst erschüttert werden.

Vor etwa vierzig Jahren ist die zwei und zwanzigste Auflage dieses Werkes vergriffen, und dasselbe gegenwärtig, durch die inzwischen eingetretene Periode der vornehmthuenden Aufklärerei, bis zur äußersten Seltenheit verdrängt worden. Ohne das Eigenthümliche, Kräftige, nicht selten rührend Naive in seiner Sprache, wie z. B. bei festlichem Einzuge in den Himmel, unter Glockengeläute und Kanonendonner, zu verwischen, war es doch dringend nöthig, die rauhen Formen einer oft kaum zu verstehenden Sprache, unserer Zeit anzuschmiegen, und dort, wo eben jenes Eigenthümliche im Ausdrucke unersetzbar erscheint, die moderne Erläuterung in Noten beizufügen.

So möge denn dieses ächt volksthümliche Werk, zweckmäßig ausgestattet, weithin eine freundliche Aufnahme finden, und zur Ueberzeugung führen, daß es an überreicher Phantasie und an donnernder Gewalt der Sprache, die ihre Begeisterung aus heiligen Quellen schöpfte, alle mystische Werke übertrifft, die in unserer Zeit wieder hervorgesucht oder nachahmend erzeugt wurden.

Das Ganze erscheint in 5 — 6 Lieferungen zu 4 — 6 Bogen in Oktav und kostet die Lieferung 4 gr. oder 18 kr.

